



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Geschichte
des
geistigen Lebens in Deutschland

von Leibniz bis auf Lessing's Tod
1681—1781.

Von
Julian Schmidt.

Zweiter Band.

Von Klopstock bis auf Lessing's Tod.
1750—1781.

Leipzig,
Fr. Wih. Grunow.
1864.

Neben den gelehrten Herrn sammelte sich hier um den Musenalmanach eine Schaar von Musen söhnen, geleitet von Voie (vgl. S. 392), beschützt von Kästner und Heyne und bereits früher mit Herder im Zusammenhang. Voie war unermüdblich, durch Briefe und Reisen Gönner und Freunde zu gewinnen; mit Gleim, G. Jacobi, Knebel stand er in dauerndem Verkehr; ebenso mit den Berlinern (Kamler) und Hamburgern (Claudius, Schönborn); einmal (Mai 1771) hatte er auch Lessing in Braunschweig aufgesucht, durch Ebert empfohlen, und ihm wohlgefallen. Auch Gotter und Wieland wurden nicht vergessen; als Ideal blieb aber Klopstock stehen. „Ich halte ihn,“ schreibt er (Dec. 1771) an Knebel, „für den ersten und beinahe einzigen Dichter unsrer Nation. Er macht mir das Herz schlagen, der Athem wird mir enge — ich muß aufhören zu lesen. Und nun, wenn ich wieder anfangen zu lesen, fühl' ich ihn erst recht. Er ist wohl nicht ohne Fehler, aber schwerlich hatte ein Originalgenie je soviel Geschmac.“ Auf Volkslieder wurde Jagd gemacht, wie nur in Herder's Kreise geschehen konnte. Von eigentlicher Polemik hielt sich Voie immer fern. — Nun singen junge Dichter an sich in Göttingen selbst anzufiedeln, darunter einer von ungewöhnlicher Kraft.

Bürger war geboren 31. Dec. 1747 in Wolmerswende (Bisthum Halberstadt), wo sein Vater Prediger war: er wurde aber schon im folgenden Jahr als Adjunct nach Westorf versetzt. Es war ein schwacher, phlegmatischer Mann; seine Frau scheint ein Drache gewesen zu sein. Der Knabe kam im 12. Jahre auf die Schule in Aschersleben, wo sein Großvater mütterlicher Seite, Bauer, lebte, ein harter eigensinniger Querkopf. Sept. 1760 wurde er im Pädagogium zu Halle recipirt, wo er im Anfange sehr geringe Fortschritte machte, auch Körperschwäche und Kränklichkeit hielten ihn zurück; doch gab ihm der Director Niemeyer (Sept. 1763) das Zeugniß: „hat ganz allgemeine Fähigkeiten und einen ebenso großen Stolz.“ In jenem Monat trug er bei einem öffentlichen Redeact eine Klopstock'strende Ode „Christus in Gethsemane“ vor. — Mai 1764 bezog er die Universität Halle: mit ihm zusammen Kamler Schmidt und Göttingk; Sept. 1764 starb sein Vater, 58 Jahr alt, er hing nun ganz von Bauer ab. Erst studirte er Theologie, dann die Rechte; beides ohne großen Eifer. Er schloß sich enge an Klopstock an, der auf seine Grundsätze und Bildung wie auf seinen Lebenswandel den nachtheiligsten

Einfluß ausübte; äußerst gutmüthig und sanguinisch, war er von früh auf jedem Einfluß zugänglich. Auch an Studentenverbindungen nahm er theil, und kam deswegen Juli 1767 in Untersuchung. — Die Verbindung mit Klopz dauerte fort, als er April 1768 nach Göttingen übersiedelte, wo er mit Diefster einen Shakespeare-Club stiftete. Er lebte ziemlich locker, und dabei in kümmerlichen Verhältnissen, da der Großvater mehrmals drohte, seine Hand ganz von ihm abziehen. — Hier beginnen sein ernsteren poetischen Versuche, und zwar sofort nach den beiden divergirenden Richtungen hin, die seine ganze Laufbahn kennzeichnen. — Auf der einen Seite schwebt ihm nämlich das Ideal einer auf's feinste in Sprache und Vers ausgebildeten Kunst vor; auf der andern das Ideal der Volksthümlichkeit, wie er sie in Gleim's Bänkelsänger-Romanzen zu finden glaubte, wobei es ihm nicht selten begegnete, die Begriffe Volk und Pöbel zu verwechseln. Im Sinne einer hohen Kunstleistung nahm er schon März 1768 die Uebersetzung des *Pervigilium Veneris* vor, welche ein ewiges Denkmal für die Bildsamkeit der deutschen Sprache bleiben sollte; er feilte daran mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache werth gewesen wäre, bis an sein Lebensende, und brachte zuletzt doch nur eine schaafe und gezierte Stilübung zu Stande; in demselben Sinne übersezte er 1771 auf Voie's Rath Berquin's: *Rien n'est si beau que mon hameau!* wo er wenigstens eine große Gewandtheit entwickelte. Nach der andern Seite ging der bänkelsängernde „Vater Bacchus“, und die greuliche „Jungfrau Europa“ (1770); wenn Bürger schmutzig wurde, ging es über alles Maß. — Gleichzeitig aber wagte er sich an eine größere Aufgabe.

„In Göttingen,“ schreibt Gleim 15. Jan. 1771 an Voie, „soll sich ein vortrefflicher Kopf aufhalten, Namens Bürger; man hat mir Wunder von ihm erzählt. Er soll den Homer übersetzen und vortrefflich! . . . Schade, sagte man mir, daß er sich dem Trunk zu sehr ergeben hat! . . . würden Sie nicht vor Eifer brennen, ein junges Genie vom Verderben zu retten?“ — „Bürger,“ antwortet Voie, „verdient allerdings, von Allen, denen die Ehre unsrer Nation am Herzen liegt, gekannt und aufgemuntert zu werden. . . . Eben das, was, auf einen edlen Zweck gelenkt, den Mann von Genie so weit über gemeine Menschen erhebt, führt ihn auf der andern Seite weiter als diese, wenn er nicht früh genug mit Männern edler Denkungsart umgehn kann.“ Nun schildert er den Einfluß von Klopz: „die Zuversicht, die alle Gelehrte von einer gewissen Sekte haben, und die mir von Tag zu Tage unerträglich wird, machte, daß wir entfernt von einander blieben.“ Auch Gotter hatte eine Annäherung hintertrieben; jetzt aber sind sie enge befreundet. „Er hat seitdem das Spanische sehr weit getrieben und ist ganz zu den griechischen Mufen zurückgekehrt. Die erste Frucht dieses Umgangs wird eine Uebersetzung

des Romans von dem ephessischen Xenophon sein. Er hat mit einer Uebersetzung des Homer angefangen... noch ist er Willens, sie in Jamben zu machen, und hat auf diese Art schon ein Buch fertig... Er lebt jetzt auf eine untadelhafte Art, und ich verspreche der Nation von seinen Talenten nicht wenig. Gelitten haben sie bei seiner vorigen Lebensart, aber zerstört sind sie nicht. Ich glaube, daß der Eintritt in die feine und gestittete Welt ihn jetzt zu einem vollendeten Manne machen und leicht das Rohe abschleifen würde, das ihm noch von seiner vorigen Lebensart geblieben ist."

Gleim kam persönlich nach Göttingen und scheint viel für Bürger gethan zu haben, wenn man einem überschwenglichen Brief des Letzteren (7. Juli 1771) trauen darf: „Gott im Himmel! was für ein Mann! o Natur! hast du noch mehr solche Söhne geboren? wären Sie länger geblieben, so hätte ich überlaut meinen müssen“ u. s. w. Boie hofmeisterte doch immer an ihm herum, während Gleim ihn in seiner Eigenheit ganz gewähren ließ. „Lassen Sie sich,“ schreibt er ihm 1. Aug., „durch keinen Tadel von dem angegebenen Ton abbringen, noch in irgend einem Ihrer Grundsätze irre machen! Ihre Seele ist voll von diesem Ton, von dieser Sprache, sie glüht; sie muß kalt werden, wenn sie sich dieser Vollheit begiebt und anfängt in einem Ton zu reden, auf den sie sich nicht selbst gestimmt hat.“ So war Gleim stets: für Bürger um so werthvoller, da sein poetisches Selbstgefühl nicht selten durch quälende Zweifel unterbrochen wurde: „Ich fühle,“ schreibt er 6. Febr. 1772, „nicht die lebendige Quelle in mir, die unaufhaltsam und von selbst hervorströmt, sondern ich muß jeden armseligen Tropfen erst mit großer Anstrengung herauspumpen.“ — Uebrigens verfuhr er nie nach dem bloßen Instinct: seinen Plan, den Homer in Jamben zu übersetzen, vertheidigt er in einer sehr ausführlichen Abhandlung, die in Klopke's „deutscher Bibliothek der schönen Wissenschaften“ abgedruckt wurde.

Ein zweites, sehr verwandtes Talent hatte Gleim aufrecht zu halten. Aus Erfurt, 18. Nov. 1770, hatte er von Heinse (Pfarrersohn aus Langenwieschen bei Ilmenau, geb. 16. Febr. 1749) folgenden Brief erhalten: „Jetzt bin ich einer von den Menschen, die sich Musesöhne zu nennen pflegen; ich muß Ihnen aber bekennen, daß meine Mutter nichts weniger als eine Muse, sondern eine gute ehrliche Frau war, die nach dem Quart ohne allen Zweifel den dritten Grad der Kälte und Feuchtigkeithatte. Sie empfing mich im Mai, wo nicht unter den Gefängen heller Nachtigallenschöre, wie Herr Ramler rühmt, doch aber auch nicht in einem schaalten, langweiligen Ehebett, nach dem Shakespeare... Genug, daß mein Vater und meine Mutter bei guter Laune gewesen sein müssen, denn wie sollte ich sonst die alle wirkliche Trübsale hinwegzaubernde Phantasie erhalten haben?... Doch ich muß meine Geburts-

geschichte verlassen, sonst möchten Sie mich gar für einen zweiten Tristram Shandy halten! — Nun wurde ich auferzogen, d. h. man gab mir täglich etlichemal zu essen und zu trinken, kleidete meinen Leib und brachte meiner Seele die Lehre von den Gespenstern, Hexen und dem leidigen Satan mit sehr vielem Fleiß in Geschichtchen nach löblicher Gewohnheit bei. Nach dieser Grundlage mußte ich einige Sprüche aus dem Katechismus lernen, kurz, man war so sehr als möglich darauf bedacht, den Gedanken alle Wege, in meinen Kopf zu schlüpfen, abzuschneiden. Allein, was sein soll, muß sich scheiden. Ich lief in meinem vierzehnten Jahr davon . . . Dadurch erlangte ich nun endlich, daß mich ein schwarzröthlicher Candidat die Anfangsgründe der lateinischen Sprache lehren durfte. Zu dieser Zeit fiel mir der Hoffmannswaldau in die Hand und verleitete mich dazu, Jagdlieder zu machen. Nun kam ich auf eine Schule, wo weder Wissenschaften, Künste, Weisheit noch Religion, sondern weiter nichts als Theologie gelehrt wurde; mein guter Genius gab mir im Traume ein, mich geschwind zu entfernen. Ich wanderte an einen Ort, wo mich zwei Mädchen in der Musaronischen Weisheit unterrichteten. Das 17. und 18. Jahr meines Lebens waren die schönsten meiner Jugend. Im Busen schlug ein wollüstiges Getümmel und Alles außer mir war Mahomed'scher Himmel! Hoch flog ich über alle Sphären und alle Himmel auf, wenn ich die süßen Lehren von ihren Lippen trank, von Wonne taumelnd oft an einen Busen sank, durch den die Grazien selbst schöner wären! — Nun kommt die bitterste Periode meines Lebens. Ich kam nach Jena, an einen Ort, wo jeder Professor und Magister an Gottesstatt zu sitzen glaubt. Ich mußte daselbst Musen und Grazien, Cythere und Amor und Bacchus aus meiner Phantasie bannen; man jagte par force Galgen und Rad, spanische Stiefeln, Mantel und Kragen und „demnach und dierweil“ V. R. W. hinein . . . Mein guter Genius zeigte mir den Weg nach Erfurt, und hier lehrte mich Wieland — ich kann nicht weiter schreiben! Sie kennen den großen Mann! . . . Ich habe in diesen betrübten Zeiten nicht was zur Lebensnahrung und Nothdurft gehört; ich speise und tränke oft Zunge und Magen mit Phantasie! . . . Verzeihen Sie's einem Wilden, daß er nicht französische Contretänze hüpfen kann.“ — Das in diesem Brief citirte Gedicht ist angeblich schon vom 16. Febr. 1767: „O du, Natur, aus deren Schooß ich kam, erklär' es mir, woher ich meinen Anfang nahm! . . . Auf unsrer Erde wachsen unsre Geister, sie haben ferne Himmel nie gesehen! . . . Aus dem Saft der Trauben von feuerreichen Reben, in jungen Herzen gekocht, wird geisterreiches Leben . . . Was nach dem Götterathe uns dort bestimmt sei, das suche nie tief auszuspähn! es wäre Schade um die verdorbne schnelle Zeit! Wir Armen wissen nichts von einer Ewigkeit . . . Nie will ich mich den heil'gen Räthseln nahn! Ein

Weiser findet doch Glückseligkeit beim Zweifel. Der Narren Gott ist bald ein Gek und bald ein Teufel.“

Gleim beeilte sich, ihm eine Unterstüßung zukommen zu lassen, worauf Heinse erwiedert: „Wie ein schnellblutiges Mädchen, wenn es schüchtern sich den Muth faßt, ihren geliebten Jüngling zum erstenmal zu küssen, schamhaft erröthet, so ich, da ich es wage, Sie zum erstenmal meinen theuersten Gleim zu nennen!“. — 11. Juli 1771 schickte er ihm ein Gedicht, „Laidions Geheimnisse“, welches Gleim sehr bewunderte, aber doch, einiger anstößigen Stellen wegen, vorläufig zurückhielt.

Gleich darauf fiel er einem Schwindler in die Hände, der erst Barbier, dann Soldat gewesen war, und nun als Lotterie-Collecteur vagabundirte. Er engagirte Aug. 1771 Heinse in Erfurt als literarischen Handlanger — auch Wieland rath anzunehmen, da sich nichts Besseres finden wollte —; dieser folgte ihm, von Gleim ausgestattet, Oct. 1771 nach Frankfurt (unterwegs lernte er Sophie Laroche kennen), wo er u. a. für das Lotto und gegen die christliche Orthodoxie schreiben mußte. Jan. 1772 sind sie in Erlangen: Heinse übersezt den Petron (in Stangen), den Compère Matthieu und andere unsittliche Bücher; bis er sich endlich mit seinem Brodgeber entzweit. Er empfand den Wunsch, in Padua zu studiren und in Lampedusa zu leben, wie die Götter im Himmel, wie die alten Griechen auf Erden; der „Grazienheilige“ Gleim sollte Rath schaffen. Zunächst berief ihn dieser nach Halberstadt, wo er (unter dem Namen Rost) 12. Sept. 1772 ankam, nachdem er vorher den Brand seines Vaterhauses in Langenwiesen mit angesehen. Einige Tage darauf, 30. Sept., starb Michaelis, 26 J. alt, an der Schwindsucht: auch für seine Familie hatte Gleim zu sorgen.

Gleim hatte viel zu thun: gleichzeitig empfahl er Jacobi's Gedichte an Lessing, plagte Klopstock mit seinen Eifersüchteleien, schrieb zeitlich an Knebel; sein größter Genuß aber war, zwei solche Genies, wie Heinse und Bürger, entdeckt und gefördert zu haben. — Bürger, für den sich nun auch Hamler*) und Wieland interessirten, hatte Juli 1772 eine kleine Versorgung gefunden: die Stelle eines Justizamtmanns in Gelliehausen, eine Meile von Göttingen: trotz seines dichterischen Feuers hatte er in seiner Lebensauffassung etwas Kleinbürgerliches. Er wohnte bei dem Hofrath Leiste, einem untreuen Mann, dessen coquette Frau Agathe (früher von Gemmingen und Zacharia als Lucinde gefeiert) er besang: „dieses Frauenzimmer soll einst meine Genossin in den paradiesischen Lauben werden, auf

*) Er wurde 1772 zum erstenmal dem König vorgestellt, den er so oft besungen hatte.

Erden aber soll ein unbeflecktes Harfenspiel und eine neue Art von Gesang, den ich mir zu bilden beschäftigt bin, dieser schönen Seele hinfort allein geweiht sein.“ Seine Geschäfte betrieb er ziemlich nachlässig.

Neben ihm machten sich in Voie's Kreis namentlich zwei Poeten geltend: Martin Miller aus Ulm, geb. 3. Dec. 1750, Rectorsohn; Neffe des Göttinger Theologen, der seit 1770 mit seinem Bruder in Göttingen Theologie studirte: „ganz für Tugend und Bärtlichkeit geschaffen“; die Reime flossen ihm leicht, und in der Manier von Gleim und Claudius war er der eigentliche Lyriker des Kreises. „Was frag' ich viel nach Geld und Gut, wenn ich zufrieden bin.“ Er verstand altdeutsch und studirte eifrig die Minnelieder. — Neben ihm Hölty aus Mariensee bei Hannover, geb. 21. Dec. 1748, Predigersohn; er hatte als Kind seine Mutter durch die Schwindsucht verloren, sein Gesicht war durch die Blattern entstellt, und seitdem war er melancholisch; seine Neigung zur Schwindsucht war durch einen krankhaften Vertrieb gesteigert; in den alten und neuen Sprachen war er gründlich bewandert; in Gesellschaften zeigte er sich ungeschickt und zurückhaltend, und galt allgemein als Sonderling; in seinem Herzen nährte er eine stille Liebe, von welcher der Gegenstand nichts ahnte. In seinen kleinen Dichtungen lebte ein tiefes, inniges Naturgefühl. „Wenn ich an das Land denke,“ schreibt er einmal, „so klopft mir das Herz. Eine Hütte, ein Wald, daran eine Wiese mit einer Silberquelle und ein Weib in meiner Hütte ist Alles, was ich auf diesem Erdboden wünsche.“ „Den größten Hang habe ich zur ländlichen Poesie und zu süßen melancholischen Schwärmereien. An diesen nimmt mein Herz den meisten Antheil.“ — Seit Ostern 1769 studirte er in Göttingen Theologie.

Eine viel kräftigere Figur war der Mecklenburger J. H. Voß, geb. 20. Febr. 1751 zu Penzlin, aus einer leibeigenen Familie abstammend. Der Vater war erst Bedienter gewesen, und hatte dann eine kleine Wirthschaft angelegt, nebenbei aber als Winkelconsulent sich einiges verdient. Der Knabe hatte in dem lebhaften Verkehr des kleinen Landstädtchens verschiedene originelle Figuren seinem Gedächtniß eingeprägt, trotz seiner Kurzsichtigkeit, und das wirkliche Volk kennen gelernt. Der strengen Erziehung setzte er gesunden Troß entgegen: „Seringe und Gewürz aus dem Kram zu holen, gefiel mir nicht, vermuthlich weil kein Schüler in Lange's lateinischen Gesprächen so etwas that. In des Tanzmeisters erster Stunde ward meiner gelacht; ich kam nicht wieder.“ Ein herumziehender Jude wollte ihn für Geld spielen lassen: „behalt dein schäbiges Geld, Mauschel!“ rief er ihm zu, und gedachte ihm die dafür empfangene Züchtigung sein Lebenlang. An Gellert's Fabeln bildete sich sein Geschmac; schon im Anfang des Schulunterrichts prägte sich aber seinem Ohr die „schöne Trommelweise“ des lateinischen Hexameters ein. Auf dem Klavier

erhielt er guten Unterricht. Mit wenig Thalern wurde er 1766 auf die Schule in Neubrandenburg geschickt, wo er sich kümmerlich durchschlagen mußte; doch fand er auch da gute Menschen, die sich seiner annahmen. 1769 mußte er die Informatorstelle bei einem Landjunter annehmen, wo er unsäglichen Verdruß hatte; doch lernte er daselbst den jungen Brückner kennen, geb. 1746, der 1771 von der Familie eine Predigerstelle in Gr. Vielen erhielt; er hatte schon auf der Universität Schauspiele und Gedichte drucken lassen, schrieb jetzt Idyllen und machte Voß mit Shakespeare bekannt. — Dieser wagte Juli 1771 einige Gedichte für den Göttinger Musenalmanach einzuschicken: es waren steife Oden im Ramler'schen Stil, in denen aber bereits die Tabakspfeife eine Rolle spielte. Er erhielt von Voie und Kästner freundlichen Bescheid: „Der Nation ein neues Genie zu zeigen, ist ein großes Verdienst!“ Mit ihrer Unterstützung kam er 1. Mai 1772 als Stud. Theol. in Göttingen an: „ein sehr bescheidener sanfter Jüngling, dem man das gute Herz an den Augen abliest; seine Kenntnisse in den schönen Wissenschaften noch sehr mangelhaft!“ Er hörte bei Miller, Heyne, Gatterer; Musik bei Forkel, Logik bei Feder (ursprünglich, wie die meisten Göttinger Professoren, ein Widerfacher Klopstock's, aber durch einen Besuch in Hamburg, Sept. 1772 belehrt); im Englischen unterrichtete ihn Voie. Nun gewann der Dichterkreis einen neuen Schwung; es kam dazu u. a. Ewald aus Gotha, geb. 1745, Schmarch aus Angeln, der mit Voß den Pindar las, Fahn aus Zweibrücken: „Feind aller Gallier, die unser Vaterland mit ihren Sitten verderben; er wird in feurigen Liedern das Laster strafen und die Tugend unsterblich machen.“ Kräftig sang er seinen Miller: „Dein Herz ist deutsch und deutsch mein Herz! Es liebt dich, wiss' es, ganz!“ Weniger Beifall fand K. F. Cramer, der Sohn des berühmten Gottesgelehrten, geb. zu Quedlinburg 7. März 1752, obgleich er den Vorzug hatte, Jan. 1772 in Hamburg bei Klopstock gelebt und auf der Reise nach Göttingen Apr. 1772 Lessing besucht zu haben: „er hat zuviel Selbstgefühl; ist noch in einer schielenden Vorstellung von lyrischer Unordnung und entschuldigt damit alle Unschicklichkeit;“ auch wollte er den Grundsatz der Freunde: „der Tempel des Ruhms soll zugleich Tempel der Tugend sein“, nicht unbedingt gelten lassen.

Aber auch nach Außen hin hatte man zahlreiche Verbündete: hauptsächlich Knebel, der zugleich den Verkehr mit Ramler und der Karsschin, sowie mit den Leipziger*) vermittelte; er übersezte die Georgika und gab

*) Sept. 1772 besuchte er sie, und fand Deser, Siller, Weiße, Graf in dem alten lebenswürdigen Zusammenhang; auch Basedow trieb gerade dort sein Wesen; Garve, der Burke's Schrift „vom Erhabenen und Schönen“ übersezte, ging Ende des Jahrs nach Berlin, wo er bis an seinen Tod blieb.

Gög*) „Mädcheninsel“ heraus — das einzige deutsche Gedicht, das Friedrich dem Großen einigen Beifall entlockte. Ferner Denis in Wien, Kretschmann, Dusch, Klammer Schmidt und die übrigen Halberstädter; Claudius, Götter, Gerstenberg; die Frkf. Gel. Anz. (in denen der Musenalmanach von Goethe gelobt wurde) und der Wandsb. Boten wurden eifrig gelesen, und nach Percy's Vorbild Jagd auf Volkslieder gemacht. — Bald kam der Kreis zu einer höhern Weihe.

„Den 12. Sept.“ schreibt Voß an Brückner, „da hätten Sie hier sein sollen! Die beiden Miller, Hahn, Hölth, Wehrs und ich gingen noch des Abends nach einem nahegelegenen Dorf. Der Mond war voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauerhütte Milch und begaben uns darauf in's freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns Allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, faßten uns bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Raum herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unsers Bundes und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unsern Urtheilen gegen einander zu beobachten, und zu diesem Endzweck die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehnen.“ Diese Feieryesänge geriethen im höchsten Klopstock'schen Stil.

26. Oct. — „Einige Tage vor seiner Abreise nöthigte Ewald den ganzen hiesigen Parnass, auch Bürger von Gelliehausen, zum Abschiedsmaus. Das war nun eine Dichtergesellschaft, und wir zechten alle wie Anakreon und Flaccus; Voie unser Werdomar oben im Lehnstuhl, zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Vardenschüler. Gesundheiten wurden auch getrunken. Erstlich Klopstock's! Voie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen, und nach einem heiligen Stillschweigen trank er**). Nun Ramler's! Nicht voll so feierlich; Lessing's, Gleim's, Götter's, Gerstenberg's, Uken's, Weiße's u. s. w.; nun

*) Aus der alten Gleim'schen Schule, jetzt 51 J. alt, Consistorialrath zu Winterburg, wo er 9. Nov. 1781 starb.

**) Herder an Lavater, 30. Oct. 1772 über Klopstock: „Wer hat mehr Gefühl jener Welt, mehr Nahrung des Geistes und Herzens in solchen Ideen, als dieser himmlische Genius in menschlicher Gestalt! Und sehen Sie, welche Bescheidenheit durchweg selbst im Dichten!“ Voie, der die Excentricitäten seiner jungen Freunde nicht theilte, schreibt doch an Knebel, 20. Nov.: „Ich verehere Klopstock gewiß nicht abergläubisch, und eine Discussion über ihn soll mir herzlich willkommen sein. Aber Wieland kann diese Discussion nicht liefern. So großer Mann er in seiner Art ist,

mein Brückner mit seiner Doris. Ein heiliger Schauer muß sie den Augenblick ergriffen haben, wie der ganze Chor, Hahn, die Müller mit ihrer männlichen deutschen Kehle, Voie und Bürger mit Silberstimmen und wir Andern das feurige „Lebe!“ ausriefen. — Bürger nannte Wieland. Man stand mit vollen Gläsern auf und: es sterbe der Sittenverderber Wieland! es sterbe Voltaire! u. s. w. — Nächstens sollen Sie feierlich aufgenommen werden. Der Schwur, Religion, Tugend, Empfindung und reinen unschuldigen Wit zu verbreiten, wird Ihnen nicht Mühe kosten, und der Zweck unserer Verbindung, durch wechselseitige Kritik einander aufzuhelfen, kann bei Ihnen schriftlich erhalten werden: denn schriftlich thun wir's sogar unter uns, um freimüthiger zu urtheilen.“

Nun wurden die Angelegenheiten des Bundes, unter Voie's Leitung, geschäftlich geregelt. „Alle Sonnabend um vier Uhr kommen wir zusammen; Klopstock's und Ramler's Oden und ein in schwarz vergoldetes Leder gebundenes Buch mit weißem Papier liegen auf dem Tisch, das Bundesbuch; es soll eine Sammlung von Gedichten des Bundes enthalten, die durchgehends gebilligt sind. Sobald wir alle da sind, liest einer eine Ode aus Klopstock oder Ramler, und man urtheilt alsdann über die Schönheiten und Wendungen derselben, und über die Declamation des Vorlesers. Dann wird Kaffee getrunken, und dabei, was man die Woche etwa gemacht, hergelesen. Dann nimmt es einer, dem's aufgetragen wird, mit nach Hause und schreibt eine Kritik darüber.“ — Wie man der neuen Dichtkunst gemäß schaffen muß, auch davon giebt Voß dem Freunde ein Beispiel: . . . „Ich ging nach meiner Stube, fühlte aber Begeisterung und wollte anfangen zu schreiben, als Hahn hereintrat. Er fühlte auch so etwas, und wir entschlossen uns, Hölth abzufordern, und wieder zu Dorf zu gehn, um die Nacht hindurch Verse zu machen. Und so wanderten wir bei Mondschein und dichteten um die Wette. Gefällt Ihnen die Methode? ich denke, sie soll in unsren Lebensbeschreibungen noch mal erzählt werden.“ — „Natur, ja die ist Dichtkunst, und einzig Dichtkunst, da eine leere Phraseologie mit all ihrem farbigen Schimmer wie eine Seifenblase verschwindet. Man empfinde nur ganz, und sage dann seine Empfindung auch in Hans Sachsens Sprache, es wird mehr Eindruck machen, als alle prächtigen Pläne einiger lächerlicher

so hat er nie Begriffe von dem wahren poetischen Rhythmus und Numerus gehabt. Poetischen Geist hat er, aber seine Muse ist eine Tochter der Phantasie, der Philosophie, der Laune, und nicht der Empfindung und der Harmonie, weder der der Seele noch des Ohres. Wie kann ein solcher Mann Empfindung und die tiefste Seelenharmonie, die allemal da mit dem Ohre zusammentönt, wo der Dichter diesen Zusammenklang nicht durch gesuchte Härte verhindert, wie die Tiefen der Kunst beurtheilen, die er nie zu ergründen Lust gehabt?“

Nachahmer unfres großen Hamlers und Klopstocks.“ — Damit waren die Vollblutbarden gemeint, welche die nordische Mythologie an Stelle der griechischen setzten: der Bund glaubte die Mythologie überhaupt entbehren zu können.

Eine neue festliche Gelegenheit war 1. Nov. der Abschied eines Engländers, mit Wein und Landeshuter, wozu auch Voß gezogen wurde, der dadurch Grafen und Freiherrn zu Brüdern gewann — der Bund duckte sich nicht und trank mehr Kaffee als Wein. — Bald darauf kam Gotter aus Weßlar zum Besuch, und fand viel Beifall; wichtiger war die Ankunft der beiden Grafen Stolberg (vgl. S. 306. S. 438), die Ost. 1770 bis Ost. 1772 in Halle studirt und dann ein halbes Jahr in Altona bei ihrer Mutter zugebracht hatten. Sie hatten in Göttingen auch ihren aristokratischen Verkehr, namentlich den Grafen Fr. Reventlow und v. Haugwitz (geb. 11. Juni 1752, in Herrnhut erzogen); an Voie waren sie durch Klopstock empfohlen, von dem sie auch Fragmente aus dem Schluß des Messias mitbrachten, dem Bunde zum großen Trost. Bald traten sie demselben näher.

F. L. Stolberg hatte eine alcäische Ode gemacht, wo in jeder Strophe das Wort Freiheit vorkam. „Nun was sagen Sie zu einem deutschen Grafen, der so ein Gedicht singt? und dessen Beifall einmal Klopstock höher geschätzt hat als Deutschlands Lob!“ Sie zu ehren, versammelte sich der Bund, 5. Dec. 1772; von allen Seiten schallten Danklieder; in Vossens Danklied enthielt fast jede Strophe zweimal das schöne Wort. „Ach nah' ich mich dem edlen Mann? ich zitter'! umarm' ich ihn, den Freiheitsrufer? Ach thü's, und sag' umarmend ihm, nicht fein, nach Franzensbrauch, nein, frei und deutsch: dich liebt mein Herz, und ist dein werth!“ Das Gedicht wurde vorgelesen, vor Rührung geweint, und mit einem Handschlag der Bund ewiger Freundschaft geschlossen. „Beide Grafen haben um die Aufnahme in den Bund angehalten, und nächstens soll es feierlich geschehn. Und dann erfuhr's Klopstock!“ „Im Feuer, wie ich bin,“ schreibt Voß den nächsten Tag an Brüdner, „darf ich wohl ein bißchen stolz sein. Ohne mich wäre der Bund nicht entstanden. Vor mir hat Bürger zwar viel Gutes, aber auch viel Schaden gestiftet. Sein Geschmaç war zu einseitig und zu weichlich. Hahn ward nicht geachtet, Hölth durfte nur Gedichte der Liebe bringen, und selbst Voie's Geschmaç war zu französisch. Seit ich hier bin, ist die festeste Freundschaft geknüpft. Der feurige Hahn darf frei singen, Hölth auch, und Voie ist so deutsch, so glühend deutsch, daß es Klopstock nicht mehr sein kann. — Gleim spricht mit Enthusiasmus von uns, Claudius auch, und Klopstock hat gesagt, daß Göttingen voll junger Patrioten wäre.“ — Noch in derselben Nacht dichtete Voß, aufgebracht durch eine respectwidrige Aeußerung Weiße's über Klopstock eine neue Ode, die im Bund allgemeinen Beifall fand — nur Voie

war bedenklich — und die religiöse Stimmung desselben kennzeichnet. Deutschland wurde ermahnt, auf seine Geschichte nicht zu stolz zu sein: „Hörst du der Skavenkette Geräusch nicht? die uns der Franke — Fluch dir, o Mönch, der ihn den Großen pries! — um unsern Nacken schlang, als mit triefendem Stahl der Wüthrich in unsre Heimath stürzte, die Druden vor der Irmensäule würgte, und Wittekind statt Wodan seinen Wurmstichbildern Reihen der Opfer und Gold zu weihn zwang! Verderben brütend laurte schon dazumal Rom's Götzenpriester! Da der Bezwinger kroch zu seinem Stuhl, und schenkt' — o Hermann! — deine Cherusker dem Welttyrannen! . . . O weine Stolberg! weine! sie raffelt noch, des Franken Kette. Wenige konnte nur selbst Luther, Klopstock selbst, ein Heiland, von dem belastenden Joch erretten.“ Und nun lohnt Klopstock „der Spott des ungeschlachten Volks“, das geilen Tönen frecher Buhllieder lauscht!

Klopstock schickte gleich darauf an Stolberg eine Weissagung, die an poetischer Kraft die Freiheitsphantasien seiner Jünger weit hinter sich läßt. Nach dem Vorbild der Varden weissagt er aus den Bewegungen des heiligen Rosses: „Im Hain brauset' es her, gehobnes Halses, und sprang, Flug die Mähne dahin, — und ein Spott war der Sturm ihm, und der Strom ihm! Auf der Wiese stand es und stampft', und blickte wiehernnd umher; sorglos weidet' es, sah voll Stolz nach dem Reiter nicht hin, der im Blut lag an dem Grenzstein! — Nicht auf immer lastet dein Joch! Frei, o Deutschland, wirst du dereinst! Ein Jahrhundert nur noch, so ist es geschehn, so herrscht der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht!“

Wenn für Klopstock die Heiligung des Persönlichen und die Dichtkunst selbst nur ein Mittel für höhere Zwecke war, wenn ihm der Genius der Gottheit dienen mußte, so war für Gleim das Suchen nach dem Genius der Zweck selbst. „Er hätte,“ sagt Goethe, „ebensowohl des Athemholens entbehrt als des Dichtens und Schenkens.“ „Darf man,“ fährt derselbe fort, „beide Männer nach ihren geistigen Wirkungen unbedenklich groß nennen, so blieben sie gegen die Welt doch nur klein, und gegen ein bewegteres Leben betrachtet, waren ihre äußeren Verhältnisse nichtig. Der Tag ist lang und die Nacht dazu; man kann nicht immer dichten oder geben; ihre Zeit konnte nicht ausgefüllt werden, wie die der Weltleute, Vornehmen und Reichen; sie legten daher auf ihre besondern engen Zustände einen zu hohen Werth, in ihr tägliches Thun und Treiben eine Wichtigkeit, die sie sich nur unter einander zugestehn mochten; sie empfingen von Andern Lob und Ehre, sie gaben sie zurück, und eben weil sie fühlten, daß ihre Neigung viel werth sei, so gefielen sie sich,

dieselbe wiederholt auszudrücken, und schonten hiebei weder Papier noch Tinte.“ „Auch der vorzüglichste Mensch lebt nur vom Tage, und genießt nur kümmerlichen Unterhalt, wenn er sich zu sehr auf sich selbst zurückwirft und in die Fülle der äußern Welt zu greifen versäumt, wo er allein Nahrung für sein Wachsthum und zugleich einen Maßstab desselben finden kann.“

Neben den Brieffschaften spielten die Tagebücher eine große Rolle. Wie Haller trotz seiner riesenhaften gelehrten Thätigkeit noch Muße fand, sich eingehend mit seinen Seelenzuständen zu beschäftigen, ist gemeldet. Als eigentlichen Mittelpunkt seines Daseins betrachtete es Lavater, von dessen Tagebuch 1770 ein Fragment veröffentlicht wurde, ohne sein Wissen, durch Zollikofer. Das Schlimmste bei solchen Aufzeichnungen ist, daß man in der Begierde, sich selbst interessant zu werden, die innere Unwahrheit, die Coquetterie und das Komödiepiel schwer vermeidet. Gleichzeitig gab Lavater selbst eine kleine Broschüre heraus, „das Nachdenken über mich selbst“, worin er seinen Durst nach Glauben und seine Sehnsucht nach Christus lebhaft und umständlich ausdrückt. Diese Sehnsucht zu befriedigen, gebrauchte er ein eigenes Mittel.

Schon Gleim hatte einen „Tempel der Freundschaft“ aufgerichtet, der durch die Portraits seiner Freunde und sonstiger Genies geziert war. Das gegenseitige Zusenden von Silhouetten war Tagesordnung. Lavater trieb dies Interesse an den Phsylognomien bedeutender Menschen in's Große; — er bemühte sich, die Chiffer dazu in einer Wissenschaft zu lösen, die Seele als den wahren Inhalt der körperlichen Schale zu entdecken. Bei jedem Gesicht strebte er zu enträthseln, wie viel vom Genius, d. h. vom ewigen Leben in ihm war; als letzten Zweck hatte er den höchsten Genius im Auge, den Gottmenschen. Er sammelte unzählige Christusbilder, deren keines ihm genug that. Aber vielleicht konnte ihm eines auf die Spur helfen. Der Dichtung, der Kunst überhaupt, schrieb er darin die Kraft der Offenbarung zu: sein Bufenfreund und leidenschaftlicher Anhänger Pfenninger, der auch in Vorlesungen seinen Ruhm verbreitete, schrieb mit seiner Beistimmung „jüdische Briefe“, eine Art christlichen Roman, worin er die Männer und Frauen zur Zeit Jesu einander Briefe im empfindsamen Ton des 18. J. schreiben ließ. Man suchte überhaupt die Religion nicht aus Noth des Herzens, sondern weil man sie zur Berklärung des Gefühls brauchte, weil die schöne Seele den Blick in's Unendliche erheben mußte.

Mit allen Männern, die ihm in seinem Streben irgend Aufklärung verhießen, setzte er sich in Verbindung: Iselin, Bafedow, selbst mit Nicolai, der gleichfalls auf seine Art ein eifriger Phsylognom war und Handschriften sammelte, um danach den Charakter der Leute zu beurtheilen, worüber er sich von Lessing manchen Spott mußte gefallen lassen. Neu war das

Streben nicht: in Huerte's Buch, das Lessing übersezte, war davon die Rede; 1769 hatte ein gewisser Peuschel ein Handbuch über Phhyfiognomik und Chiromantie herausgegeben. Wie man Alles mit Humanitätsrückfichten in Verbindung sezte, hoffte man vermittelst der Phhyfiognomik die Tortur abschaffen zu können. Lavater — dem zur Begründung einer neuen Wissenschaft aller wissenschaftliche Sinn abging — schrieb eine Einleitung in die Phhyfiognomik, die Zimmermann 1772 im hannoverschen Magazin veröffentlichte. Die Hauptsache blieb immer, das Recht der Eigenart zu retten, nachzuweisen, daß jeder Einzelne sein eigenes Gesicht, seine eigene Seele, sein eigenes Fühlen, sein eigenes Wollen, ja sein eigenes Denken habe. Lavater spricht sich darüber unumwunden aus: „Einen Menschen zwingen wollen, daß er denke und empfinde wie ich, heißt ihm meine Stirn und Nase aufdringen wollen. Jeder Mensch trägt wie der Baum nur seine Frucht, ist nur in seinem Bezirk frei; jeder ist Fürst, aber nur in seinem Fürstenthum. Sei, was du bist.“

Wer recht entschieden für sein eigenes Recht auftritt, auf eigene Hand zu fühlen, zu denken, zu meinen, pflegt gegen Andere, die dasselbe Recht für die entgegengesetzte Ansicht in Anspruch nehmen, sehr intolerant zu sein. Lavater schrieb 1772 gegen die Immoralität Wieland's, und forderte alle Christen auf für den schwer gefallenen Sünder zu beten; in Folge einer mißverstandenen Stelle im „goldenen Spiegel“ nahm er diese Aeußerung wieder zurück, so daß Wieland ausrief: „Was soll man zu einem Narren sagen, der ein so gutes Herz zu haben scheint!“

Gleichzeitig mit dem phhyfiognomischen Fragment veröffentlichte Lavater einen neuen Band der „Ausfichten in die Ewigkeit“, welcher Herder 30. Oct. 1772 veranlaßte, zum erstenmal an Lavater zu schreiben, mit großer Sympathie. „Es hat sich ein gewisser kalter nervenloser Ton über's Christenthum ausgebreitet, und die Moral ist mehr eine gewisse gesunde Politik von Außen und leere Ruhe von Innen geworden, als es, ich will nicht sagen nach dem Geist der Religion, sondern nach den Forderungen der Menschheit sein sollte. Selbst bei Spalding ist das die Erbsünde all seiner Schriften.“ Gleichwohl billigt er die phantastischen Bilder Lavater's keineswegs: „die Ewigkeit ist eine große Sache, die wir am besten dadurch ehren, daß wir zu rechter Zeit die Augen niederschlagen und nicht wissen wollen.“ Am liebsten ist er ihm, wo er den innern Menschen unmittelbar weßt: „Alle Gespräche bei Mondenschein, wenn sie fühlbar werden, sind moralisch: man fühlt, man ahndet, man mittelt künftige Kräfte und Zustände und Seligkeiten, aber Alles nur, sofern sie Saiten rühren und Töne wecken, von denen wir hier wenig fühlen, daß sie dort lauter tönen können und werden.“

Ravater's Antwort war eine inbrünstige Liebeserklärung. Fast nicht minder regte ihn eine Recension der „Aussichten“ von Goethe an, 3. Nov. in den Erf. Gel. Anz. „Es war immer so, daß der nach Ewigkeit Dürstende solche Speisen sich droben in Phantasie bereitete, die seinem Gaumen hier angenehm waren. Der weiche Orientale bepolstert sein Paradies um wohlgeschmückte Tische . . . Der brave Nedde überschaut in den Tiefen des Himmels unermesslichen Kampfplatz, ein erwünschtes Feld seiner unzerstörlichen Stärke, ruht dann, sein Glas Bier mit Helbenappetit ausziehend, neben Vater Obin auf der Bank. Und der gelehrte denkende Theolog und Weltkundiger hofft auf eine Akademie, durch unendliche Experimente sein Wissen zu vermehren. — Auch Ravater eröffnet nur für Denkende und Gelehrte Aussichten.“ „Wir haben in diesen Briefen nichts gesucht, als was der Verfasser versprach: ausgegossene Ahnungen, innige Empfindungen von Freund zu Freund, und Samenblätter von Gedanken; und statt allem diesem finden wir nichts als Raisonnement und Perioden.“ „Er systematisirt und homiletisirt so, daß Phrase die Empfindung, Ausdruck den Gedanken einwickelt . . . Viel Wohlgedachtes, doch quillt nichts aus der Seele, es ist Alles in die Seele hineingedacht.“ „Der grübelnde Theil der Christen wird ihm immer viel Dank schuldig bleiben; er zaubert ihnen wenigstens eine herrliche Welt vor die Augen, wo sie sonst nichts als Dürstheit und Verwirrung sahen.“ „Er hat über diese Materien genug, ja schon zuviel gedacht. Nun erhebe sich seine Seele, und schaue auf diesen Gedankenbarrath wie auf irdische Güter, fühle tiefer das Geisterall und nur im Andern sein Ich.“ —

Hat die stete Beschäftigung mit den Zuständen der eignen Seele sehr viel Angenehmes, so bringt sie auch eine Hypochondrie hervor, die der Mensch nur durch eine nach Außen und auf einen bestimmten Zweck hin gerichtete Thätigkeit vermeidet. Man lernt die Ansprüche an das sogenannte Glück überschätzen, jedes Ungemach doppelt empfinden, jeder Augenblick der Leere — und wie leer wird nicht das Leben des Selbstquälers! — wird zur Verzweiflung; daher überläßt man sich, nur um dieser Trauer zu entgehen, jeder augenblicklichen Leidenschaft mit Wollust. Da man das Leben oft als unerträglich empfindet, und dem Allgemeinen über das Individuelle kein Recht einräumt, so spielt man gern mit der Idee des Selbstmords. Goethe sucht in Wahrheit und Dichtung für diese Lieblingsbeschäftigung der damaligen Jugend Gründe auf, ohne jedoch das Rechte zu treffen.

Der alte Pietismus bot doch im Glauben einen gewissen Halt, der dem neuen fehlte. Fr. v. Klettenberg, die im Uebrigen Goethe sehr liebte, und sich auch seine wilden Aeußerungen mit Schonung gefallen ließ, pflegte doch zu behaupten, seine beständige Unruhe entspringe daher, daß er keinen

versöhnten Gott habe. — In Wezlar waren Selbstmordgedanken ziemlich häufig gewesen; zu Anfang October 1772 hörte Goethe, sein Freund v. Soué habe sich erschossen. Das Gerücht bestätigte sich nicht, dagegen erfolgte 29. Oct. der Selbstmord des jungen Jerusalem.

Dieser, geb. 1745, Sohn des braunschweiger Abts, war in Wolfenbüttel mit Lessing befreundet gewesen, der später seine kleinen Schriften herausgab. Er hob namentlich eine Seite an ihm hervor: „die Neigung zu deutlicher Erkenntniß; das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist, und soviel schätzbarer; der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwich; nicht an ihrer Mittheilbarkeit verzweifelte, weil sie sich in Abwege vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte.“ Lessing versicherte, „daß dieses immer beschäftigte Herz nicht zum Nachtheil seiner höhern Kräfte beschäftigt war.“ Nach Wezlar war er Sept. 1771 gekommen, hatte dort still vor sich hin gelebt, über philosophische Gegenstände gegrübelt, zuweilen mit seinen Vorgesetzten Verdruß gehabt, endlich zu der Watin eines Freundes eine heftige Leidenschaft gefaßt, die zu einer häßlichen Scene führte: was von diesen Dingen das entscheidende Motiv zum Selbstmord war, ist nicht auszumachen. Emilia Galotti hatte er kurz vor seinem Ende gelesen; Phädon gehörte zu seiner Lieblingslectüre; oft hatte er über die Grenzen des menschlichen Verstandes geklagt. Er ist in Begebenheiten und Charakter der Werther des zweiten Theils, nicht des ersten: denn ihm fehlte jene beglückende Liebe zu allem Lebendigen, und jene Gabe, zu sagen was er litt.

Die That erregte großes Aufsehn. Goethe, heftig erschrocken, ließ sich von Kestner einen ausführlichen Bericht schicken. Die Pistolen hatte Jerusalem von Kestner geborgt, dieser hatte ihn zu Grabe geleitet, wo kein Geistlicher zugegen gewesen war. Goethe war lebhaft betroffen: es lag ihm nahe, Jerusalem's Schicksal mit seinem eignen Verhältniß zu Lotte zu vergleichen: mit Schrecken tauchte der innere Zusammenhang der beiden Lebensfragmente in seinem Geist auf, und krystallisirte sich zur Idee des Werther. Und zwar sofort, wenn er auch an die Ausführung erst später ging.

Gräfin Maria schrieb 14. Nov. an Herder: „Wie betrübt mich der harte Schlag, der unsern würdigen Jerusalem betroffen! Nicht wegen des Entleibten, den ich so gut in der Hand Gottes glaube als jeden andern Sterbenden; wohl aber sehr wegen des tiefgebeugten Vaters. Alle seine Freunde und die ihn nur aus seinen Schriften ehren, können nichts als mit in das Heiligthum Gottes gehn, schweigen und ihn den göttlichen Tröstungen

übergeben. Gott schuf ja nichts aus Zorn; die Güte war der Grund, weswegen eine Welt vor Nichts den Vorzug fand.“

6. Nov. ging Goethe, seine alten Freunde zu besuchen, mit den Gebr. Schloffer nach Weylar: gegen Lotte scheint er sich noch ziemlich leidenschaftlich gehalten zu haben, so daß es selbst Kestner, der nun erst feierlich seine Verlobung angezeigt, unheimlich wurde. — Von da 15. Nov. nach Darmstadt, wo er mit Caroline (die eben in Mannheim die Antiken angesehen hatte) zeichnete und las. Er erklärte sie für einen Engel, auch Caroline fand ihn „etwas stiller und gekläuter“: „uns Mädchen und Weibern ist er besser als sonst, und ist uns herzlich gut; aber lieben — dazu liegt noch zu viel Asche von seiner ersten Liebe auf seinem Herzen.“ Gleichzeitig fanden sich Urania und Lila ein: die Letztere hatte ihr Schäfchen verloren und sich dafür ein Hündchen angelegt. Goethe — der sich ganz der Landschaftsmalerei ergab („da ihm doch alle Tugenden fehlten, wollte er sich auf Talente legen“) — blieb bis zum 10. Dec. in Darmstadt. Einmal fiel ihm dort ein, an Lotte zu schreiben: „ich dachte aber,“ schreibt er 30. Nov. an Kestner, „alle ihre Antwort ist doch nur — wir wollen's so gut sein lassen, und erschießen mag ich mich vor der Hand noch nicht.“

Herder's Hypochondrie hatte sich indessen nicht geändert. „Meine Situation gegen den Grafen ist noch immer dieselbe: unkenntlich, entfernt, nicht für einander. Da er den Sommer auf einem Landhause ist, so erzeigt er mir meist monatlich die Ehre, mich einen Sonntag hinaus zu bescheiden, als welche Ehre mir dann allemal die glänzendste Herrlichkeit meiner Seele gewährt. Mich da herauschleppen zu lassen, daß ich vor ihm predige — — mich durch eine Predigt zu ehren, die ich vor einem Grafen halten darf — alsdann von 11 Uhr Morgens bis 6 Abends einerlei Gänge in Garten und Hain, er und ich, zu promeniren — von keiner wahren Sache, sondern von lauter Speculation und Metaphysik zu sprechen — Sie können glauben, wie ich mich dabei nehme! Ich habe, wenn andre Auditores mitgebeten waren, mich höflich über die Ehre erfreut und moquirt; und da er ungemein gut merkt, wird Niemand mehr zu solchem Predigtgastmahl gebeten. Ich kann einen ganzen Nachmittag promeniren, ohne was anders als zu nicken und sanfte Verbeugungen zu machen . . . Ein edler Herr, aber äußerst vermöhnt! ein philosophischer Geist, unter dessen Philosophie ich erliege, und wenn alles — im Lande ist für mich nichts zu thun. Ein Pastor ohne Gemeinde! ein Patron der Schüler ohne Schulen! Consistorialrath ohne Consistorium! Alle meine Lieblingsideen vom Predigtamt sind zum Theil an diesem Ort vernichtet.“

Auch mit Merd gab es immer Mißverständnisse. „O warum mußte,“

- heißt es Oct. 1772, „der Keim, der so süßes, ewiges, offenes Band zwischen uns hätte werden können, so zerrissen werden, und daß wir beide selbst, die wir doch Männer sein wollen, nicht wissen wie? . . . Diese Erschlaffung der Fibern ist für mich der elendeste Beweis, daß Alles eitel sei und daß wir hier zu nichts da sind: weil das edelste Band zwischen Menschen, Freundschaft, ein Band ist voll Noth und verwesendem moderndem Menschenfleisch. — Sie würden theils lachen, theils sich wundern, theils die Achseln zucken, wenn Sie mich hier mit einer Gravität, die keine Affectation ist, würden Klagen anhören, Tabellen lesen, zwischen Dummköpfen, unter denen ich immer der ärgere werde, sitzen sähen. Auch können Sie denken, daß der theologische Libertin weg sei; aber daß er sich fast in einen mystischen Begeisterer darüber verwandelt, würden Sie kaum ahnen. Die Seele aber baut oder träumt sich natürlich um so lieber und glücklicher fremde Welten, je weniger sie in der gegenwärtigen findet. Himmel und Einsiedlerzelle sind immer zusammen . . . Ich bin voraus nichts als Schaum, Eitelkeit, Sprung und Laune gewesen; es ist schwer, den Capriccio mit Bocksfüßen in den harmonischen Apoll zu verwandeln, und mein werther Genius mag tausendfältig über mich lachen, wenn ich mit aller brausenden Hitze kalt zu werden suche, und eben dadurch immer dümmere handle.“

Dann aber macht die alte Zärtlichkeit wieder auf. So 17. Nov.: „daß wir uns so lange unsre Herzen verschlossen und verborgen, ist ärger als Thorheit, es ist Bosheit und Härte, Stein und Fleisch . . . Weg indeffen! und vom gegenwärtigen Augenblick an lassen Sie uns die Hände geben und offen und Männer sein, und auf ewig den Hinterhalt verborgener Tücke und Argwohn's verschwören . . . Mit Scham, Wehmuth, Reue, Aergerniß und Freude muß ich's wiederholen: wir haben uns beide nicht verstanden und, Thoren! uns dadurch um so mehr vielleicht gemartert. — Auf mich sind Sie ganz irre . . . Daß meine Seele allerdings in einem Zustand gelegen hat und noch oft liegt, wo es mehr gedröhnt in ihr hat als geklungen; daß ich mich unter der Laufe der Wolke und des Meers (verstehn Sie ja nicht bloß äußere Lage!) gefunden, die ich (der ich voraus, wie Sie wissen, so ein Freigeist theologischen und astrologischen Wahns gewesen) mir noch nicht erklären kann, auch nicht erklären will, weil das nichts hilft, sondern nur in eine gewisse Feuertaufe, von der ich auch noch nicht weiß, wie und woher? zu verwandeln ahnde und zitternd hoffe — hundert andere Sachen mehr, das ist wahr! und eben weil's Ihnen unglaublich dünken muß wie mir, schließe ich mit Peter Squenz; daß wahr mehr sein muß als unwahrscheinlich. Aber . . . mich schmerzt innig, daß Sie mir so trocken Ihre Freundschaft nicht nur aufkündigen, sondern zugleich eine Natur in mir supponiren, über die ich selbst

schauern möchte, wenn ich sie auch in meinem Spiegel erblickte, und wer weiß, ob ich sie nicht darum und in dem noch ärgern Spiegel, dem Traum, durch euch erblicken lerne . . . So wende ich mich von euch, und halt es kaum werth, mit Merck, dem leidigen Tröster, und mit Goethe, dem elenden Wahrsager, Naturkennner und Zeichendeuter soviel Worte zu wechseln als der geplagte Hiob mit seinen Freunden. — Wenn dies Alles Ihnen so dumm und confus ist als böhmische Dörfer, so warten Sie, bis wir uns nächsten Frühling sehn und umarmen. — Ich wollte, daß ich ein anderer Mensch wäre, mein Leben zurückhätte, ein bißchen Lebenskraft mehr als ich habe, diese ein bißchen reiner und lichtmäßiger (sie ist jetzt so sehr ignis humidus, aër und aqua vermischt) und alsdann lebte — dann solltet ihr mich leben sehn! jetzt muß ich mit mir kämpfen, und mag doch nichts daraus werden für diese und jene Welt. Leider! — Lebt wohl, liebet eure Frau, arbeitet fleißig, und gebt euch ja nicht mit dem Weissagen ab und mit dem Sehen in andrer Menschen Herz. Es ist eine brodlose Kunst, und ihr habt eine bessere Nerve in euch: zu glauben! von der ich nicht wollte, daß sie umkäme.“

18. Dec.: „Tag und Nacht sind meine Gedanken darauf gerichtet, alle Lappen wegzumerfen und bloß ein Mensch zu werden.“

* Schon Aug. 1772 hatten Wieland und Jacobi verabredet, ein Journal nach Art des *Mercure de France* herauszugeben, nicht bloß für Gelehrte, sondern für Damen und Edelleute, auch für die katholischen Länder berechnet. Gleim wurde nicht aufgefordert, weil man seinen Despotismus fürchtete; dagegen wurde Merck durch Sophie Larocke angeworben; das Recensionsgeschäft wurde dem schon ziemlich verrufenen Schmid in Gießen, die politischen Artikel Springer, die historischen Meusel übertragen; Vertuch unterstützte die Herausgeber bei allen Geschäften. Der „*Mercur*“ sollte zunächst die ökonomischen Umstände der beiden Freunde verbessern. Wieland bedurfte einer Zulage sehr dringend, auch Jacobi's Verhältnisse hatten sich verschlechtert: sein Vater, durch verschiedene Unglücksfälle betroffen, näherte sich mehr und mehr dem Banquerout, dem er März 1774 rettungslos verfiel; Jacobi selbst hatte Ende 1771 die Handlung aufgegeben und ein Staatsamt angenommen; die Disposition über das ansehnliche Vermögen seiner Frau erhielt er erst 1776. Die Journalistik schien das bequemste Mittel schnell etwas zu erwerben; in Weimar sah man es gern; Jacobi schloß die Geldmittel vor, und der erste Erfolg (Anfang 1773) war glänzend: 2500 Exemplare wurden abgesetzt. Seine Hauptanstrengungen richtete Wieland nach Wien wo Gebler

(dessen schlechte Dramen „der Minister,“ „Thamos“ u. s. w. dafür als Meisterstücke angepriesen wurden), Kiedel, Varoche (der im Frühling 1773 hinging) u. A. für ihn werben müssen.

Aber die Einrichtung hatte einen Fehler: Jacobi betrachtete sich mehr als stillen Theilnehmer, und überließ die ganze Arbeit Wieland, den er aus der Ferne in Briefen sofort kritisirte. Grund genug gab ihm Wieland; er nahm kritische Subeleien und sonstige Trivialitäten auf, und entschuldigte sich dann, der Mercur sei für die mittelmäßigen Leute; hofmeisterte seine Mitarbeiter in Notizen und Entgegnungen; schrieb Apologien seiner eigenen Dichtungen u. s. w. Das Schlimmste war, daß er sich jedem persönlichen Eindruck zugänglich zeigte: wer ihn freundlich behandelte, ihm auch nur ein schöngebundenes Exemplar zuschickte, den empfahl er regelmäßig seinem Merck zur gefälligen Berücksichtigung; griff ihm auch wohl vor. Wenn ihn dann die Ungeduld oder das kritische Gewissen übermannte, sah es im Mercur um so bunter aus. Dank hatte er nirgend, nach allen Seiten hin überwarf er sich, z. B. mit den Göttingern, deren Mufenalmanach er allerdings ziemlich unfreundlich besprach.

Wohl konnte man es dem berühmten Schriftsteller nicht verdenken, wenn er es übelnahm, von dem jüngeren Freund, der noch nichts geschrieben, fortwährend geschulmeister zu werden. „Ich bin,“ schreibt er, „des Mercur schon satt, ehe er noch angegangen ist. Wir sollten uns wenigstens alle Wochen ein Paar Mal sprechen können. Ich sehe ein, daß wir oft in unsern Gefinnungen und Ideen divergiren werden, und durch Briefe läßt sich das nicht wieder gut machen. Der poetische Artikel wird wahrscheinlich immer sehr mager sein. Wir haben keine Dichter mehr; Leiermänner, soviel wir wollen. Ihr Bruder, der unstreitig mit noch zwei oder drei unter die Ausnahmen gehört, ist gleichwohl nicht was er sein könnte. An Genie, an Gefühl, an Imagination fehlt es uns nicht, aber an Geschmaç. Und dann wünschte ich zu Gott, daß man entweder die Welt mehr kennen, oder wenn man sie kennt, sie weniger verachten möchte. Der seltsame Ton von christlich andächtigem verfeinertem Heidenthum, mit Platonismus und mit unendlich verfeinerter, filigranmäßig verarbeiteter sentimentaler Moral versetzt, macht auf uns ungefähr eben die Wirkung, die er auf die beste Gesellschaft in Paris machen würde.“

Gleich zu Anfang des Mercur zog Wieland sich Verdruß zu durch eine Reihe von Briefen, die er über seine eigne Alceste veröffentlichte, eine Operette, die, von Schweizer componirt, 29. Mai in Weimar aufgeführt wurde: er suchte nachzuweisen, daß er es viel besser gemacht als Euripides, und daß das Singspiel eine große Zukunft habe. Das Stück war ungefähr in der Art der Herder'schen Oratorien, aber bedeutend leerer, wässriger und

sentimentaler; Wieland hat den unglücklichen Versuch noch einige Male wiederholt.

Mit ganz anderer Wucht trat die Kritik von einer andern Seite auf. — Jan. 1773 gab Herder „fliegende Blätter von deutscher Art und Kunst“ heraus, ursprünglich für Gerstenberg bestimmt, dann aber von Bode in Verlag genommen. Er beginnt mit einem „Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker“, wiederum gegen Denis' Uebersetzung gerichtet. Den Abdruck der innern Empfindung eines alten Volkslieds erhalte man nicht anders als durch den Abdruck des Aeußern, des Sinnlichen in Form, Klang, Ton, Melodie, alles des Dunkeln, Unnennbaren, was uns mit dem Gesang stromweise in die Seele fließt. „Je entfernter von künstlicher, wissenschaftlicher Denkart, Sprache und Lebensart ein Volk ist, desto weniger müssen seine Lieder für's Papier gemacht und todte Letternverse sein; vom Lyrischen, vom Lebendigen und gleichsam Tanzmäßigen des Gesangs, von lebendiger Gegenwart der Bilder, von Zusammenhang und gleichsam Nothdrang des Inhalts, der Empfindungen, von Symmetrie der Worte, der Sylben, bei manchen sogar der Buchstaben, vom Gang der Melodie und hundert andern Sachen, die zur lebendigen Welt, zum Spruch- und Nationallied gehören — davon und davon allein hängt die ganze wunderthätige Kraft ab, der Zweck, den diese Lieder haben, die Entzückung, die Triebfeder, der ewige Erb- und Lustgesang des Volks zu sein. Das sind die Pfeile dieses wilden Apoll, womit er Herzen durchbohrt, und Moran er Seelen und Gedächtniß heftet. Je länger ein Lied dauern soll, desto stärker, desto sinnlicher müssen diese Seelenerwecker sein, daß sie der Macht der Zeit und den Einwirkungen der Jahrhunderte trogen.“ Er selbst habe in Liefeland Gelegenheit gehabt, lebendige Reste dieses alten wilden Gesangs, Rhythmus, Tanzes unter lebenden Völkern zu sehn, denen unsre Sitten noch nicht völlig hätten Sprache und Lieder und Gebräuche nehmen können. Schon Lessing hatte auf diese lettischen Lieder aufmerksam gemacht, Herder giebt aus Reisebeschreibungen Proben von den Liedern anderer Völker. „In der alten Zeit waren es Dichter, Stalben, Gelehrte, die Sicherheit und Festigkeit des Ausdrucks am meisten mit Würde, Wohlklang, Schönheit zu paaren wußten. Homer's und Ossian's Rhapsodien waren gleichsam Improptus; dem lehtern sind die Minstrels, wiewohl schwach und entfernt, gefolgt, bis endlich die Kunst kam und die Natur auslöschte. In fremden Sprachen quälte man sich von Jugend auf, Quantitäten von Sylben kennen zu lernen, die uns nicht mehr Ohr und Natur zu fühlen giebt; nach Regeln zu arbeiten, deren wenigste ein Genie als Naturregeln anerkennt; über Gegenstände zu dichten, über die sich nichts denken, noch weniger sinnen, noch weniger imaginiren läßt; Leidenschaften zu erkünsteln, die wir nicht haben,

Seelenkräfte nachzuahmen, die wir nicht besitzen: und endlich wurde Alles Falschheit, Schwäche und Künstelei. Selbst der beste Kopf ward verwirrt und verlor Festigkeit des Auges, Sicherheit des Gedankens und Ausdrucks, mithin die wahre Lebhaftigkeit und Wahrheit und Andringlichkeit. Alles ging verloren. Die Dichtkunst, die die stürmendste, sicherste Tochter der menschlichen Seele sein sollte, ward die ungewisseste, lahmste, wankendste; die Gedichte corrigirte Schulerexercitien.“ — Alle echten Volkslieder sind durch Sprünge, kühne Würfe und Wendungen gekennzeichnet: je älter, desto kühner, desto werfender. „Das ist in der That die Art der Einbildung, die auf keinem engern Wege fortgehn kann. Alle Gesänge wilder Völker weben um daseiende Gegenstände, Handlungen, Begebenheiten, um eine lebendige Welt. Wie reich und vielfach sind da die Umstände, gegenwärtige Züge, Theilvorfälle! Und das Alles hat das Auge gesehen, die Seele stellt sie sich vor! Das setzt Sprünge und Würfe! Es ist kein anderer Zusammenhang unter den Theilen des Gesangs als unter den Bäumen und Gebüsch im Walde, unter den Felsen und Grotten der Einöde, als unter den Scenen der Begebenheit selbst.“ — Es sei gewöhnlich, Sprünge und Würfe solcher Volksdichtungen für morgenländische Hitze, für Enthusiasmus des Prophetengeistes, oder für schöne Kunstsprünge der Ode auszugeben, und man habe eine herrliche Webertheorie vom Plan und den Sprüngen der Ode recht regelmäßig ausgesponnen. Aber man möge nur einen Grönländer, ohne Hitze und Prophetengeist und Theorie, aus dem vollen Wilde seiner Phantasie reden hören. Er befolgt die feinsten Geseze vom Schweben der Elegie; und von wem hat er sie gelernt? sie liegen in der Natur der Einbildung! Alle Gesänge des A. T. sind voll davon; wir selbst besitzen in Deutschland viele solcher Lieder, sie dürfen nur gesammelt werden*). Aus ihnen soll der moderne Dichter lernen, seine Lyrik zu vereinfältigen, sie von dem drückenden Schmutz zu befreien, der fast Regel geworden.

Darauf folgt eine Abhandlung „über Shakespear“. Herder zeigt, wie unrecht man thut, die Regeln des griechischen Theaters auf das moderne anzuwenden. Was die Regeln der griechischen Tragiker für uns Künstliches zu haben scheinen, war keine Kunst, es war Natur. Wie Alles in der Welt, so mußte auch die Natur sich ändern, die das griechische Drama schuf. Weltverfassung, Sitten, Stand der Republiken, Tradition der Heldenzeit, Glaube, selbst Musik, Ausdruck, Maß der Illusion wandelte: und natürlich schwand auch Stoff zu Fabeln, Gelegenheit zur Bearbeitung, Anlaß zum Zweck. Man konnte zwar das Alte herbeiholen und nach der gegebenen Manier bekleiden: das Alles that aber nicht die Wirkung, es wurde Puppe, Nachbild, Affe, Natur

*) 14. Aug. bat er Lessing um Volkslieder aus der Wolfenbüttler Bibliothek.

ohne Leben. — So bei den Franzosen. — Ein gesundes Volk wird sich sein Drama nach seiner Geschichte, nach Zeitgeist, Sitten, Meinungen, Sprache, Nationalvorurtheilen, Traditionen und Liebhabereien erfinden. — Shakespeare fand vor und um sich nichts weniger als Simplicität von Vaterlandsitten, Thaten, Neigungen und Geschichtstraditionen, sondern ein Vielfaches von Ständen, Lebensarten, Gesinnungen, Völkern und Sprachen; er dichtete Stände und Menschen, Könige und Narren zu einem herrlichen Ganzen. — Wenn Sophokles Griechen vorstellt und lehrt und rührt und bildet, so lehrt, rührt und bildet Shakespeare nordische Menschen. „Mir ist, wenn ich ihn lese, Theater, Acteur, Coulisse verschwunden. Lauter einzelne im Sturm der Zeiten wehende Blätter aus dem Buch der Begebenheiten, der Vorsehung der Welt; einzelne Gepräge der Völker, Stände, Seelen, die alle die verschiedenartigsten und abgetrenntest handelnden Maschinen, alle, was wir in der Hand des Welterschöpfers sind, unwissende, blinde Werkzeuge zum Ganzen einer großen Begebenheit, die nur der Dichter überschaut. Wie vor ein Meer von Begebenheit, wo Wogen in Wogen rauschen, so tritt man vor seine Bühne. Die Auftritte der Natur rücken vor und ab; wirken in einander, so disparat sie scheinen, bringen sich hervor und zerstören sich, damit die Absicht des Schöpfers, der alle im Plan der Trunkenheit und Unordnung gefeilt zu haben schien, erfüllt werde — dunkle kleine Symbole zum Sonnenriß einer Theodicea.“ „Fand Shakespeare den Göttergriff, eine ganze Welt der disparatesten Auftritte zu einer Begebenheit zu erfassen: natürlich gehörte es eben zur Wahrheit seiner Begebenheiten, auch Ort und Zeit jedesmal zu idealisiren, daß sie mit zur Täuschung beitrügen. Wenn er die Begebenheiten seines Drama im Kopf wälzte, wie wälzen sich jedesmal Ort und Zeit mit umher! Aus Scenen und Zeitläuften aller Welt findet sich, wie durch ein Gesetz der Fatalität, eben die hieher, die dem Gefühl, der Handlung die kräftigste, die idealste ist, wo die sonderbarsten, kühnsten Umstände am meisten den Trug der Wahrheit unterstützen, wo Ort- und Zeitwechsel, über die der Dichter schaltet, am lauteften rufen: hier ist kein Dichter, ist Schöpfer, ist Geschichte der Welt!“

Da die *Freff. Gel. Anz.* in andere Hände übergingen, nahm Herder in sein fliegendes Blatt auch Goethe's Aufsatz über den Strassburger Münster und eine Abhandlung Möser's über deutsche Geschichte auf; die Verbindung mit diesem Altmeister war für den „Göz“ von Wichtigkeit. Der vorwiegende Stil des fliegenden Blatts veranlaßte Wieland zu dem Stoßseufzer: „Unsere neuesten Kunsttrichter werden am Ende nur dem den Preis geben, der aus Begierde, Original zu sein, Dinge sagt, die Niemand vor ihm gesagt hat und Niemand nach ihm sagen wird.“

Hamann, der nach einem Brief an Moses noch immer an der „Erb-
 Schmidt, Julian, Geschichte des geistigen Lebens. II. 35

sünde der Leseucht“ litt*), schickte Febr. 1773 an Nicolai ein „Selbstgespräch eines Autors, mit philosophischen Einfällen und Zweifeln“ zum Verlag; Nicolai, der kein Wort davon verstand, ließ es mit einer humoristischen Entgegnung drucken. Herder, der die Anspielungen auf seine eignen Ansichten wohl merkte, bat 9. März um Schonung wegen seines Amtes. Er hätte es kaum nöthig gehabt, denn verstanden hätte es Niemand, und die Versicherungen, daß Newton's und Copernicus' System auf Einbildungen beruhten, hätten ohnehin alle Gelehrten abgeschreckt. Einige gute Einfälle sind doch anzumerken: „Ich glaube, daß nichts in unserer Seele verloren geht, so wenig als vor Gott; gleichwohl scheint es mir, daß wir gewisser Gedanken nur einmal in unserm Leben fähig sind.“ „Rücken und Mängel ist die höchste und tiefste Erkenntniß der menschlichen Natur; Einfälle und Zweifel das summum bonum unsrer Vernunft. Die Heiden sind große Propheten gewesen.“

Je fremder ihm Hamann wurde, desto näher trat ihm Lavater. Dieser empfand um so mehr das Bedürfnis sich anzuschließen, da es ihm in Zürich selbst nicht an Gegnern fehlte. In einer Schrift „über den guten Geschmack in der Kanzelberedsamkeit“ hatte man gegen ihn gesagt: „Eine falsche Nüchternheit, eine fieberhafte Bewegung ist zweideutig, gefährlich und der Würde des Gegenstandes zuwider.“ Jüngere Apostel, wie Pfenninger, Dav. Hartmann (21 J. alt, stirbt schon 5. Novbr. 1775 in Mitau), Leuchsenring, der ihn eifrig auszuforschen suchte, genügten ihm nicht völlig. Gegen Herder konnte er sich ganz aussprechen; seine Abneigung gegen den Rationalismus wie gegen das „emporbrausende Christusleere Christenthum“. „Nein es ist nicht auszusprechen, wie Alles Larve, Kleid und Mantel nach dem Wind — wie Alles pure, leere Seelenlosigkeit ist — Christus ist Allen entweder ein Aergerniß oder eine Thorheit. Ich habe, Gott weiß es, noch keine einzige Seele gefunden, die ihn kennt. — Meine aber nicht, daß ich ihn kenne — Nein, nur himmlische Augenblicke sagen — ach sagen nicht, blitzen, donnern es mir, daß Niemand den Vater kennt als der Sohn, und wem es der Sohn offenbaren will. Aber erkennen will ich ihn.“ „Ich war immer schwach und kühn, thöricht und glücklich, kindisch und stark, sanft und hitzig, beides allemal in ausgezeichnetem Grade. Außerst zärtlich ging Gott mit mir um. Wofür ich aus Bedürfnis, wofür ich mit leiser, kühner Kindlichkeit bat, das gab er mir. Du kannst glauben, wie kühn ich im Beten war, ehe ich Theorie hatte. Mit dem Zunehmen der Theorie nahm die stille, hohe, herzerhebende Erfahrung ab. Der Geist verwaiste. Ich wollt' ihn aus

*) Er hatte sich Sept. 1770 ein altes Haus gekauft, das Kanter ihm aussuchte.

Erkenntniß suchen, aber er hat kein Ohr als für die stille, einfältige, warme Empfindung.“ — Jetzt gab er auch die Fortsetzung seines Tagebuchs selbst heraus.

Herder seinerseits nahm keinen Anstand, mit seinen Träumen und Entwürfen gegen Lavater frei heranzugehn; er theilte ihm mit, wie er für die Unsterblichkeit der Seele — für die sich Lavater vergebens nach einem Beweis umseh — plaidiren würde. — Gegen diese Einfälle sieht, was Lavater und Hamann schreiben, ziemlich lichtvoll aus. — Er beginnt mit den *Mysterien des Schlags*: — „Hier würde ich diese Wahrheit in's Gefühl der tiefsten Menschheit hineinleiten: das Wunderbare der Kräfte, die die Seele alsdann annimmt, aus dem Körper fliegt, sich in eine andere Welt begiebt und da nach anderm Raum, Zeit- und Kräftenmaß handelt . . . Aber so einfältig, als nur ein Kind davon träumt, ein paar Freunde sich im Schimmerlicht des Mondes, der offenbar über Natur und menschliche Seele das Gefühl einer andern Welt gießt, davon besprechen, oder ein morgenländischer Patriarch . . . Alle ältesten morgenländischen Vorstellungen vom Tode und Todtenreich sind allein in diesem Gefühl . . . Die *Mysterien der alten Aegypter* haben die Trümmer des Gefühls in ihren Ceremonien zu erhalten gesucht. Die älteste griechische Mythologie ist voll einfältiger Dichtkunst hierüber; und noch im Phädon sind die pythagoreischen Ueberbleibsel der Art offenbar das, worauf Plato am meisten baut. Es sind Trümmer des ältesten Glaubens, die eine Dichtkunst geben müssen, wie wir sie mit der Vernünftelei und Kunstfülle unserer Zeit kaum fühlen mögen . . . Nun würde ich mich dem Gange Gottes zu folgen besleigen, auf dem er die Kindheit des menschlichen Geschlechts zu dieser Lehre zu erziehn thätlich geredet hat . . . Ich kann mir kaum was Schöneres denken als die Bemerkung jedes Winks auf jeder Stelle, und die Verbindung aller dieser göttlichen Winke zu einer Lehre . . . Meine Dichtkunst würde ihre besten Jugendkräfte erschöpft haben, wo die Philosophie unsers Jahrhunderts erst zu entwickeln anfange . . .“ U. s. w. — Lavater wurde darüber etwas verwirrt, aber er hat doch um Fortsetzung.

Wenn Herder, Hamann und Lavater bei ihrem Feldzug gegen die deistlichen Neigungen des Jahrhunderts durch persönliche Sympathie bestimmt wurden, so verhält es sich mit Lessing anders.

„Bisher,“ schreibt Lessing 6. Jan. 1773 an Eva, „habe ich den Kopf voller Grillen und das Herz voller Galle gehabt;“ er suchte sich nun durch Arbeiten zu zerstreuen. Seine Aufgaben waren — gleichsam zur Entschädigung für die Emilia, streng gelehrter Natur, und bezogen sich auf die Bibliothek. Den ersten Beitrag „aus den Schätzen der Wolfenbüttler Bibliothek“ schickte er 12. Jan. an Ebert: „Hier haben Sie einen ganzen Mist-

wagen voll Moos und Schwämme. — Eine Frage fällt mir dabei ein, die Sie mir gelegentlich beantworten können. Ist es die Eiche oder ist es der Boden, worin die Eiche steht, welcher das Moos und die Schwämme um und an der Eiche hervorbringt? Ist es der Boden: — was kann die Eiche dafür, wenn endlich des Mooßes und der Schwämme soviel wird, daß sie alle Nahrung an sich ziehn und der Gipfel der Eiche darüber verdorrt? — Doch er verdorrt immerhin! Die Eiche, so lange sie lebt, lebt nicht durch ihren Gipfel, sondern durch ihre Wurzeln.“ — Und, an seinen Bruder: „mit diesen Beiträgen denke ich so lange ununterbrochen fortzufahren, bis ich Lust und Kräfte wieder bekomme, etwas Gescheuteres zu arbeiten. Das dürfte aber sobald sich nicht ereignen. Und in der That, ich weiß nicht einmal, ob ich es wünsche. Solche trockne Bibliothekar-Arbeit läßt sich so recht hübsch hinschreiben, ohne alle Theilnehmung, ohne die geringste Anstrengung des Geistes. Dabei kann ich mich noch immer mit dem Trost beruhigen, daß ich meinem Amt Genüge thue, und Manches dabei lerne; gesetzt auch, daß nicht das hundertste von diesem Manchen werth wäre, gelernt zu werden.“

Nebenbei hatte Lessing noch den Zweck, auf diesem Wege den zahlreichen Anfragen in Bezug auf die Bibliothek öffentlich Genüge zu thun. Die „Beiträge“ umfaßten daher die entlegensten Gegenstände: mittelalterliche Fabeln, Bearbeitungen des Phädrus, persische Genealogie, pythische Bäder, flandrische Chronik, arithmetische Probleme, Marco Polo u. s. w., und in all diesen Dingen bereicherte Lessing durch selbständige Forschungen den wissenschaftlichen Stoff. Auch diese Arbeiten sind durch mannichfache Fäden mit seiner frühern Thätigkeit verbunden: der sittliche Eifer, ja die Leidenschaft, mit der er ungerechte Urtheile der Geschichte bekämpft, sind noch die alten. Wenn er in Augenblicken des Unmuths über diese mikroskopischen Untersuchungen selbst verdrießlich war, so wußte er doch die tiefere Bedeutung derselben sehr wohl hervorzuheben. So sagt er in der Abhandlung über die „Fenstergemälde des Klosters Hirschau“: „*Vitrea fracta!* dürfte bei dieser Aufschrift vielleicht ein Leser denken, der ekler ist, als ich ihn mir wünsche. Aber mit seiner Erlaubniß. Man muß, auch in der gelehrten Welt, hübsch leben und leben lassen. Was uns nicht dient, dient einem andern. Was wir weder für wichtig noch für anmuthig halten, hält ein anderer dafür. Vieles für klein und unerheblich erklären, heißt öfter die Schwäche seines Gesichtes bekennen, als den Werth der Dinge schätzen. Ja nicht selten geschieht es, daß der Gelehrte, der unartig genug ist, einen andern einen Mikrologen zu nennen, selbst der erbärmlichste Mikrolog ist; aber freilich nur in seinem Fache. Außer diesem ist ihm Alles klein; nicht weil er es wirklich als klein sieht, sondern weil er es gar nicht sieht, weil es gänzlich außer dem Schwinkel seiner Augen liegt.

Seine Augen mögen so scharf sein als sie wollen: es fehlt ihnen zu guten Augen doch noch eine große Eigenschaft. Sie stehen ihm ebenso unbeweglich im Kopfe, als dieser Kopf ihm unbeweglich auf dem Kumpfe steht. Daher kann er nichts sehen, als wovon er gerade mit dem ganzen vollen Körper gepflanzt ist. Von den flüchtigen Seitenblicken, welche zur Ueberschauung eines großen Ganzen so nothwendig sind, weiß er nichts. Es gehören Maschinen dazu, den schwerfälligen Mann nach einer andern Gegend zu wenden: und wenn man ihn nun endlich gewandt hat, so ist ihm die vorige schon wieder aus dem Gedächtnisse.“

Erfreulich ist durchweg der concrete historische Blick, der ihn vom abstracten Gelehrten unterscheidet. „Es war,“ sagt er bei der Herausgabe einer Reimchronik über die Grumbach'schen Händel, „die uralte Gewohnheit der Deutschen, ihre Geschichte in Lieder und Reime zu verfassen: und diese Gewohnheit hat sich sehr lange erhalten. Daß sie nunmehr gänzlich abgekommen, mag vielleicht für den Geschmack ganz gut sein: aber für die historische Wahrheit ist es gewiß nicht gut. In diesen Liedern erschallte gemeiniglich die Stimme des Volks; und wann geschehene Dinge nicht mit dichterischen Fabeln darin ausgeschmückt waren, so waren sie doch mit Empfindungen durchwebt, die man wirklich dabei gehabt hatte. Für solche Empfindungen giebt uns der heutige Geschichtschreiber kalte, aber wenn Gott will sehr zuverlässige Belege aus dem bedächtlichen Cabinet; und wir finden uns trefflich verbessert.“

Das Anziehende aller dieser Arbeiten für den Nichtgelehrten liegt theils in dem sittlichen Feuer, theils in der lebhaften, ja dramatischen Schilderung seiner eignen Arbeit. „Ich will,“ sagt er einmal, „nach der Ordnung erzählen, wie ich zu dieser Entdeckung gelangt, und wie weit ich nach und nach darin gekommen bin. Freilich muß diese Methode einem Gelehrten, dem man Alles mit drei Worten sagen könnte, ein wenig langweilig vorkommen. Aber ich denke, daß sie doch auch dieses Gute hat, daß sie demjenigen, welcher einmal meine Untersuchung berichtigen, oder sie von neuem anstellen will, manche Mühe ersparen kann; wenn er sieht, welche Wege und Auswege ich dabei genommen, und ungefähr daraus urtheilen kann, welche Aussichten mir vielleicht entgangen sein dürften. Zu geschweigen, daß oft die Art, wie man hinter eine Sache gekommen, ebensoviel werth, ebenso lehrreich ist, als die Sache selbst.“ — Diese Eigenthümlichkeit wurde auch von den damaligen Kritikern lebhaft empfunden.

„Auch hier,“ schreibt ihm Reiske, „bewundere ich den großen Dramatiker. Erst schlingen Sie den Knoten auf eine gefährliche Weise fest zu, daß einem ganz bange dabei wird, Sie treiben einen erst bis zur Verzweiflung, daß ein solcher Knoten nie aufgelöst werden könne, und dann, wie der Blick,

sind Sie mit Ihrer Katastrophe da, aber mit einer glücklichen, sanften, leichten, natürlichen, sich von selbst ergebenden Katastrophe. Der Knoten reißt nicht unter Ihren Händen, nein, er geht gutwillig, ohne Zwang, ohne Gewalt, ganz gemach auseinander.“ Dagegen heißt es in den Gött. Gel. Anz.: „Herr Lessing behandelt mit einer Kunst, die wir bewundern, jeden seiner Artikel wie ein Drama, schürzt erst seinen Knoten mühsam, läßt uns lange warten, und dann löst er ihn. Diese Methode thut, wenn man nur die Lösung des Knotens nicht gleich voraussetzt, ihre gute Wirkung, müßige Leser in Erwartung und Aufmerksamkeit zu setzen, und auch Kleinigkeiten ein Ansehen von Wichtigkeit zu geben. Aber sie führt auch unvermeidlich in das Weite und ermüdet. Was durch einen Strich abgethan war, wird eine Iliade, und am Ende sagt man sich: und das war es Alles?“ Am reinsten und erfreulichsten war ihm stets die Theilnahme E. A. Schmid's; Ebert, die Berliner, selbst Heyne (der ihm damals seinen Pinbar zuschickte) waren doch immer geneigt, diese ganze Beschäftigung als eine Versündigung am Genie des Dichters der Emilia zu betrachten, er selber empfand mitunter ähnlich.

„Ich bin ärgerlich,“ schreibt er einmal an seinen Bruder, „und arbeite, weil Arbeiten doch das einzige Mittel ist, um einmal aufzuhören, jenes zu sein . . . Ich bin in meinem Leben schon in sehr elenden Umständen gewesen, aber doch noch nie in solchen, wo ich im eigentlichen Verstand um Brod geschrieben hätte. Ich habe meine Beiträge blos darum angefangen, indem ich nur einen Wisch nach dem andern in die Druckerei schicken darf, um von einem Tag zum andern zu leben . . . Es ist zwar recht gut, eine Zeit lang in einer großen Bibliothek zu studiren; aber sich darin vergraben, ist Ratserei. Ich merke es so gut als Andere, daß die Arbeiten, die ich jetzt thue, mich stumpf machen. Daher will ich auch je eher je lieber mit ihnen fertig sein.“ — Die Unfähigkeit, sich in Geldsachen einzurichten, war von jeher der Schatten auf Lessing's Leben gewesen.

Die streng gelehrten Arbeiten der „Beiträge“ erhielten aber ihre rechte Würze durch einen theologischen Discurs. — Die Sorbonne hatte den Satz aus Marmontel's Belisaire, daß auch die Heiden tugendhaft sein könnten, verdammt; diesen Satz zu vertheidigen hatte Eberhard in der „Neuen Apologie des Sokrates“, 1. Bd. Oct. 1772 übernommen: er hatte sich gegen die Ewigkeit der Höllestrafen überhaupt erklärt. Es hatte großen Anstoß erregt, daß ein Prediger über Glaubenslehren philosophire. Hamann hatte Nov. 1772 in den „Beilagen zu den Denkwürdigkeiten des seligen Sokrates“ geantwortet; er hatte darüber gespöttelt, daß die neue Theologie die altfränkischen Ausdrücke Luther's vermeide, die Loge an Stelle der Kirche setze und sich auf leeres Moralgeschwätz beschränke. Lessing verdroß der respectwidrige Ton,

den Eberhard gegen Leibniz angeschlagen; schon im ersten „Beitrag“ sagt er, indem er einen kleinen Aufsatz des Philosophen über den streitigen Gegenstand veröffentlicht: „Leibniz nahm bei seiner Untersuchung der Wahrheit nie Rücksicht auf angenommene Meinungen; aber in der festen Ueberzeugung, daß keine Meinung angenommen sein könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sei, hatte er wohl die Gefälligkeit, diese Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen.“ „Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alte Philosophen in ihrem exoterischen Vortrag zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freilich unsere neuesten Philosophen viel zu weise geworden sind: er setzte willig sein System bei Seite, und suchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.“ „Ich gebe zu, daß Leibniz die Lehre von der ewigen Verdammniß sehr exoterisch behandelt hat, und daß er sich esoterisch ganz anders darüber ausgedrückt haben würde. Allein ich wollte nur nicht, daß man dabei etwas mehr als Verschiedenheit der Lehrart zu sehn glaubte. Ich wollte nur nicht, daß man ihn geradezu beschuldigte, er sei in Ansehung der Lehre selbst mit sich nicht einig gewesen; indem er sie öffentlich mit den Worten bekennt, heimlich und im Grunde aber geleugnet habe. Denn das wäre ein wenig zu arg, und ließe sich schlechterdings mit keiner didaktischen Politik, mit keiner Begierde, Allen Alles zu werden, entschuldigen. Vielmehr bin ich überzeugt, und glaube es erweisen zu können, daß sich Leibniz nur darum die gemeine Lehre von der Verdammung nach all ihren exoterischen Gründen gefallen lassen, ja sie noch mit neuen bestärkt: weil er erkannte, daß sie mit einer großen Wahrheit seiner esoterischen Philosophie mehr übereinstimme als die gegenseitige Lehre. Freilich nahm er sie nicht in dem rohen und wüsten Begriff, in dem sie so mancher Theolog nimmt. Aber er fand, daß selbst in diesem rohen und wüsten Begriff noch mehr Wahres liege, als in den ebenso rohen und wüsten Begriffen der schwärmerischen Vertheidiger der Wiederbringung: und nur das bewog ihn, mit den Orthodoxen lieber der Sache ein wenig zu viel zu thun, als mit den letzteren zu wenig.“ Lessing sucht nachzuweisen, daß man nicht die Dauer der Strafe anfechten sollte, die, wie die natürliche Folge jeder That, allerdings ewig sei, sondern die roh sinnliche Vorstellung von der Art und Weise derselben; er spricht sich, da Hölle und Himmel relative Begriffe seien, für die Annahme eines mittleren Zustandes (Fegefeuer) aus, und schließt mit der wunderlichen Frage: „O meine Freunde, warum sollten wir scharfsinniger als Leibniz und menschenfreundlicher scheinen wollen als Sokrates?“ — Der Fehler der Abhandlung lag wohl darin, daß Lessing nicht blos

Leibniz' Meinung zu erläutern, sondern seine eigne zu geben scheint. In seinem rein theoretischen Interesse übersah er den praktischen Zweck, den Eberhard und seine Freunde dabei hatten, die kirchlichen Lehren zu mildern: sie wollten das kirchliche Leben humaner machen.

„Deine Meinung von den ewigen Höllestrafen,“ schreibt sein Bruder 16. Jan. 1773, „ist Kezerei bei den Orthodoxen und Heterodoxen, bei den Verfeinern und Vergröberern des Christenthums, und je scharfsichtiger, desto verdammlicher. Wir sind in Sünden empfangen und geboren, an uns ist auch nicht ein Haar gut, wir können ohne den gekreuzigten Christus nichts als sündigen. Wie schickt sich zu solchen Begriffen eine vernünftige Meinung von der Höllestrafe? . . . Strafe soviel als natürliche Folge jeder Handlung — ein schöner Gedanke! auch ein wahrer Gedanke! Aber wer soll dir für diese christliche oder sinnreiche Volte danken? Die Vernunft oder das Christenthum? Bei wem macht Eberhard Aufsehn? Bei den Christen, welchen das Unbegreiflichste von Kindheit auf eingebläut worden. Jeder Unbefangene sagt: braucht es Beweis, daß $2 \times 2 = 4$ ist?“

„Was gehn mich die Orthodoxen an?“ antwortet Lessing. „Ich verachte sie ebensosehr wie du; nur verachte ich unsre neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug sind. Ich bin von solchen schalen Köpfen überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannifiren werden als es die Orthodoxen jemals gethan.“

„Aber, mein Freund!“ schreibt Nicolai, „warum schreiben Sie in Ihrem „Beitrag“ öffentlich nicht so herzhaft als in dem Brief an Ihren Bruder? oder wenn Sie es Ihrer Convenienz gemäß finden, die Miene anzunehmen, daß Sie die orthodoxe Lehre vertheidigen, warum wollen Sie von einem Geistlichen mehr Offenherzigkeit verlangen als Sie selbst haben? Eberhard hat die Wahrheit deutlicher gesagt als Sie in Ihrem Beitrag; nur konnte er sie nicht so deutlich sagen, als Sie in Ihrem Brief. Gleichwohl hat diese Freimüthigkeit schon für ihn die verdrießlichsten Folgen gehabt. — Alle denkenden Geistlichen nehmen an ihm ein Beispiel und werden behutsamer in ihren Ausdrücken. Die Orthodoxen haben am vornehmen und geringen Pöbel Macht genug; wie erst, wenn sich ein philosophischer und witziger Kopf auf ihre Seite schlägt.“

Lessing ließ sich durch solche Vorwürfe nicht irre machen; er gab sofort einen neuen Anstoß, indem er die Vertheidigung der Dreieinigkeit, welche Leibniz gegen den Socinianer Wiffnentius unternommen, beleuchtete. „Leibniz hatte nicht im geringsten die Absicht, die Lehre der Dreieinigkeit mit neuen ihm eignen philosophischen Gründen zu unterstützen. Er wollte bloß zeigen,

daß ein solches Geheimniß gegen alle Anfälle der Sophisterei bestehen könne, so lange man sich damit in den Schranken eines Geheimnisses halte. Einer übernatürlich geoffenbarten Wahrheit, die wir nicht verstehen sollen, gereicht diese Unverständlichkeit selbst zu dem undurchdringlichsten Schilde. Die Gegner sind es, welchen das Schwerste bei so einem Streit obliegt, nicht die Vertheidiger, welche ihren Posten nur nicht muthwillig verlassen dürfen, um ihn zu behaupten.“ — Man hatte gesagt, Leibnitz habe selber nichts von dem geglaubt, was er gelehrt. „Es sei einen Augenblick. War es ihm darum weniger vergönnt, die verschiedenen Meinungen von Christus als soviel verschiedene Hypothesen zu betrachten, nach welchen die von ihm redenden Stellen der Schrift auf eine übereinstimmende Art zu erklären? Konnte er darum kein gründliches Urtheil fällen, welche von ihnen der andern vorzuziehen sei, weil er im Grunde von keiner überzeugt war? Ja sollte man sein Urtheil nicht eben darum für soviel unparteiischer halten?“ „Er glaubte! wenn ich doch nur wüßte, was man mit diesem Wort sagen wollte. In dem Munde so mancher neuern Theologen, muß ich bekennen, ist es mir wenigstens ein wahres Räthsel. Diese Männer haben seit 20, 30 J. in der Erkenntniß der Religion so große Schritte gethan, daß, wenn ich einen ältern Dogmatiker gegen sie aufschlage, ich in einem ganz fremden Lande zu sein vermeine. Sie haben soviel dringende Gründe des Glaubens, soviel unumstößliche Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion an der Hand, daß ich mich nicht genug wundern kann, wie man jemals so kurzsichtig sein können, den Glauben an diese Wahrheit für eine übernatürliche Gnadenwirkung zu halten. Alles, was ich in jenen ältern Dogmatikern bloß als wahrscheinliche Vermuthungen angeführt finde, welche einen Nichtchristen bewegen können, die christliche Religion nicht so schlechtweg zu verwerfen; kurz Alles, worin aufrichtig bekannt wird, daß es, weder einzeln noch zusammengenommen, eine beruhigende Ueberzeugung wirken könne: alles dieses haben sovieler unserer neuern Gottesgelehrten so in einander gekettet, und einzeln so ausgefeilt und zugespitzt, daß nur die muthwilligste Hartnäckigkeit sich nicht überführt bekennen kann. Was der h. Geist nun noch dabei thun will oder kann, das steht freilich bei ihm: aber wahrlich wenn er auch nichts dabei thun will, so ist es eben das.“ „Leibnitz leider mußte aus Vorurtheilen seiner Jugend dafür halten, daß die christliche Religion, bloß vermöge eines oder mehrerer oder auch aller erklärbaren Gründe glauben, sie eigentlich nicht glauben heiße.“

So weit hätte man diese historische Deduction können gelten lassen; nun aber trat Lessing entschieden auf Leibnitz' Seite, indem er die Socinianer, die Christus die volle Gottheit absprachen und doch zu ihm beteten, in den härtesten Ausdrücken der Abgötterei beschuldigte. „Wenn Christus

nicht wahrer Gott ist, so war die muhamedanische Religion eine unstreitige Verbesserung der christlichen, und Mahomed selbst ein ungleich größerer und würdigerer Mann als Christus, indem er weit wahrhafter, weit vorsichtiger und eifriger für die Ehre des einzigen Gottes gewesen als Christus, der, wenn er sich selbst auch nie für Gott ausgegeben, doch wenigstens hundert zweideutige Dinge gesagt hat, sich von der Einfalt dafür halten zu lassen, dahingegen dem Mahomet keine einzige dergleichen Zweideutigkeit zu schulden kommt.“ — Das stieß den Berlinern vor den Kopf, und Teller beschloß, Lessing zu widerlegen. Die mahomedanische Religion! — hätte er wenigstens gesagt, die jüdische! — Auch Mendelssohn*) mußte den Kopf schütteln.

Noch eine andere Ueberraschung sollte diesem werden. Ein früherer Brief von ihm an Abbt und sein Streit mit Lavater veranlaßte Möser, 27. März 1773, ein „Schreiben an den Oberrabbiner Aaron da Costa über den leichten Uebergang von der pharisäischen Sekte zur christlichen Religion“ zu erlassen. „Die jüdische Religion, welche ausdrücklich sagt, daß der erste Mensch das Ebenbild Gottes oder die Unsterblichkeit verloren habe, welche es zum ersten Gesetz macht, daß der Mensch wieder zur Erde werden soll, wovon er genommen ist, diese Religion muß zuletzt durchaus auf einen Erlöser führen; sie muß schlechterdings alle Menschen in einem Ewigen sterben lassen, nachdem Gott einmal gesagt, daß alle Menschen des ewigen Todes sterben sollen. Auf eine andere Art kann sie sich nicht helfen, und eine Hilfe ist doch nöthig. Denn eine jede Nation, sobald sie anfängt sich zu bilden, will durchaus ein ewiges Leben. Je größer und trauriger ihre Schicksale werden, je öfter der Ungerechte auf dem Thron sitzt und der Gerechte im Staube kriecht, desto heißer werden ihre Wünsche nach einem künftigen Leben sein, desto öfter wird sie Propheten zu ihrer Beruhigung erwecken. Dies bringt der natürliche Gang ihrer Empfindungen und Gedanken mit sich; und sollte diese Nation einen Gott anbeten, der ihr alle Hoffnung jenseit des Grabes unter sagt hätte: sie würde sich wider sein Gebot empören, Himmel und Erde zum Mitleid bewegen, und zuletzt, es koste was es wolle, ein Mittel ausfinden, diesen Fluch des Gesetzes in einen tröstlichen Segen zu verwandeln.“ Den Uebergang findet Möser in der Sekte der Pharisäer, und construirt mit großem Geschick aus ihren Ansichten den ganzen paulinischen Lehrbegriff als nothwendige Consequenz heraus. „So weit, dünkt mich, wären Sie an dem Faden Ihrer Betrachtung gekommen, ohne eben von einem unsichtbaren Wesen geschoben zu werden; und wenn Sie mit dem Kopf auf dem Ellenbogen, und mit dem Ellenbogen auf Ihrem eigenthümlichen Tisch der

*) Juli 1773 war er in Braunschweig zum Besuch, wo er auch Lessing sprach.

Sache noch einmal mittheilbar nachgedacht hätten, so wäre es Ihnen auch wohl unmöglich gewesen, die guten Patriarchen in der Hölle vermodern zu lassen; so hätten Sie den guten lieben Ewigen abgeschickt, um auch diesen die frohe Botschaft des ewigen Lebens zu verkündigen.“ „Ueber das Factum, daß wirklich der Ewige Mensch geworden sei und das Gesetz erfüllt habe, daß Jesus von Nazareth der Ewige gewesen, habe ich nicht mit Ihnen zu streiten. Paulus wurde hievon durch ein Wunder überzeugt; und wenn Sie dieses auch verlangen, so kann ich Ihnen nicht helfen.“ — Die Orthodogie hatte nicht gerade Grund, Möser zu danken*).

Einer von den Berliner Neugläubigen, Rector Damm, ein 70jähriger Mann, aus der Wolffschen Schule, hatte um diese Zeit „Betrachtungen über die Religion“ geschrieben, die sich im Uebrigen durch Originalität nicht gerade auszeichneten („Die Religion muß ganz praktisch sein . . . Eine echte Religion muß allgemein sein können . . . Der Richter über diese Allgemeinheit kann nur die gesunde und genugsam geübte Menschenvernunft sein“ u. s. w.), die aber das Eigne hatten, daß der Verfasser zugleich eine Reform der Orthographie anstrebte, und diese mit dem Kampf gegen die Orthodogie in Verbindung setzte. „Mann betrachte in unsrer deutschen Orthographie den Buchstaben *ß*, der nie ausgesprochen wird, und wende diese Betrachtung an auf die Macht einer, one Nachdenken angenommenen Gewonheit . . . Indem wir unsern deutschen Köpfen, die an einer in den Augen aller Ausländer schimpfliche Gewonheit sich bilden, nicht einmal ein unnützes *ß* abgewinnen können: wie wollten wir solchen einen ungegründeten Glaubensartikel nennen können? Und da sie zu bequem sind, ein wenig Acht zu geben, ob sie mit Verstand orthographisch schreiben, wie wollten sie sich entschließen, wichtigern Sachen nachzudenken? Und da die Gewonheit ihrer Finger und ihrer Augen in der Schreiberei solche Gewalt über sie hat, daß sie den als einen orthographischen Reher von sich weisen, der sie hierin was vernünftigers lernen will: was werden sie tun, wenn wider die Gewonheit irer von Jugend auf gelernten Vorstellungen in Religionsfachen geredet wird? Sklaven irer Gewonheiten sind schwer frei zu machen!“ — Diese wunderliche Parallele zwischen Orthodogie und Orthographie veranlaßte Hamann zu einer seiner wichtigsten Schriften, der „Apologie des Buchstabens *ß*“, an deren Schluß der Buchstabe *ß* persönlich auftritt: „Ihr kleinen Propheten von Böhmischem-Breda!**) Wundert euch nicht, daß ich mit Menschenstimme, gleich jenem stummen lastbaren Thier,

*) Möser wurde 9. Mai 1773 durch den Tod seines einzigen Sohnes betriibt, der, 20 J. alt, als Student in Göttingen starb.

**) Anspielung auf ein Lustspiel von Grimm 1753.

zu euch rede, um eure Uebertretung zu strafen. Euer Leben ist das, was ich bin — ein Hauch . . . Ich sehe auch, daß ihr in allen Stücken allzu abergläubisch seid. Der unsichtbare und folglich euch unbekannte Gott ist freilich der Vater der Vernunft und Religion, die aber eurem Sinne ebenso verborgen sind als der unsichtbare und folglich euch unbekannte Gott. — Das kein Auge gesehen, das kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, hierin besteht die einzige Religion, die eines höchsten Wesens würdig und ihm anständig ist, und die Gott für diejenigen bereitet hat, welche Ihn lieben. — Ist aber wohl menschliche Liebe ohne Bekanntschaft und Sympathie möglich? — Ihr rühmt euch Gott zu kennen; wie seid ihr zu dieser rühmlichen Erkenntniß gekommen? — Durch Betrachtung seiner Werke. — Woher wißt ihr, daß diese Werke ihn besser kennen als ihr selbst, und sind sie nicht weit unfähiger als ihr selbst dieser hohen Offenbarung, und euch solche mitzutheilen? Um einen bloßen Menschen, und den vertraulichsten von allen, euch selbst kennen zu lernen, würdet ihr euch wohl auf äußerliche Werke verlassen? Wie wenig ähnlich, wie entfernt und fremd, ja wie widersprechend sind selbige nicht den Tiefen des inwendigen im Herzen verborgenen Menschen! — Lügt also nicht gegen die Wahrheit mit eurer prahlerischen Kenntniß von Gott! Lügen sind alle Sagenungen eurer sogenannten allgemeinen Vernunft, unbegreiflicher, widersprechender und unfruchtbarer als alle Geheimnisse, Wunder und Zeichen des allerheiligsten Glaubens, den ihr umsonst verfolgt! — Dann erst redet von natürlicher Liebe zu Gott, wenn alle Körper eurer Erde die Kraft ihrer Trägheit und die Grundgesetze der Schwere verleugnen werden. — Der Gang aller eurer Neigungen, das Dichten und Trachten eures Herzens von Jugend auf zielt zum Mittelpunkt der Erde. Eine ungehinderte Aeußerung eurer Wirksamkeit würde euch in's unendliche Leere vom Vater des Lichts entfernen, ohne seine höhere, unmittelbare Anziehungskraft von Oben; weil Alles, was in der Welt ist, nicht vom Vater ist. Ihr aber gehört zur Welt, und wer nicht von der Welt ist, dessen Sprache kennt ihr nicht, und könnt seine Worte nicht hören . . . Der Gegenstand eurer Betrachtungen und Andacht ist nicht Gott, sondern ein bloßes Bildwort, wie eure allgemeine Menschenvernunft, die ihr durch eine mehr als poetische Lizenz zu einer wirklichen Person vergöttert, und dergleichen Götter macht ihr durch die Transsubstantiation eurer Bildwörter soviel, daß das größte Heidenthum und blindeste Papstthum in Vergleichung eurer philosophischen Idolatrie am jüngsten Gericht gerechtfertigt und vielleicht losgesprochen sein wird. — Ist eure ganze Menschenvernunft etwas anderes als Ueberlieferung und Tradition, und gehört denn viel dazu, das Geschlechtsregister eurer abgedroschenen fahlen und zweimal erstorbenen Meinungen bis auf die Wurzel des Stammbaums nachzuweisen? —

Der Geist ist es, der lebendig macht; der Buchstabe ist Fleisch und eure Wörterbücher sind Heu.“

Betrachten wir die sogenannten Glaubensphilosophen bei Licht, so will es mit ihrem Buchstabendienst ebensovienig sagen, als mit dem Heidenthum der sogenannten Pantheisten. F. H. Jacobi schrieb damals in den Mercur eine Kritik ägyptischer Forschungen, in der es u. a. heißt: „Gelehrte und Ungelehrte pflegen zu verstummen, wenn sie an die Geschichte der alten abgöttischen Religionen kommen; sie begreifen nicht, wie dergleichen ungereimte Begriffe mit vernünftigen sich paaren können. — Aber wir verstehen diejenigen nicht, von denen wir urtheilen, sie denken oder glauben etwas Ungereimtes: wir bestimmen nicht mit der erforderlichen Genauigkeit ihre Ideen und deren Verhältnisse unter einander; wir merken nicht, daß sie und wir mit denselben Worten nicht einerlei Begriffe verbinden, daß bei dem Schall derselben ganz andere Dinge vor ihrem Verstand als vor dem unsern schweben und daß aus ihrer Verbindung ganz verschiedene, oft entgegengesetzte Resultate entspringen müssen. — Von der heidnischen Theologie besitzen wir nur eine sehr unvollkommene Kenntniß. Gleich den Pflanzen arten die Thatsachen aus, indem sie von ihrem Ursprung sich entfernen, und bloß durch den Unterschied von Zeit und Ort, durch das Verschwinden der gelegentlichen Ursachen erscheint, was vorher Wahrheit gewesen, nun als der größte Irrthum. Die Religion eines Volks muß in dem vollständigsten Zusammenhang mit der natürlichen, bürgerlichen, politischen und gelehrten Geschichte desselben studirt werden, sonst ist kein wahrer Begriff von ihr möglich. Sie aus diesem Zusammenhang herauszureißen, eine isolirte Kenntniß davon erschaffen wollen, heißt die unfruchtbarste aller Bemühungen unternehmen. Es würde mit unsrer Religion ebenso sein, wenn unsre Cultur unterginge und ein späteres Geschlecht unsre theologischen Schriften, die Reste unsrer Kirchen u. s. w. aus dem Schutt aufgrübe. — Daß die Vielgötterei nicht ein ursprünglicher, sondern ein ausgearteter, verdorbener Lehrbegriff gewesen, bezeugen nicht allein die ältesten Nachrichten, sondern kann aus innern Gründen gefolgert werden. Die große, obgleich verworrene Idee einer allwaltenden Kraft war die erste Folge der auf den Menschen von allen Seiten zusammenströmenden Gefühle seiner Abhängigkeit“ u. s. w. — So sammelten sich von den verschiedensten Seiten die Strahlen des Denkens in einen großen Brennpunkt.

Neujahr 1773 kam Leuchsenring mit dem Erbprinzen wieder in Darmstadt an: er machte Merd's Frau auf die Falschheit ihres Mannes, Caroline auf die Kälte ihres Bräutigams aufmerksam. „Mit mir,“ schreibt Herder

erzürnt, „bin ich längst einig, daß in alle dem, was ein Leuchsenring so angafft und anfeindet und anstrauchelt, mehr Tugend der Seele und Edelmutz des Herzens und Treue des innersten Bewußtseins liegen konnte, als in allen süßen moralischen Reimgebetlein, aus dem Munde schöner Seelen gelernt, und von Tag zu Tag wittern mich alle die lieben Leute übler an, die das, was groß und gut und edel ist von einem Menschen, nach seinem ganzen Charakter, Seel' und Leben, aus Spruchbuch, Regelmäß, von Jacobis u. s. w. hergenommen, weghaben, und da vom Anblick der Nase entscheiden. Ich glaube, wenn ich alle seine Heiligen kenne, würden's vielleicht die wenigsten sein, nach denen oder mit denen ich handeln könnte und wollte — ohne allen Stolz gesagt. Jeder handle nur ganz aus sich, nach seinem innersten Charakter, sei sich treu — das ist die ganze Moral. Und nach der braucht man nicht Land und Leute zu durchziehen, um sie von schönen Seelen zu lernen und häßliche Seelen nach ihr zu modeln — wir sind Alle, sagt die Frau Landprieesterin von Wakefield, wie uns Gott geschaffen hat, und die müssen wir schon bleiben und nur mit uns selbst Friede machen und uns nur treu und ganz brauchen lernen. Das ist Gesetz und Evangelium! Lob und Zucht! . . .“ Carolinen's Briefe fand er „erst schön, etwas liebeleer und erzürnt,“ und hörte nicht auf, sie nicht bloß vor Leuchsenring, sondern auch vor Merck und Goethe, den herumfliegenden Schwärmern, zu warnen.

Goethe, „der kalte Weiberhasser“, wie Herder ihn in seinem Unmuth nannte, hatte in Frankfurt viel Eislauß getrieben, mit einem Kreise junger Leute Heirath und Ehestand gespielt, den Briefwechsel mit Weglar eifrig fortgesetzt, seinen Vater in der Advocatenpraxis unterstützt, gezeichnet — auch Portraits, und nebenbei am Göz gearbeitet. Merck, der ihn Febr. 1773 besuchte, drängte ihn, mit den Verbesserungen endlich ein Ende zu machen, und erbot sich, einen Theil der Druckkosten zu schaffen. Von Selbstmord ist keine Rede.

4. April 1773 fand in Weglar Lottens Hochzeit statt. „Gott segn' euch!“ schreibt Goethe, „denn ihr habt mich überrascht. Auf den Charfreitag wollt' ich heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie noch, und soll denn auch hängen, bis ich sterbe. Lebt wohl, grüßt euern Engel! . . . Ich wandre in Wüsten, da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten, und mein Blut ein Brunnen.“

Inzwischen hatte Herder — für den sich auch Lessing und Gleim nach einer Stelle umfahen — endlich seinen Entschluß gefaßt: die Verlobung wurde offen angezeigt. 15. April kam Goethe in Darmstadt an, und brachte den „Pater Brey“ mit, in welchem Fastnachtspiel er Herder und Merck an dem elenden Leuchsenring rächte, der sich nun als ästhetischer Haus-

freund vollständig wieder eingemistet hatte; erlebte 20. April den Tod seiner Freundin Roussillon, die in Darmstadt in den Armen ihrer Vila starb, wohnte 2. Mai Herder's Hochzeit bei, und reiste am folgenden Tage nach Frankfurt zurück, nachdem er von Merck Abschied genommen, der sich anschickte, nach St. Petersburg abzugehn.

In Darmstadt war eine große Regierungsveränderung erfolgt. K. F. v. Moser, der Sohn des alten Moser, Verfasser von „Herr und Diener“, Freund Hamann's, Herder's und der Klettenberg, hatte es März 1772 durchgesetzt, zum dirigirenden Präsidenten ernannt zu werden, wie es scheint, weil er dem Landgrafen Geld zu verschaffen mußte. Er griff sogleich ziemlich gewaltthätig durch, schaffte das Cabinet ab, regierte ganz selbständig und suchte philanthropische Reformen durchzuführen, wobei denn auch wohl manches Zweckwidrige vorkommen mochte. Die ganze Bureaokratie gerieth in Aufruhr, und als ihr leidenschaftlichster Vertreter trat Merck auf, der in Moser ohnehin den schlechten Kunstkenner verachtete. Die Art, wie er später, als Moser gestürzt war, seinem Haß Ausdruck gab, zeigt denn doch, daß Goethe's Charakterisierung nicht ganz aus der Luft gegriffen ist.

Vorläufig suchte sich Moser gut mit ihm zu stellen, und als die Landgräfin Caroline nach St. Petersburg abging, Mai 1773, um ihre Tochter an einen russischen Großfürsten zu verheirathen, wurde ihr Merck als Begleiter mitgegeben. Vor seiner Abreise war der „Weg“ bereits gedruckt (vgl. S. 482), und zwar in der neuen, vollständig veränderten Bearbeitung.

Zunächst fällt auf, mit welcher Rücksichtslosigkeit Goethe, kaum ein Jahr nach dem ersten Entwurf, diesen umgestaltete. Nach dem ersten oberflächlichen Eindruck möchte man eher an einen Rückschritt glauben, denn zugekommen ist nichts von Bedeutung, dagegen sind viele recht ergreifende Scenen ausgemergelt. Die dämonische Gewalt der Schönheit in der Figur der Adelheid ist im Entwurf viel lebhafter geschildert: gegen Franz, gegen Sickingen, welcher der schwächlichen Maria gleichfalls untreu wird, im Zigeunerlager — eine Scene, auf deren Stimmung der Dichter sich wohl etwas zu Gute thun konnte; — ihre Verachtung Weislingens, des „Glenden, der weder zum Guten noch zum Bösen Entschlossenheit besitzt,“ tritt prägnanter hervor; ihr Tod durch den Freischöffen ist dramatischer als der bloße Klageact der neuen Ausgabe. — Der Bauernkrieg zeigt Ursache und Wirkung sinnlicher: die Unthaten der Herren, die Unthaten der empörten Unterthanen gesehen vor unsern Augen, man erfährt, um was es sich handelt. — Am meisten vermißt man die prächtige, wenn auch kurze Reichstagscene.

Gleichwohl wird man bei näherem Zusehen dem Dichter in den meisten Punkten recht geben. In Adelheid war kein tieferer psychischer Gehalt: die

Figur ist gedacht, nicht angeschaut und erlebt; es ist also nicht viel geopfert, in der neuen Ausgabe ist sie eben nur Motiv, Weislingen zu verführen und zu strafen. — Der Ernst des Bauernkrieges ist ferner zu groß, um episodisch abgethan zu werden; im Entwurf ist keine sittliche Befriedigung, in der neuen Ausgabe ist es nur ein gefeglofer Tumult, in den der Held verstrickt und dadurch schuldig wird. — Vor Allem ist durch jene Opfer künstlerische Ab- rundung, einheitliche und concentrirte Stimmung gewonnen. Es ist ein lieblicher Holzschnitt aus den Faustrechtzeiten, trotz der anscheinend melancholischen Stimmung, die ein wenig an Hamlet's „geh in ein Kloster!“ erinnert, heiter und gemüthlich entworfen. Ein liebliches Genrebild, keine gewaltige dramatische Handlung: die Charaktere zeichnen sich nur als Bilder; wo eine starke Umkehr (wie in dem Schritt, der Göz in seinen eignen Augen zum Verbrecher macht) motivirt werden soll, gleitet der Dichter leicht darüber weg. Eine „Ordonnanz“ würde Mauvillon sehr vermißt haben.

„Sieh nur,“ sagt Elisabeth, „wie übermüthig die Fürsten geworden sind, seitdem sie unsern Kaiser beredet haben, einen allgemeinen Frieden auszusprechen. Gott sei Dank und dem guten Herzen des Kaisers, daß er nicht gehalten wird! Es könnt's kein Mensch ausstehn.“ „Kaiser und Reich!“ ruft Göz — „Ich wollt', Ihro Majestät ließen Ihren Namen aus so einer schlechten Gesellschaft. Die Stände sind die Rebellen, die mit unerhörtem Stolz mit unberehrten Kleinen sich füttern und täglich Ihro Majestät nach dem Kopf wachsen.“ — So etwas schwebte Goethe vor: Untergang des ritterlichen Kaiserthums und der Volksrechte durch die Fürsten und die römische Jurisprudenz; vergeblicher Versuch eines tüchtigen Mannes, sich in diesen veränderten Zeiten ein eignes Recht zu schaffen. So hatte Möser gesprochen, die Beklärer Eindrücke kamen dazu, vielleicht auch Luther's Wort: „Juristerei ist eine feine Facultät, aber jetzt giebt man sich nur auf die Praktik, verwirrt die Sachen, zieht und schiebt auf; die alten Rechte liegen unter der Bank.“ Aber der Gedanke ist mehr angedeutet als zum bestimmenden Mittelpunkt der ganzen Handlung gemacht.

Es ist bemerkenswerth, daß Möser's berühmter und so häufig mißbrauchter Aussatz: „der jetzige Hang zu allgemeinen Gesetzen ist der gemeinen Freiheit gefährlich“, gleichzeitig mit dem Göz erschien. „Die Herren beim Generaldepartement möchten gern Alles auf einfache Grundsätze zurückgeführt sehn. Wenn es nach ihrem Wunsch ginge, sollte der Staat sich nach einer akademischen Theorie regieren lassen, und jeder Departementsrath im Stande sein, nach einem allgemeinen Plan den Localbeamten ihre Ausrichtungen vorzuschreiben zu können. Sie wollten Alles mit gedruckten Verordnungen fassen, und nachdem Voltaire es einmal lächerlich gefunden hat, daß Jemand seinen

Proceß nach den Rechten eines Dorfs verlör, den er nach der Sitte eines nahe dabei liegenden gewonnen haben würde, keine andere als allgemeine Gesetzbücher dulden; vermuthlich, um sich die Regierungskunst soviel bequemer zu machen und doch die einzige Triebfeder der ganzen Staatsmaschine zu sein.“ „In der That entfernen wir uns dadurch von dem wahren Plan der Natur, die ihren Reichthum in der Mannigfaltigkeit zeigt, und bahnen den Weg zum Despotismus, der Alles nach wenig Regeln zwingen will, und darüber den Reichthum der Mannigfaltigkeit verliert. An den griechischen Künstlern lobt man es, daß sie ihre Werke nach einzelnen schönen Gegenständen in der Natur ausgearbeitet und es nicht gewagt haben, eine allgemeine Regel des Schönen festzusetzen und ihren Meißel nach dieser zu führen. Die römischen Gesetze bewundert man, weil ein jedes derselben einen einzelnen Fall zum Grunde hat und allemal eine Erfahrung zur Regel für eine völlig ähnliche Begebenheit darbietet. Man spricht täglich davon, wie nachtheilig dem Genie alle allgemeine Regeln und Gesetze seien, und wie sehr die Neuern durch einige wenige Ideale gehindert werden, sich über das Mittelmäßige zu erheben; und dennoch soll das edelste Kunstwerk unter allen, die Staatsverfassung, sich auf einige allgemeine Gesetze zurückbringen, sich im Prospect, im Grundriß und im Durchschnitt auf einem Bogen Papier vollkommen abzeichnen lassen, damit die Herren beim Departement mit Hülfe eines kleinen Maßstabs alle Größen und Höhen sofort berechnen können.“

Der Eindruck dieser deutschen Holzschnitte war groß. „Ich wollte,“ schreibt Goethe 21. Juli an Kestner, „Lotte wäre nicht gleichgültig gegen mein Drama. Ich hab' schon vielerlei Beifallskränzlein von allerlei Laub und Blumen, italienischen Blumen sogar, die ich wechselsweise anprobirt und mich vor'm Spiegel ausgelacht habe.“ 21. Aug.: „Und nun meinen lieben Götz! Auf seine gute Natur verlaß ich mich, er wird fortkommen und dauern. Er ist ein Menschenkind mit viel Gebrechen und doch immer der besten einer. Viele werden sich am Kleid stoßen und einigen rauhen Ecken, doch hab' ich schon soviel Beifall, daß ich erstaune. Ich glaube nicht, daß ich sobald was machen werde, das wieder das Publicum findet. Unterdessen arbeit' ich so fort, ob etwa dem Strudel der Dinge belieben möchte, was Gescheuters mit mir anzufangen.“

„Der Verfasser,“ schreibt der Wandsbeker Bote noch im Juli, „bricht gerade durch alle Schranken und Regeln durch, wie sein edler tapferer Götz durch die blanken Escadrons feindlicher Reiter, kehrt das Bild auf der Höhe unterst zu oberst und setzt sich auf's Fußgestell hin hohnlachend. Das macht er nun freilich etwas bunt, und es läßt sich mit Fug gegen diesen Unfug manches sagen, das man auch sagen würde, wenn einen der Verfasser durch einige Weisen,

die er an sich hat, nicht versöhnte.“ Hamann begrüßte in Göth die Morgenröthe einer neuen Dramaturgie; in Göttingen war Alles begeistert, da man sich nun von dem Joch der Regeln völlig entbunden glaubte; die Briefe von Boff legen Zeugniß davon ab; Bürger wandte sich in einem leidenschaftlichen Schreiben an den Dichter. Am tiefsten war Lenz ergriffen, der Goethe einen Aufsatz schickte, „unsere Ehe“ betitelt, in der er sich mit ihm über ihre gegenseitige Stellung zur Literatur in's Klare zu setzen suchte. Der arme Lenz hatte das Unglück, daß seine Stücke, die früher geschrieben und wenigstens ebenso regelwidrig waren als Göth, später erschienen, und daß er so als Goethe's Nachahmer gelten sollte. — Goethe hatte diese Versuche (namentlich die Uebersetzungen des Plautus und Shafespeare) schon zu Anfang des Jahres gelesen, und 6. März 1773 darüber geschrieben: „Unser Theater, seit Hanswurst verbannt ist, hat sich aus dem Gottschedianismus noch nicht losreißen können. Wir haben Sittlichkeit und Langeweile; denn für jeux d'esprit haben wir keinen Sinn, unsere Societät und Charakter bieten auch keine Modelle dazu; und also ennuhiren wir uns regelmäßig, und willkommen wird jeder sein, der Munterkeit und Bewegung auf's Theater bringt.“ Nur suchte er ihm das Grillenhafte und Rohe auszureden, namentlich die Klische: „Im gemeinen Leben sind sie schon lästig und zeugen von einer leeren Seele, wie alle Gewohnheitsworte.“

„Form sei Form,“ heißt es 20. Aug. in den Frff. Gel. Anz., „und hätte der Verfasser in chinesischer Form geschrieben, wir würden sein Genie schätzen müssen. Lieber noch zwanzigmal mehr Sonderbarkeiten wie hier vorkommen, als das Alltagsgewäsch, das man in deutschen Schauspielen verschlucken muß . . . Es wird euch warm um's Herz werden, ihr werdet dem sterbenden Helden sein Freiheit! Freiheit! nachrufen. — Unsterblicher Dank dem Verfasser für sein Studium der alten deutschen Sitten! Man hat sie bisher immer nur in Hermanswäldern gesucht, aber hier sind wir auf echtem deutschen Grund und Boden. Die Reichshistorie in den mittlern Zeiten ist freilich ein Ding, das wenige unserer Poeten zu kennen die Ehre haben. Aber hieher, wenn ihr deutsche, nicht aus der Luft gegriffene Helden haben wollt! — Dieser Verfasser hat sie wie vom Todten wieder auferweckt.“ — In Süddeutschland machte namentlich Schubart für die Dichtung Propaganda.

Dagegen fehlte es auch nicht an Mißwollenden. „Mich soll wundern,“ schreibt Weiße*) 25. Sept. an Garbe, indem er sich über das theatralische

*) Er war im Sommer wieder in Berlin gewesen, bei Zeller und Spalding; Kamler war verreist. Eine neue Oper von ihm, „die Jubelhochzeit“ wurde aufgeführt.

Unwesen beschwert, „ob Lessing, der nicht gern einen deutschen Schriftsteller ungestraft auf einmal so groß werden läßt, dazu stillschweigen wird?“ Am meisten verdroß Goethe eine Recension, die der d. Mercur Sept. 1773 brachte. Der Recensent (Chr. Schmid in Gießen) nannte den Gök „ein Drama, bei welchem die kritischen Vinnés staunen und ungewiß sein würden, in welche Classe sie es setzen sollten; ein Stück, worin alle drei Einheiten auf das grausamste gemißhandelt werden; das weder Lust- noch Trauerspiel ist; und doch das schönste interessanteste Monstrum, gegen welches man hundert von unsern komisch-weinerlichen Schauspielen austauschen möchte, deren Verfasser dafür sorgen, daß der Puls ihrer Leser nicht aus seinem gewöhnlichen Gange gebracht, und ihre Nerven von keinem fieberhaften Anfall schauernder Empfindung ergriffen werden.“ Im Ganzen hatte also Schmid den guten Willen zu loben, wie er denn gleich nach der ersten Lectüre, 22. Juli, an Göckingl, schreibt: „Ehe wir's uns versahen, waren wir wieder mitten im Taumel der Empfindung, und alle Regeln, selbst der Voratz zu kritisiren, war verschwunden wie Schattenbilder vor dieser kräftigen Sprache des Hergens.“ Gleichwohl hatte er sich durch sein Amt verführen lassen, dem Dichter gute Lehren zu ertheilen, die Lessing ein „Wischwaschi“ nennt, und zu denen der Herausgeber des Mercur selbst die schöne Anmerkung machte: „Mir scheint beinahe Alles, was der Recensent tadelte, ohne genugsamen Grund getadelt worden zu sein.“

Wenn mehrere Jahre später eine erlauchte Person, der König von Preußen selbst, als Ankläger des Stücks auftrat, so nahm sich der alte Möser desselben an. „Es ist ein edles und schönes Product unsers Bodens. Alles, was der König auszusagen hat, besteht darin, daß es eine Frucht ist, die ihm den Saamen zusammengezogen habe und die er auf seiner Tafel nicht verlange. Aber das entscheidet ihren Werth noch nicht. Wenn von einem Volksstück die Rede ist, muß man den Geschmack des Hofes bei Seite setzen.“ „Goethe's Absicht war, uns eine Sammlung von Gemälden aus dem Nationalleben unserer Vorfahren zu geben und uns zu zeigen, was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der witzigen Bedienten müde wären. Leicht hätte er dieser seiner Sammlung mit Hülfe einer nun fast zum Efel gebrauchten Liebesgeschichte das Verdienst der drei Einheiten geben und sie in eine Handlung flechten können. Aber er wollte einzelne Partien malen, und diese stehn zusammen, wie die Gemälde vieler großen Landschaftsmaler, ohne daß die Galerie, worin sie sich befinden, gerade eine Epopöe ist. Daneben sollten diese Partien wahre einheimische Volksstücke sein. Er wählte dazu ritterliche, ländliche und bürgerliche Handlungen einer Zeit, worin die Nation nach Original war. Und da ihm gewiß niemand vorwerfen kann, daß er unrichtig gezeichnet, das Colorit vernachlässigt oder

wider das Costüm gefehlt habe, so behandelt man ihn wider seine Absicht, wenn man ihn darum verdammt, daß er nicht für den Hof gearbeitet und kein reguläres Ganze geliefert hat.“

Goethe selbst spricht seine Ansichten in den *Frankf. Gel. Anz.* bei Gelegenheit eines Touristen aus, welcher der gebahnten Heerstraße folgt: — „Sobald eine Nation polirt ist, sobald hat sie conventionelle Wege zu denken, zu handeln, zu empfinden, sobald hört sie auf, Charakter zu haben. Die Masse individueller Empfindungen, ihre Gewalt, die Art der Vorstellung, die Wirkbarkeit, die sich alle auf diese eignen Empfindungen beziehen, das sind die Züge der Charakteristik lebender Wesen. Und wieviel von alledem ist uns polirten Nationen noch eigen? Die Verhältnisse der Religion, die mit ihnen aufs engste verbundenen bürgerlichen Beziehungen, der Druck der Gesetze, der noch größere Druck gesellschaftlicher Verbindungen und tausend andere Dinge lassen den polirten Menschen und die polirte Nation nie ein eigen Geschöpf sein, betäuben den Wink der Natur und verwischen jeden Zug, aus dem ein charakteristisches Bild gemacht werden könnte . . . Der Verfasser reiste gemächlich seine große Tour durch England, Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland und die Niederlande, blickte in seinen Pufendorf, conversirte mit schönen Herrn und Damen, nahm sein Buch und schrieb. Zum Unglück ist in der ganzen Welt nichts schiefes als die schönen Herrn und Damen . . . Alles vom Hörensagen, Oberfläche, aus guten Gesellschaften abstrahirt . . . Wie gar anders würden seine Urtheile ausgefallen sein, wenn er sich heruntergelassen hätte, den Mann in seiner Familie, den Bauern auf seinem Hof, die Mutter unter ihren Kindern, den Handwerksmann in seiner Werkstatt, den ehrlichen Bürger bei seiner Kanne Wein, und den Gelehrten und Kaufmann in seinem Kränzchen oder seinem Caffeehaus zu sehn.“ —

Ein unternehmender Buchhändler forderte den Dichter auf, ein Duzend ähnliche Gedichte zu schreiben, er wolle ihn gut honoriren. Von anderer Seite erfolgte in der That eine ganze Fluth von Ritterstücken, aber Goethe's allseitige Natur konnte an der einmal gefundenen Form nicht haften: andere Dramen und Epen, ein Cäsar, ein Faust, ein ewiger Jude beschäftigten seine Phantasie. In Cäsar sollte das ganze Leben des Helden sich entwickeln; einzelne Aeußerungen Culla's über denselben haben sich noch erhalten: „Es ist etwas Verfluchtes, wenn so ein Junge neben einem aufwächst, von dem man in allen Gliedern spürt, daß er einem über'n Kopf wachsen wird!“ — „Er ist ein Sakramentskerl! Er kann so zur rechten Zeit respectuös und stillschweigend dastehn und horchen, und zur rechten Zeit die Augen niederschlagen und bedeutend mit dem Kopfe nicken.“

Die jungen Dichter in Göttingen — in deren Bund Febr. 1773 auf sein dringendes Ansuchen auch Cramer aufgenommen war, obgleich er sich nicht zu dem angemessenen Franzosenhaß aufzuschwingen vermochte — hatten nun ihre Brodstudien ganz aufgegeben und lebten dem Alterthum, dem Vaterland und der Dichtkunst. Herrmann, Leibniz, Luther und Klopstock galten ihnen als die größten Deutschen; Mauvillon's Briefe und die Blätter von deutscher Art und Kunst waren ihr Canon. Um den alten Nerv der Sprache wiederzugewinnen, den sie durch das Lateinische und Deutsche verloren habe, studirte Voß, der immer mehr die Führung übernahm, Luther und die schwäbischen Dichter; auch hatten sie vor, ein Wörterbuch zu schreiben, und ließen überall Volkslieder sammeln. Nach ihrer Ueberzeugung sollte sich die Poesie nicht blos durch die Worte, sondern auch durch die Constructionen von der Prosa sondern: Klopstock habe einen guten Anfang gemacht, man könne aber viel weiter gehn. Denselben Zweck verfolgte Voß bei seiner Uebersetzung des Pindar, die schon Herder etwas ungelent vorkam, Wieland aber völlig in Verzweiflung setzte. „Zwischen all diesen Bemühungen,“ klagte der Mercur, „den Waldgesang der Barden, die bakchische Wuth der Dithyramben und die enthuflastische Sprache der griechischen Chöre in unsere Sprache zu übertragen, wird unsre Poesie in kurzem allen Wohlklang, und überhaupt alle Wahrheit und Anmuth verlieren. Einige unsrer Dichter scheinen sich's vorgesetzt zu haben, den Ausspruch Demokrit's, daß ein Poet rasen müsse, durch ihr Beispiel zu rechtfertigen; aber die poetische Wuth sollte doch nicht gar zu nahe an diejenige grenzen, die in die dunkle Stube führt . . . Welchem heutigen Amphion sollte nicht die Haut schaudern, wenn ihm ein lyrischer Dichter von Kolchos inwohnenden kampfunderführten Jungfrauen, steilnißvollen Pflanzstädten, Freveltruggenossen, rundum flammenden Blitzen, speerbewappneten Myrmidonen, vom Schlüsselbewahrer der süßen Brautkammer der Venus, und vom rundum zerschmetternden Schwall der Wogen spräche? Wie würde ihm zu Muth werden! wenn man ihm den Antrag machte, den tartarischbewappneten Helden, der rundum vom göttlichen Feuer umstrahlt, über des Deta Koppen hinauf in den Götterdivan stieg, in Musik zu setzen? Oder was für einen Anstand würde eine deutsche Gabrieli haben? wenn sie hinträte und sänge: kein Göttermann nahe sich mir! denn mich schaudert Jo's männergehafter Jungfrauschafft, die durch Beischlaf ward und durch Juno's hartherzig verhängte Landschweifungen zerrissen.“

6. März 1773 wurde in der Bundesversammlung der Schluß des Messias vorgelesen, der gleich darauf im Druck erschien. „O welch ein Mann ist Klopstock!“ schreibt Voß; „ein Prophet, ein Engel Gottes kann nicht mehr die Seelen durchbohren! Von Erstaunen zu Erstaunen reißt der

16. G., und der nächste zerschmelzt in himmlisches Entzücken. Herder schreibt, daß der Sprachebändiger uns ehestens eine deutsche Grammatik herausgeben will. Eine Grammatik von Klopstock! Von allen jetzt Lebenden ist er ohne Zweifel der größte.“

In der Einleitung des Messias sagte der Dichter „dem Erlöser“ seinen Dank: „Ich hofft' es zu dir und ich habe gesungen, Versöhner Gottes, des neuen Bundes Gesang! Durchlaufen bin ich die furchtbare Laufbahn, und du hast mein Straucheln verziehen! . . . Mir strömet das Herz, und ich weine vor Wonne! Ich fleh' um keinen Lohn: ich bin schon belohnt durch Engel-freuden, wenn ich dich sang; der ganzen Seele Bewegung bis hin in die Tiefen ihrer ersten Kraft; Erschütterung des Innersten, daß Himmel und Erde mir schwebten . . . Der kennt nicht meinen ganzen Dank, dem es da noch dämmert, daß, wenn in ihrer vollen Empfindung die Seele sich ergeußt, nur stammeln die Sprache kann. Belohnt bin ich, belohnt! Ich habe gesehn die Thräne des Christen rinnen, und darf hinaus in die Zukunft nach der himmlischen Thräne blicken! Durch Menschenfreuden auch. Umsonst verbürg' ich vor dir mein Herz, der Ehrbegierde voll. Dem Jüngling schlug es laut empor; dem Manne hat es stets, gehaltner nur, geschlagen . . . Ich bin an dem Ziel! und fühle, wo ich bin, es in der ganzen Seele beben! So wird (ich rede menschlich von göttlichen Dingen) uns einst, ihr Brüder des, der starb und erstand! bei der Ankunft im Himmel sein!“ — Und so heißt's im 16. Gesang: „Hundert Monde sind vorübergewandelt, seitdem ich sang von des Mittlers erstem Gericht. Mich umleuchtet' auch damals Hoffnung zu meinem Erlöser: vollenden würd' ich! Doch zog einst Triebes sich um den himmlischen Strahl. Da war's der Gedanken er mir allein: mich in Allem zu unterwerfen! Sie kamen, schonten mein nicht, und redeten laut von dem Tod' und vom Leben; etliche schwiegen und redeten so noch lauter vom Tode! Doch ich verbot den Schauer mir, sträubte mich gegen sie, litt's nicht, lebte, vollendete! Preis auch heute dem Herrn, dem Erhalter!“

Im Ganzen zehrte der Messias mehr von der alten Achtung; die neuen Gesänge: Christi Himmel- und Höllenfahrt, sowie das Weltgericht (Abaddonna wird glücklich erlöst!) waren nicht sehr geeignet, Interesse einzuslößen, trotz alles Anlaufs, den der Dichter in seinen „Gesichten“ nimmt: „Ach auf einmal erhob sich vor mir des Todes fürchterliche Gestalt! so hat kein Gedanke den Umkreis eines unsterblichen Geists, und jede geheimere Tiefe seiner Empfindung erschüttert, als dieses Grauen mein Herz traf!“ Die Einbildungskraft des modernen Dichters müht sich vergebens ab, in plastischer Weise nach Art Dante's und Milton's das unsagbare Jenseits zu schildern; er nimmt schließlich zur Musik seine Zuflucht, und erfindet Rhythmen, die in der

That etwas Eignes haben: „Fanget bebend an, athmet kaum leisen Laut, denn es ist Christus' Lob, was zu singen ihr wagt! Die Ewigkeit durchströmt's! tönt von Aeon fort zu Aeon!“ — „Geh unter! geh unter, Stadt Gottes! in Kriegsschrein! in Rauchdampf! in Blutstrom! versink', ach! die des Herrn Arm von sich wegstieß! sei Trümmer, Stadt Gottes!“ — Geht man in der Declamation den Intentionen des Dichters nach, so wird eine große Wirkung nicht verfehlt; liest man aber natürlich, so kommt eine hüpfende Tanzmelodie heraus.

Auch war selbst bei befreundeten Gemüthern die Anerkennung nicht unbedingt. „Ich hab' immer,“ schreibt Lavater an Herder, „eine Ahnung von Kleingeistigkeit in seiner äußerst raffinirten Tonkünstelei, daß ich nicht mit dem vollen Herzen der Natur mich ihm darlegen darf. — Sein Messias ist nicht der prophetische, nicht der evangelische: er ist so modern, so universitäts-gerecht, so theologisch, daß er einem Bibelfenner und Lichtsucher unerträglich wird. Aber das Schlimmste, daß der liebe Mann auch nicht einmal seinen schulgerechten Messias ganz zeigt, ihn mehr leiden als handeln, und nicht einmal auf eine Weise handeln läßt, die das Handeln allenfalls entbehrlich machen könnte. Man steht immer Alles um ihn herum, und Ihn, Ihn selber nicht; kein Licht, kein Zusammenhang, keine Beziehungen in den Begriffen, die er poetisch auskleidet, und eben deswegen in Absicht auf ihn keine Herzenssentiments, nur Imaginationsdeclamationen. Selbst das Geschichtliche ist überhüpft und nicht anschaulich gemacht: ein mir unausstehlicher Fehler in einem Werk, das ich dessen ungeachtet über die Werke aller Sterblichen weit hinaufsetze. Sein Gott ist so undenkbar, unempfindbar wie sein Christus, und nichts weniger als der angeschaute und gehörte Gott der Propheten; bald ein kindisch tändelnder, bald ein gravitätischer Gott. Hundert Situationen Jesu hat er überhüpft, die uns in zehn Zeilen mehr gesagt hätten als ganze Gesänge voll Episoden, wo jeder dies oder jenes von ihm sagt, das entweder aus der Theologie entlehnt oder willkürlich ist, und sich gar nichts aus ihm ergibt. — Ueber seine Lieder könnt' ich ähnliche Anmerkungen machen. Nicht Bescheidenheit scheint's mir, nicht Niederschlagen der Augen vor der offenbaren Gottheit, sondern erweisliche Armuth der Ideen, der Beschauungen, der Empfindungen, was ich oft darin zu sehen glaube. Von dem Schweren, Unpopulären, Künstlichen, Affectirten, Verworrenen, Widerbiblischen nichts zu sagen. Wirklich solche handgreifliche Falschheiten, daß man sich nicht darein finden kann, wie ein Genie und Herz wie Klopstock's so erbärmlich nachsprechen, nachträumen, nachfaseln kann. — Der größte geistliche Poet ein solcher Feind des Geschichtlichen!“

Ähnlich urtheilte Hamann, der durch verschiedene Stellen des Messias

an den Amadis von Gallien erinnert wurde. Desto mehr wurde Klopstock durch eine Kritik seiner Oden in der Allg. Dt. Bibl. erfreut, die von Herder war; der Dichter, der sich sonst um Recensionen nicht kümmerte, machte hier eine Ausnahme, und schickte ihm (5. Mai 1773) den Messias mit einem freundlichen Brief. „Die Hauptsache ist, weil Sie durch Ihre eigene sehr starke Empfindung Criticus sind. Ob Sie nicht bisweilen die Bilder, in welche Sie Ihre weitsehenden Gedanken hüllen, ein wenig vom wirklich Wahren abtauschen, das werden wir schon mit der Zeit unter einander ausmachen. Glauben Sie aber nicht, daß ich ein Bilderstürmer sei, weil ich Ihnen so etwas Bilderdienst schuld gebe; auch dann nicht, wenn ich Ihnen sage, daß mir bei der Untersuchung das dürrste Wort das liebste ist. Wenn Ihnen das bei einem Dichter nicht natürlich vorkommt, so kann ich Ihnen nichts antworten, als daß es gleichwohl bei mir so ist. Vielleicht macht es, daß wir ohne viel Vorrede zu dem rechten Punkt kommen, wenn ich Ihnen sage, daß in der Theorie mir nichts gilt als Erfahrung, eigne und solcher Andrer, die erfahren können, und nach ihr nichts weiter als was geradezu, so recht mit der Thür in's Haus, aus der Erfahrung folgt. Wenn Ihnen das nicht auch gilt, wissen Sie, wo Sie dann hin müssen? Dahin, daß Sie aus der Natur der Seele erweisen, das oder das poetisch Schöne müsse nothwendig in ihr die oder die Wirkung hervorbringen. Uebrigens kann man freilich auch, bei Gelegenheit, da man die gehabte Erfahrung untersucht, bis zur Definition allgemeiner Begriffe kommen.“

Ueber dem Messias wurde das Vaterland keineswegs vergessen; Klopstock stimmte eine neue Ode auf „Teutone“ an: „An der Höhe, wo der Quell der Varden in das Thal sein fliegendes Getöse, mit Silber bewölkt, stürzt, da erblickt' ich, Göttin, dich noch einmal, du kamst zu den Sterblichen herab!“ „Den Gedanken, die Empfindung treffend und mit Kraft, mit Wendungen der Kühnheit zu sagen, das ist, Sprache des Thuisdon, Göttin, dir, wie unsern Helden Eroberung, ein Spiel. O Begeisterung! sie erhebt sich, feurigere Blicks ergießet sich ihr Auge, die Seel' in der Glut! Ströme! denn du schonest deß umsonst, der, leer des Gefühls, den Gedanken nicht erreicht.“

Ähnlich klangen die Oden, welche der Bund 12. April seinem Meister zuschickte, als die Stolbergs ihn besuchten: er sandte Dank und Kuß zurück, 13. Juni, zugleich aber einen Auftrag. Ruhm und Ehre hatte Klopstock genug, aber seine äußern Verhältnisse waren noch immer sehr eingeschränkt. Um nun dem Vaterland Gelegenheit zur Dankbarkeit zu geben, kündigte er ein neues Werk, die „Deutsche Gelehrtenrepublik“, auf Subscription an, zum Preise von einem Louisdor; seine Jünger mußten werben. Ueberall entstand ein Wettstreit: Voie, Voss, Gleim, Goethe, Knebel, Claudius,

Hamann, streiften wie Apostel umher, und der Erfolg war glänzend: es fanden sich über 2000 Subscribenten. — Eine werthvolle Anerkennung war es, daß Glück seine Oden componirte, er wollte es auch mit den Barden-gefangen der Hermannschlacht versuchen.

Durch die Verehrung des großen deutschen Dichters wurden die Herzen der Göttinger Jünglinge doch nicht völlig ausgefüllt; Klopstock selbst hatte die Liebe besungen, und sie hatten die Empfindung, daß ohne dieses Glück auch ihrem Dichterberuf etwas fehle. Nachdem sich Voß einige Zeit umgesehen, knüpfte er 16. Mai mit Ernestine, der ihm persönlich unbekannten Schwester seines Freundes Voie, einen Briefwechsel an, der bald die wichtigste Angelegenheit seines Lebens wurde. Hier finden sich fortan die Berichte über den Fortgang des „Bundes“.

17. Juni 1773 „gingen wir (Voß, Stolberg, Hahn) bis Mitternacht in meiner Stube ohne Licht herum, und sprachen von Deutschland, Klopstock, Freiheit, großen Thaten, und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unschuld nicht achtet. Es stand eben ein Gewitter am Himmel, und Blitz und Donner machte unser ohnedies schon heftiges Gespräch so wüthend und zugleich so feierlich ernsthaft, daß wir in dem Augenblick ich weiß nicht welcher großen Handlung fähig gewesen wären.“

2. Juli 1773 wurde Klopstock's Geburtstag gefeiert. „Gleich nach Mittag kamen wir auf Hahn's Stube zusammen. Eine lange Tafel war gedeckt und mit Blumen geschmückt. Oben stand ein Lehnstuhl ledig, für Klopstock, mit Rosen und Leokojen bestreut, und auf ihm Klopstock's sämmtliche Werke. Unter dem Stuhl lag Wieland's Idriis zerrissen. Jetzt las Hahn einige auf Deutschland sich beziehende Oden von Klopstock vor. Darauf tranken wir Kaffee; die Fidibus waren aus Wieland's Schriften gemacht. Voie, der nicht raucht, mußte doch auch einen anzünden, und auf den zerrissenen Idriis stampfen. Hernach tranken wir in Rheinwein Klopstock's Gesundheit, Luther's Andenken, Hermann's Andenken, des Bundes Gesundheit; dann Ebert's, Goethe's (den kennst du wohl noch nicht?), Herder's u. s. w. Nun war das Gespräch warm. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugend, und du kannst denken, wie! Dann aßen wir, punschten, und zuletzt verbrannten wir Wieland's Idriis und Bildniß.“

„Der 12. Sept. wird mir auch noch oft Thränen kosten. Es war der Trennungstag von den Grafen Stolberg und ihrem vortrefflichen Hofmeister Clauswitz. Der Nachmittag und Abend waren noch so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich; einigen sah man geheime Thränen des Herzens an. Dies sind die bittersten, Ernestinchen; bitterer als die über die Wange strömen. Des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich: er wollte

heiter sein, und jede Miene war Melancholie... (Abends 10 Uhr). Ich wurde genöthigt, auf dem Klavier zu spielen. Vielleicht verschaffte die Musik den Andern einige Aenderung, mir selbst, der jeden schmelzenden Affect ganz annehmen mußte, um ihn wieder auszudrücken, schlug sie nur tiefere Wunden. Es war schon Mitternacht, als die Stolberge kamen. Aber die schrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht zusammen waren, wer kann die beschreiben! Jeder wollte den Andern aufheitern, und daraus entstand eine solche Mischung von Trauer und verstellter Freude, die dem Unsinn nahe kam. Wir hatten Punsch machen lassen, denn die Nacht war kalt. Jetzt wollten wir durch Gesang die Traurigkeit zerstreuen; wir wählten Miller's Abschiedslied. Hier war nun alle Verstellung vergebens; die Thränen strömten und die Stimmen blieben nach und nach aus... Wir fragten zehnmal gefragte Dinge, wir schwuren uns ewige Freundschaft, umarmten uns, gaben Anträge an Klopstock. Jetzt schlug es drei. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmüthiger zu machen und sangen von neuem das Abschiedslied, und fangen's mit Mühe zu Ende. Es ward ein lautes Weinen. Nach einer fürchterlichen Stille stand Clauswitz auf: nun meine Kinder, es ist Zeit! — Ich flog auf ihn zu, und weiß nicht mehr was ich that. Miller riß den Grafen an's Fenster, und zeigte ihm einen Stern. — Ich kann nicht mehr, liebes Ernestinchen; die Thränen kommen von Neuem. — Wie mich Clauswitz losließ, waren die Grafen fort — es war die schrecklichste Nacht, die ich erlebt habe.“ — Die Grafen gingen zu ihrer Mutter — die 22. Dec. starb — nach Kopenhagen. „Sohn hier hast du meinen Speer!“ und „In der Väter Hallen ruhte“ waren vorher gedichtet.

Kurz vor ihrer Abreise — 9. Sept. — hatten sie noch die Vollendung eines Gedichts erlebt; das alle übrigen Leistungen des Bundes bei weitem überleben sollte. Die erste Anregung zur Lenore hatte Bürger im April: in den folgenden Monaten arbeitete er eifrig daran; der Götz begeisterte ihn 8. Juli zu drei neuen Strophen; auch nachdem er es 9. Sept. den Göttingern fertig zugesandt, wurden noch zahlreiche Verbesserungen vorgenommen. Unmittelbar vorher war der „Raubgraf“ gedichtet, gleich nach der Vollendung wurden die „Weiber von Weinsberg“ in Angriff genommen; beides Romanzen im reinen Bänkelsängerton, von dem in der Lenore nur wenig unbedeutende Spuren, „Hurra, hurra, hop, hop, hop!“ „Huhu! ein gräßlich Wunder!“ u. s. w. übrig geblieben sind. In dieselbe Zeit fällt das wunderbar zarte Lied „des armen Suschens Traum“, und „der Bauer an seinen durchlauchtigen Tyrannen“: „du wärest Obrigkeit von Gott? Gott spendet Segen aus; du raubst! du nicht von Gott, Tyrann!“

Es ist bekannt, daß zur Lenore das Fragment eines Volksliedes „der Mond der scheint so helle, die Todten reiten so schnelle!“ die Anregung gab; daß der Inhalt einiger englischer Balladen durchklingt; auch an alte Volksüberlieferungen, z. B. daß zu heftige Thränen die Ruhe der Todten stören, wird man erinnert: das Alles ist aber Nebensache, die große, ja gewaltige Schöpfung gehört Bürger ganz eigen. Es ist daher in Schlegel's übrigen meisterhafter Kritik ein kleiner Compositionsfehler, daß er Bürger's Uebersetzungen und Nachbildungen voranstellt, und so doch das Vorurtheil erweckt, als seien diese das Ursprüngliche. Im Uebrigen hat er Alles gesagt, was zu sagen ist. „Mit Recht entstand in Deutschland ein Jubel, wie wenn der Vorhang einer noch unbekannten wunderbaren Welt aufgezogen würde. Eine Geschichte, welche die getäuschten Hoffnungen und die vergebliche Empörung eines menschlichen Herzens, dann alle Schauer eines verzweiflungsvollen Todes in wenigen leicht faßlichen Zügen und lebendig vorüberfliehenden Bildern entfaltet, ist ohne erkünsteltes Beiwerk in die regste Handlung und fast ganz in wechselnde Reden gesetzt, während welcher man die Gestalten, ohne den Beistand störender Schilderungen, sich bewegen und geberden sieht. In dem Ganzen ist eine einfache und große Anordnung: es gliedert sich in drei Haupttheile, wovon der erste, das heitere Bild eines friedlich heimkehrenden Heeres, mit den beiden andern, der wilden Leidenschaft Lenorens und ihrer Entführung in das Reich des Todes, den heftigsten Gegensatz macht. Diese stehen einander wiederum gegenüber: was dort die Warnungen der Mutter, sind hier Lenorens Vangigkeiten, und mit eben der Steigerung, die in den frevelnden Ausbrüchen ihres Schmerzes sich zeigt, wird sie immer gewaltsamer und eilender, und zuletzt auf einem Sturm des Grauens ihrem Untergang entgegengerissen. Auch in dem schauerlichen Theil ist Alles vollständig aufgespart, und für den Fortgang und Schluß immer etwas zurückbehalten, was eben bei solchen Eindrücken von der größten Wichtigkeit ist. Denn es ist ja eine bekannte Erfahrung, daß man, um ein Gespenst verschwinden zu machen, gerade darauf zugehn muß: die so tief in der menschlichen Natur gegründete Furcht vor nächtlichen Erscheinungen aus der Geisterwelt bezieht sich eigentlich auf das Unbekannte, und wird vielmehr durch das Unheimliche der Ahnung und zweifelhaften Erwartung erregt, als durch die Deutlichkeit einer schreckenden Gegenwart; und mit dieser kann der Dichter erst dann die großen Streiche führen, wenn er sich schon durch jene allmählig der Gemüther bemächtigt hat. In der Lenore ist nichts zu viel: die vorgeführten Geistererscheinungen sind leicht und lustig, und fallen nicht in's Gräßliche und körperlich Angreifende. Dabei ist von dem Rabenhaar an, das sie zerrauft, jeder Zug bedeutend: der schöne Reichtfynn, womit sie der Gestalt des Geliebten folgt;

die Schnelligkeit des nächtlichen Rittes; der wilde lustige Ton in den Reden des Reiters, alles spricht mit der Entschiedenheit des frischen Lebens zwischen die Ohnmacht der Schattenwelt hinein, deren endlicher Sieg um so mächtiger erschüttert.“

Durch die Lenore wurde die Beziehung Bürger's zu den übrigen Göttingern wieder inniger. Der Freiheitstrieb wogte mächtig in ihren Herzen; als Schönborn, Anf. Oct., auf seiner Reise nach Algier den Kreis besuchte, trug er einen republikanischen Dithyrambus vor; Voß, der ihm bis Cassel das Geleite gab, wagte in einer Ode die Franzosen „anzuschnauzen“; Hahn, der auch das Brodstudium aufgegeben, wollte einen Hermann, Cramer einen Brutus dichten. Voß hatte Pläne zu vaterländischen Idyllen: ein Bauer, der auf dem Winsfeld pflügt, und einem Reisenden von der Hermannschlacht erzählt; ein Invalide, der gegen die Franzosen bei Roszbach gekämpft u. s. w. Die wachsende Bildung entdeckte ihnen allmählig auch die Grenzen ihres Tadel's; Voß schreibt einmal: „ein großer Dichter muß mehr Außerordentliches an sich haben, als ich von mir weiß; ich finde mich, außer in den Stunden der Begeisterung, gerade wie andere Menschen.“ Die allmählig aufkeimende Neigung zu Ernestine bewegte ihn zu „Oden in Moll“, sehr in Klopstock'scher Art: ein wehmüthiges Lied an den Mond; ein verliebtes an die Nachtigall, um sich im ionischen Versmaß zu üben — überhaupt sind die Rhythmen immer recht künstlich antik, und wenn modern, in schweren Reimen. Es ist viel vom Saitengelispel, von Thränen der Wehmuth u. s. w. die Rede; recht natürlich klingt es nicht. Auf den Spaziergängen hat Voß Kleist's „Frühling“ in der Tasche, aber ebensovienig fehlt die Tabakspfeife, und diese spielt auch in den Briefen an Ernestine eine nicht geringe Rolle. Der Dichter will gefühlvoll sein, aber über die Galanterie der Halberstädter Schule, die den Untergang der Erde für unmöglich hält, weil der Geliebten Fuß ihren Boden betritt*), macht er sich lustig, und die folgende Schilderung ist ganz in seinem Sinn: „Herr Säugling hatte kein eigentliches Brodstudium getrieben, er legte sich auf die helles Lettres, studirte alle Poeten, besonders die Freude und Wein und Liebe besungen haben. Er hielt dabei viel von seiner eignen kleinen Person, die daher stets gepuzt und geschniegelt war. Er gefiel sich dadurch selbst sehr wohl, und suchte nächst dem besonders dem Frauenzimmer zu gefallen, daher er Gesellschaften von bloß Mannspersonen mied. In gewissen Gesellschaften saß er allemal einem Frauenzimmer zur Seite, bewunderte ihre Arbeit und sagte ihr artige Sachen. Von da ging

*) Gleim's „Minnelieder“ und Kl. Schmidt's „Elegien an Knebel“ Mai. G. Jacobi's „Charmides und Theon“ Jan. 1773.

er zur Erforschung ihres Verstandes über; sagte ihr mit sanftlispelnder Stimme, er sehe Amoretten auf ihrem Postillon auf- und absteigen und andere dergleichen niedliche Imaginationen. Sympathisirte sie mit seinen lieblichen Empfindungen, so fing er an zu stammeln und etwas schafmässig auszusprechen und langte dann aus der Tasche einige seiner Gedichte, die er vorlas. Er hielt er Gehör und Beifall, so hatte er ein vergnügtes Tagewerk gehabt; empfing er gar laute Bewunderung, hörte er Seufzer, so zerfloß er ganz in sanften Empfindungen und war der Sklave der Schönheit, die so gut empfand. Er schien etwas abgeschmakt, doch war er das unschädlichste Geschöpfchen unter der Sonne, zu allen guten Eigenschaften fähig, zu denen nicht Stärke des Geistes erfordert wird, denn die Poesie hatte ihn so breiweich gemacht, daß er einer herzhaften That unfähig war.“

Das Buch, in welchem diese offenbare Satire gegen G. Jacobi vorkam, war der Roman „Sebalbus Nothanker“, dessen 1. Bd. Nicolai 26. April 1773 verschickte. Er hatte schon seit Anfang 1771 darüber gebrütet, und wollte ursprünglich alle Thorheiten der Literatur geißeln, auch Klog; die Streitigkeiten über die Ewigkeit der Höllestrafen hatten einen neuen Anstoß gegeben. In dem Helden, dem Magister Sebalbus, wird ein Prediger nach dem Herzen der Berliner dargestellt; er verstand den Bibeltext als „ein unschädliches Hülfsmittel“ zu benutzen, um nützliche Wahrheiten damit einzuprägen; „er war beständig beflissen, seinen Bauern zu predigen, daß sie früh aufstehn, ihr Vieh fleißig warten, ihren Acker und Garten auf's beste bearbeiten sollen, Alles in der ausdrücklichen Absicht, daß sie wohlhabend werden sollten.“ Diesem aufgeklärten Pfarrer steht der orthodoxe Magister Stauzins entgegen, der ihn auf's grimmigste verfolgt und in's Elend treibt: in der Figur schimmert Goeze durch, sein Raisonnement basirt zum Theil auf Lessing'schen Sätzen. — In diesen Rahmen sind nun freilich Dinge eingewebt, von denen man nicht recht begreift, wie sie hingehören. Sebalbus hat die von einem Kammerjunker gemißbrauchte Thümmel'sche Wilhelmine geheirathet; diese beredet ihn, von der Liebe zum Vaterlande zu predigen, wodurch einige kleinstaatliche Bauern verführt werden, bei den Preußen Dienste zu nehmen u. s. w. — Nicolai hatte eben nichts von Gottsched's leberner Ehrbarkeit, er nahm in seine Bilder nicht bloß wahllos auf, was ihm zufällig vorkam, sondern er hatte eine entschiedene Vorliebe für's Ungehörige, Possenhafte, Abgeschmackte: halb wider seinen Willen dehnte seine Phantasie jede nützliche Lehre, die er vortragen wollte, zu einer mit Berliner Possen gespickten Geschichte aus.

Als erster in der langen Reihe humoristischer Romane, welche das deutsche Bürgerleben geißeln sollten, hat der Sebalbus immer eine gewisse Be-

deutung. Auch erregte er damals Aufsehen: Samann schrieb zwar die „Hexe von Radmonbor“ dagegen*), aber er las die Geschichte doch mit Theil; Möser „jauchzte dem guten Sebalbus seinen aufrichtigen Glückwunsch zu“: „er scheint mir das rechte weise Maß getroffen zu haben, und ich erinnere mich keiner Schrift, worin das Komische so unterrichtend und zweckmäßig ist wie in dieser.“ Jung schrieb eine „Schleuder des Hirtentnaben gegen den hohnsprechenden Philister“, aber Merck, den Nicolai Mai 1773 (auf seiner Reise nach Rußland) in Leipzig kennen lernte und mit dem er sich enge verbündete, sagte ihm viel Complimente: „die Laune und Urbanität der Schreibart, die Milde und Verstecktheit der ausgestreuten Urtheile geben Ihrem Sebalbus den freien Eintritt in die Häuser der eckelsten Weltkennner deutscher Literatur... Bei der schändlichen Seuche von Lesebüchern, womit uns Gott bisher heimgesucht, ist Ihr Sebalbus eine wahre Schlange, die zur Genesung aufgerichtet ist.“

Von Leipzig reiste Nicolai nach Weimar, um sich mit Wieland zu verständigen, was ihm auch vollkommen gelang. Eilig veröffentlichte Wieland im Mercur eine lobende Kritik des Sebalbus und der *Alg. Dt. Bibl. Jacobi*, der ohnehin Nicolai haßte, „wegen seiner Ränke und seiner vielfältigen Verräthereien am Guten und Schönen“, und weil er „alle Achtung, die man dem Genie schuldig sei, hämißch mit Füßen trete“, entdeckte nun die Parodie auf seinen Bruder. In seinem Verdruß hielt er Wieland 8. Aug. sein ganzes Sündenregister vor, in einem Ton, der diesen zu der Replik veranlaßte: „Ich haße nichts ärger, als meinen Freunden alle Augenblicke die Rechtfertigung meines Betragens vorlegen zu müssen... Ich denke, ich habe lange genug gelebt, um empfinden und meine Meinung sagen zu können, ohne immer meine Gründe zu deduciren... Bedenken Sie, was aus mir werden müßte, wenn ich für Alles, was ich Ihnen nicht recht schreibe und thue, Rechtfertigung vorlegen müßte. Ich habe nun endlich das Schwabenalter erreicht, und ich bekenne williglich, daß ich wenig Lust habe mich alle Augenblicke hofmeistern zu lassen. Ein für allemal, Ihr Genius ist dem meinigen zu stark. Abraham und Lot waren auch Brüder wie wir, aber wie sie merkten, daß es mit ihnen dahin kommen wollte, wohin es mit uns gekommen ist, waren sie so klug und schieden in Frieden.“ — Drei Tage darauf thut ihm die Sache wieder leid: „ich bin ein gutes Schwabenherz, das unmöglich lange böse sein kann... Ich kann nicht lügen, und also kann ich Ihnen auch nicht sagen, daß mein Herz

*) Zugleich *Lettre d'un sauvage du Nord*, eine Satire gegen das französisch-berliner Finanzwesen und den preussischen Salomon: „le sauvage du Nord vous adore, mais où sont les temples, les prêtres consacrés à la religion de l'Être suprême de la Prusse? u. s. w.“

gegen Sie wäre wie gestern und ehegestern; aber das ist gewiß, daß wir ganz hübsch auf dem Wege sind, weder ohne einander noch mit einander leben zu können.“ Und wieder drei Tage darauf: „im Grund meiner Seele fühl' ich es, ich muß Sie lieben, ich wolle oder wolle nicht.“

Zwischen all den streitenden Parteien schwebte Sophie Laroché noch immer als edle Vermittlerin. Aug. 1773 war sie in Frankfurt: „sie hat uns,“ schreibt Goethe an Kestner, „acht glückliche Tage gemacht, es ist ein Ergögen mit solchen Geschöpfen zu leben. Und wie wohl ist mir's, hab' ich sie nicht bei mir stehn, so stehn sie doch vor mir immer die Lieben all. Der Kreis von edlen Menschen ist das Wertheste alles dessen, was ich errungen habe.“ — Um dieselbe Zeit kam Johanna Fahlmer, eine Verwandte der Jacobi's, aus Düsseldorf nach Frankfurt; gleich darauf F. H. Jacobi's Gattin Betty („eine herrliche Niederländerin“) und Schwester Charlotte: sie wurden sämmtlich mit Goethe befreundet, und suchten ihn zu gewinnen: — aber, schreibt Goethe an Kestner, „ich bin allen Erklärungen ausgewichen. Sie würde gesucht haben uns zu vergleichen, und ich mag ihre Freundschaft nicht. Sie sollen mich zwingen sie zu achten, wie ich sie jetzt verachte, und dann will und muß ich sie lieben.

Aug. 1773 (eben hatte ihn Diderot verlassen) holte F. H. Jacobi seine Frau aus Ehrenbreitstein ab; das Tagebuch seines Aufenthalts bei Sophie schickte er an Wieland. „Der Enthusiasmus in Ihrem Brief,“ erwiedert ihm dieser, „läßt mein Herz kalt. Ich erinnere mich wohl, daß Zeiten waren, wo mir auch so zu Muth war, aber kaum bin ich noch fähig zu bedauern, daß sie nicht mehr sind. Mein Dasein ist die insipideste Sache von der Welt, die Ketten, die ich trage, so leicht sie sind, ziehn mich zu Boden; mein Genius ist erloschen, und ich sehe keine Möglichkeit, eher als bis es zu spät ist ihn wieder zu erwecken.“ Und groß war der Enthusiasmus Jacobi's allerdings, wenn man nach einem Brief urtheilen will, den der seit elf Jahren glücklich verheirathete Mann gleich darauf an Sophie schrieb: „Kann ich Ihnen etwas Schöneres sagen, als wenn ich Ihnen erkläre, daß meine Gefinnungen, meine Empfindungen gegen Sie so beschaffen sind, daß ich mir nichts Köstlicheres zu wünschen wüßte als — nicht einmal wirklich so geliebt zu sein, sondern in meinem Leben nur einmal so geliebt gewesen zu sein, wie ich Sie liebe. Und wissen Sie, warum mir dies die höchste aller Glückseligkeiten zu sein scheint? — Weil ich mir das Geschöpf, das mich so liebte, unter keinem andern als Sophiens Bilde vorzustellen im Stande bin, und ich diesen Engel in meiner eignen Seele haben möchte. Was ginge selbst Sophie Laroché mich an, wenn meine Seele früher auf diese Art wäre vollendet worden! — Warum können Sie es nicht wahrnehmen, das Schwe-

ein Herz hat, und dessen Herz nach was anders ringt als was in der Welt ist, wie der leben kann, und sich keine Kugel durch den Kopf schießt, wenn er glaubt, daß damit Alles gethan ist. Wenn ich das glaubte, wie lang wär's schon gesehn!"

Das war eine ruhige Seele; wie nun gar eine wilde Natur, wie z. B. Heinrich Füßli, der damals in Rom war, und von dem sein Jugendfreund Lavater 4. Nov. 1773 an Herder schreibt: „Er ist eine der größten Imaginationen. Er ist in allem Extrem — immer Original; Shakespeare's Maler. — Er verachtet Alles. Sein Wiß ist grenzenlos. Er handelt wenig, ohne Bleistift und Pinsel — aber wenn er handelt, so muß er hundert Schritte Raum haben, sonst würd' er Alles zertreten. Alle griechischen, lateinischen, italienischen und englischen Poeten hat er verschlungen. Sein Blick ist Blik, sein Wort ein Wetter, sein Scherz Tod und seine Rache Hölle. In der Nähe ist er nicht zu ertragen. Er kann nicht einen gemeinen Odem schöpfen. Er zeichnet kein Portrait — aber alle seine Züge sind Wahrheit und dennoch Carrikatur.“

Für solche Naturen mußte Lavater mit seiner Sehnucht auch allem Eignen und Besondern eine unglaubliche Anziehungskraft besitzen. Er hatte sie auch für Goethe, der ein neu erschienenes Werk desselben, die Predigten über den Propheten Jonas, halb mit Humor halb mit Wärme, folgendermaßen beurtheilt: „Jedes große Genie hat seinen eignen Gang, seinen eignen Ausdruck seinen eignen Ton, sein eignes System und sogar sein eignes Costüm. Wenn das nicht wahr wäre, so müßten wir unsern Lavater für die allerseitsamste Erscheinung von der Welt halten. Wir mußten bei Vergleichung einer Lavaterischen Schrift mit der andern den seltsamsten Contrast, und selbst in einer und derselben Schrift die wunderbarste Vermischung von Stärke und Schwäche des Geistes, von Schwung und Tiefe der Gedanken, von reiner Philosophie und trüber Schwärmerei, von Edlem und Lächerlichem zu erblicken glauben. Allein . . . bei einem großen Genie muß der Zuschauer sich nicht unterfangen, jeden Schritt nach dem gemeinen Maßstab zu beurtheilen. Er muß, was ihm ungewöhnlich ist, mit abgewandten Blicken vorbeilassen, und so wenig er begreifen kann, wie der Mann darauf kam, dennoch damit sich beruhigen: so denkt, so spricht nur — ein Lavater!“

Am eifrigsten wirkte in Norddeutschland Zimmermann für Lavater, mit dem auf die Anregung des Letzteren Herder bald nach seiner Hochzeit einen Briefwechsel eröffnete; er schrieb ihm über Lavater: „Eine gewisse Anwendung seiner Gesundheit mag krank sein, aber im Grunde der Natur welche Gesundheit! wenn Gesundheit Kraft ist.“ Zimmermann erhielt die Gräfin Maria zur Behandlung, und besuchte 24. Aug. Herder in Wücker-

burg*). — Den Eindruck schildert der folgende Brief: „Wie mir bei Ihrem Anblick zu Muth gewesen ist, das haben Ihnen meine Thränen gesagt! Ein Mensch, der außerhalb dem einzigen Brennpunkt seiner Seele allenthalben Verstellung ist und sein muß, und der nun auf einmal einen Mann erblickt, den er immer für einen Geist erster Größe hielt, und in dem Gesicht dieses Mannes Ausguß der feinsten Empfindung . . . sollte dieser Mensch in stillschweigender Empfindung nicht ganz zerfließen? . . . Ich erliege unter täglich anhaltendem, Leib und Seele tödtendem körperlichen Schmerz . . . Die Welt verlange ich übrigens nicht anders als sie ist, aber mein innigster, einziger Wunsch ist, daß ich das Gegentheil von allem sein könnte, was ich jetzt bin . . . Das Vertrauen auf Gott wirkt deswegen nicht Heiterkeit, weil ich glaube, daß ich verdiene, niedergedrückt zu sein. Hungereur an Empfindungen — o Himmel, das ist mein Fall nicht! meine feinsten, zärtlichsten Gefühle sind immer rege, ihre Ursachen sind Himmel, Wonne, Fülle, einziges Leben, aber die Wirkung dieser Ursachen ist todt.“ Von dieser Hypochondrie ist auch das neue Fragment „über die Einsamkeit“ (vgl. S. 102) gefärbt, das er eben im hannov. Magazin hatte abdrucken lassen. Seine erste Frau hatte er 1770 verloren, seine Familie tyrannisierte er so, daß der Sohn (er studierte eben in Göttingen) blödsinnig wurde, und die Tochter schnell hinfiechte. — Lavater gab später in der „Physiognomik“ von ihm folgendes Portrait: „Kälte des Todes und verzehrendes Blitzeuer, in einer Seele, einem Gesicht. Eisenfeste Härte mit der zärtlichsten Empfindsamkeit; Muth mit Muthlosigkeit; heldenmäßige Dreistigkeit mit höflicher Unterwürfigkeit; beißende Satire mit sanfter Herzensgüte; unbeschreibliche Reizbarkeit mit ausharrender Geduld. Beleidigende Kalttheit, die im Augenblick wieder Eifer und Liebeshize ist. Ein herzzgewinnender Mann, den ein Kind leiten kann, wenn es ihn kennt — gebildet, keinem Menschen Langeweile zu machen, aber oft Langeweile mit Todesangst zu leiden.“

Solche überschwengliche Naturen mußten nothwendig die Reaction des nüchternen Verstandes hervorrufen, nicht bloß bei Nicolai. Der unermüdlichste Gegner Lavaters und der Originalgenies war selbst ein Original der wunderbarsten Art, Prof. Richtenberg in Göttingen. — Richtenberg, geb. 1. Juli 1742 auf einem Dorf bei Darmstadt, wurde schon als Knabe

*) 17. Juni empfahl er Herder den Franzosen Cacault, der, 20 J. alt, 1769 wegen eines Zweikampfs Paris hatte verlassen müssen und nun nach Deutschland gegangen war, um die deutsche Literatur kennen zu lernen. Febr. 1773 kam er mit Empfehlungen von Moses, Kamler und Nicolai nach Wolfenbüttel, wo ihn Lessing vollständig zu den Grundsätzen der „Dramaturgie“ bekehrte, die er später in's Französische übersezte. Auch Gleim hatte er kennen gelernt. — Außer ihm gewann Herder noch einen andern jungen Verehrer in Kleuter, der sich 1773 bis 1775 als Hauslehrer in Bückeburg aufhielt.

in den Naturwissenschaften unterrichtet und bezog, von der Landgräfin unterstützt, nachdem er auf dem Darmstädter Gymnasium eine Abschiedsrede „über wahre Philosophie und philosophische Schwärmerei“ gehalten, 1763 die Universität Göttingen, wo er unter Kästner Mathematik und Physik studirte. 1770 erhielt er daselbst eine Professur und habilitirte sich mit einem Vortrag „über die Wahrscheinlichkeitsrechnung.“ Noch in demselben Jahr machte er eine Reise nach England, das Land seiner beständigen Vorliebe, wo er auch dem König vorgestellt wurde. Häßlich von Gesicht, verwachsen, wurde er auf einem Besuch in Darmstadt, Aug. 1772 doch als schöne Seele begrüßt. Gegen Lavater's Versuche, die Juden zu bekehren, schrieb er Aug. 1771 die Satire „Timorus“, die 1773 erschien.

Ursprünglich ging seine Richtung ganz auf's Ueberstünliche. — In einem Anlauf zur Selbstbiographie, der ebensovienig eine feste Gestalt gewann als sein Leben selbst, erzählt er von seinem Glauben an die Kräftigkeit des Gebets; Knien, Anrühren der Bibel und Küssen derselben; förmliche Anbetung der heiligen Mutter; Anbetung der Geister, die ihn umschwebten. „Ich hielt mir ein Zettelchen, worauf ich gewöhnlich schrieb, was ich für eine besondere mir von Gott erwiesene Gnade ansah und nicht anders erklären zu können glaubte. Bei meinem inbrünstigsten Gebet sagte ich zuweilen: „lieber Gott, etwas auf's Zettelchen!“ — Die Neigung dauerte fort, als er Skeptiker geworden war; er sagt sich zum Trost: „Die determinirtesten Philosophen sind zuweilen abergläubisch, und halten etwas auf's Dminöse.“ Ahnungen und Vorbedeutungen blieben der beständige Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. „Einer der merkwürdigsten Züge in meinem Charakter ist gewiß der seltsame Aberglaube, womit ich aus jeder Sache eine Vorbedeutung ziehe und in einem Tage hundert Dinge zum Drakel mache. Jedes Kriechen eines Insects dient mir zur Antwort auf eine Frage über mein Schicksal.“

Wie alle Menschen, die auf sachliche Erkenntniß ausgehen, aber nicht vermögend sind, in den Sachen zu leben, war Seelenkunde seine Specialität. „Ueber nichts wünschte ich die geheimen Stimmen denkender Köpfe gesammelt zu lesen, als über die Materie von der Seele; die lauten, öffentlichen kenne ich schon.“ — Für das Studium der Seele hielt er die Beobachtung der Träume für besonders wichtig, und sammelte zahlreiche Beispiele von sonderbaren und vorbedeutenden Träumen. „Wir leben und empfinden so gut im Traum als im Wachen, und das eine macht so gut als das andere einen Theil unserer Existenz aus. Es gehört unter die Vorzüge des Menschen, daß er träumt und es weiß. Der Traum ist ein Leben, das, mit unserm übrigen zusammenge setzt, das wird, was wir menschliches Leben nennen. Die Träume verlieren sich in unser Wachen allmählig herein; und man kann nicht sagen, wo

das eine anfängt und das andere aufhört.“ Nicht minder Gewicht legte er auf den Wahnsinn. „Aus Bedlam müßte sich mehr schließen lassen, was der Mensch ist, als man bisher gethan hat.“ Bei seiner psychologischen Mikroskopie kamen zuweilen sehr feine und treffende Bemerkungen heraus; die Nachtheile verhehlte er sich selber nicht. „Es ist allezeit betrübt für mich, wenn ich bedenke, daß man in der Untersuchung mancher Dinge zu weit gehen kann; ich meine, daß sie unserer Glückseligkeit nachtheilig werden können. Eine Probe habe ich an mir. Ich wünsche, ich wäre in meinen Bemühungen, das menschliche Herz kennen zu lernen, minder glücklich gewesen.“ „Ich habe es sehr deutlich bemerkt, daß ich oft eine andere Meinung habe wenn ich liege, und eine andere wenn ich stehe; zumal wenn ich wenig gegessen habe und matt bin.“ „Ich habe die Hypochondrie studirt, mich so recht darauf gelegt. Meine Hypochondrie ist die Fähigkeit, aus jedem Vorfall des Lebens, er mag Namen haben wie er will, die größtmögliche Quantität Gift zu eignem Gebrauch auszusaugen.“ „Das Schlimmste ist, daß ich in meiner Krankheit die Dinge nicht mehr denke und fühle, ohne mich hauptsächlich mitzufühlen. Alles wird subjectiv bei mir, Alles bezieht sich auf meine Empfindlichkeit. Ich sehe die ganze Welt als eine Maschine an, um mich mein Leiden auf alle mögliche Weise fühlen zu lassen. Ein pathologischer Egoist! Pusillanimität ist das rechte Wort.“ „Von Allem nur das Schlimmste sehn, Alles fürchten, selbst Gesundheit für einen Zustand ansehen, worin man die Krankheit nicht sucht: diesen Charakter glaube ich am besten durchsetzen zu können; ich dürfte mich bloß abschreiben.“ „Desters allein zu sein und über sich selbst zu denken und seine Welt aus sich zu machen, kann uns großes Vergnügen gewähren; aber wir arbeiten auf diese Art unvermerkt an einer Philosophie, nach welcher der Selbstmord billig und erlaubt ist.“ „Es giebt große Krankheiten, an denen man sterben kann; es giebt ferner welche, die sich, ob man gleich nicht eben daran stirbt, doch ohne viel Studium bemerken und fühlen lassen: endlich aber giebt es auch welche, die man ohne Mikroskop kaum erkennt. Dadurch nehmen sie sich aber ganz abscheulich aus; und dieses Mikroskop ist — Hypochondrie. Ich glaube, wenn sich die Menschen recht darauf legen wollten, die mikroskopischen Krankheiten zu studiren, sie würden die Satisfaction haben, alle Tage krank zu sein.“ „Man ist verloren, wenn man zu viel Zeit bekommt, an sich zu denken. Man wird soviel Trauriges gewahr, daß über dem Anblick alle Lust verfliegt, es zu ordnen oder zusammenzuhalten.“

Augenscheinlich gehört viel von diesen Aufzeichnungen einem spätern Alter an, und es ist zu bedauern, daß die Herausgeber seiner Werke uns in dieser Beziehung ganz ohne Rath lassen; in der That aber ist in seinem Leben und

Denken wenig Entwicklung und Geschichte zu vermuthen, es sind fast immer nur Sprünge aus Phantastik in Nüchternheit und zurück. Er kann nichts unbefangen und rein sehen, er zerlegt es sofort durch Reflexion, und er kann selten einen Gedanken aussenden, weil die Einbildungskraft sich einmischt. Seine Einbildungskraft ist jeder Grille unterworfen. Im Fragment ist er oft von einer wunderbaren Feinheit: sobald er aber versucht, ein Ganzes zu schaffen, sobald er componirt, wird er steif und ungelent. In dieser wie in vielen andern Beziehungen erinnert er an Hamann: an Paradoxie sind sie sich ebenbürtig, nur daß der Mathematiker hier, der Wibelleser dort den Ton angiebt. Beide eifern gegen die Phrase, gegen den Stil, beide bemühen sich, diesen Eifer recht stilistisch fein auszudrücken. Beide studiren, um sich gegen die Macht der Sprache zu wahren, eifrig den Sprachgebrauch, sammeln Redensarten, witzige und komische Einfälle (Lichtenberg nennt es sein Farbenreiben); ihre eignen Eingebungen zumal. Lichtenberg sagt: „Wenn Jemand alle glücklichen Einfälle seines Lebens sammelte, würde ein gutes Werk daraus werden. Jedermann ist wenigstens des Jahres einmal ein Genie. Die eigentlichen sogenannten Genies haben nur die Einfälle dichter.“ Beide sind von einem unersättlichen Lesehunger besessen; beide sind von der Schädlichkeit desselben überzeugt. „Es kann nicht geleugnet werden,“ sagt Lichtenberg, „daß unsere (deutsche) Gelehrsamkeit mehr darin besteht, recht gut inne zu haben, was zu einer Wissenschaft gehört, und angeben zu können, was dieser und jener darin gethan hat, als selbst auf Erweiterung zu denken.“ „Durch unser vieles Lesen gewöhnen wir uns nicht allein, Dinge für wahr zu halten, die es nicht sind, sondern unsere Beweise bekommen eine Form, die nicht sowohl die Natur der Sache mit sich bringt, als unser Anhang an die Mode.“ „Mit eignen Augen in die Welt zu sehn, ist ein Studium, wozu die wenigsten aufgelegt sind.“ „So wie die Neigung an literarischen Untersuchungen in einer Wissenschaft wächst, nimmt die Kraft zur Erweiterung der Wissenschaft ab.“ „Seitdem man es Wissenschaft zu nennen beliebt, Andrer thörichte Meinungen zu kennen, ist dem Menschen die Lebenszeit zu kurz geworden.“ „Bei unserm gar zu häufigen Lesen, wodurch wir soviel Materialien erhalten, ohne sie zu verdauen, was die Folge hat, daß das Gedächtniß gewohnt wird, die Haushaltung für Empfindung und Geschmack zu führen — da bedarf es oft einer tiefen Philosophie, unserm Gefühl den ersten Stand der Unschuld wiederzugeben, sich aus dem Schutt fremder Dinge herauszufinden, selbst anzufangen zu fühlen und selbst zu sprechen, und ich möchte fast sagen, auch einmal selbst zu existiren.“ „Eine alle Denkkräfte schmelzende Beschäftigung ist bei den meisten Menschen das Compiliren.“

Diese Unselbstständigkeit wird durch die menschliche Selbstsucht gefördert.

„Man giebt falsche Meinungen, die man von Menschen gesagt hat, nicht gern auf, sobald man dabei auf subtile Anwendung von Menschenkenntniß sich etwas zugute thun zu können glaubt, und sich einbildet, solche Blicke in das Herz des Andern könnten nur Eingeweihte thun.“ „Womit bringt man sein Alter hin? Mit Vertheidigung von Meinungen; nicht weil man glaubt, daß sie wahr sind, sondern weil man einmal öffentlich gesagt hat daß man sie für wahr halte.“ „Ich glaube, daß die meisten Menschen besser von andern gekannt werden als sie sich selbst kennen.“

Die gangbarste, und doch unhaltbarste Ansicht ist die von der besten Welt. „Ich glaube kaum, daß es möglich sein wird zu erweisen, daß wir das Werk eines höchsten Wesens, und nicht vielmehr zum Zeitvertreib von einem sehr unvollkommenen zusammengefüg sind.“ „Die Welt, die so schön mit Gras und Bäumen bewachsen ist, hält ein höheres Wesen als wir vielleicht eben deswegen für verschimmelt.“ „Es ist eine Thorheit zu glauben, es wäre keine Welt möglich, worin keine Krankheit, kein Schmerz und kein Tod wäre; denkt man sich doch den Himmel so!“

Alle Unfreiheit unsers Philosophirens kommt von der Geselligkeit desselben. „Ich habe öfters des Nachts über den Einfall lachen müssen, der mir am Tage schlecht oder gar frevelhaft vorkam. — In Gesellschaft spielte ich zu Zeiten den Atheisten bloß exercitii gratia. — Ach Gott! wenn man doch nur in der Welt immer lernen könnte, ohne beobachtet zu werden!“

Und doch, nur Zeugnisse können die Wahrheit eines Gedankens begründen. — „Menschliche Philosophie überhaupt ist die Philosophie eines einzelnen gewissen Menschen, durch die Philosophie der Andern, selbst der Narren, corrigirt, und dies nach den Regeln einer vernünftigen Schätzung der Grade der Wahrscheinlichkeit. Sätze, worüber alle Menschen übereinkommen, sind wahr; sind sie nicht wahr, so haben wir gar keine Wahrheit. Andere Sätze für wahr zu halten, zwingt uns oft die Versicherung solcher Menschen, die in der Sache viel gelten, und jeder Mensch würde das glauben, der sich in ähnlichen Umständen befände. Sobald dies nicht ist, so ist eine besondere Philosophie da, und nicht eine, die in dem Rath der Menschen ausgemacht ist. Aberglaube selbst ist Localphilosophie; er giebt seine Stimme auch.“ „Ich getraue mir zu beweisen, daß man zuweilen glaubt, man glaube etwas, und glaubt es doch nicht. Nichts ist unergründlicher als das System von Triebfedern unserer Handlungen.“ „Ich bin sehr abergläubisch, allein ich schäme mich dessen gar nicht, so wenig als ich mich schäme zu glauben, daß die Erde stille steht.“ „Nichts schmerzt mich mehr, als daß ich die Welt so ansehen muß wie der gemeine Mann, da ich doch wissenschaftlich weiß, daß er sie falsch ansieht.“ „Es giebt für jeden Grad des Wissens gangbare Sätze, von

denen man nicht merkt, daß sie über dem Unbegreiflichen, ohne weitere Unterstützung, auf bloßem Glauben schweben. Man hat sie, ohne zu wissen, woher die Sicherheit kommt, mit der man ihnen traut.“

„Der oft unüberlegten Hochachtung gegen alte Gesetze, alte Gebräuche und alte Religion hat man alles Uebel auf der Welt zu danken.“ „Die Lügner sind die schwächsten Feinde der Wahrheit. Der enthusiastische Schriftsteller, der von allen Dingen spricht, und alle Dinge ansieht wie andere ehrliche Leute wenn sie einen Dieb haben; ferner der superfeine Menschenkenner, der in jeder Handlung eines Mannes sein ganzes Leben sich abspiegeln sieht und sehen will; der gute fromme Mann, der überall aus Respect glaubt, nichts untersucht, was er vor dem 15. J. gelernt hat, und sein Bischen Untersuchtes auf ununtersuchten Grund baut, das sind gefährliche Feinde der Wahrheit.“ — „Dem großen Genie fällt überall ein: könnte dieses (was alle Leute glauben) nicht auch falsch sein?“ „Alles bis auf das Aeußerste hinaus zu verfolgen, so daß nicht die geringste dunkle Idee darin bleibt, ist das einzige Mittel, uns gesunden Menschenverstand zu geben.“

„Ein gutes Mittel, gesunden Menschenverstand zu erlangen, ist ein beständiges Streben nach deutlichen Begriffen, und zwar nicht bloß aus Beschreibungen Anderer, sondern soviel möglich durch eignes Anschauen. — Ein Unterschied zwischen unsern Dichtern und den Alten ist der, daß diese selbst in ihren Oden Dinge gesagt haben, die nachher die Philosophen brauchen können. Unsere neuern Dichter sprechen die Dichtersprache unabhängig von Empfindung, d. h. eine verrückte. Was sie sagen, hat scheinbaren Zusammenhang, und ist oft zufälliger Weise richtig. Die Ursache ist, sie bilden sich nicht durch Beobachtung, sondern durch Lesen. Meist junge, unschuldige Tröpfe, die in kleinen Städten leben und singen, wo alle Einwohner einerlei hoffen, einerlei fürchten, einerlei hören und einerlei denken; Leute, die aus Dichterlesen Dichter werden, wie man aus Büchern schwimmen lernt. — Ihre Verse sind eine Art von Picknick, wo der Verfasser die Worte und der Leser den Sinn stellt. — Kaum war das Stichwort der Originalgenies gefallen, so ritten dreißig Horis auf ihren Steckenpferden in Spiralen um ein Ziel, das sie Tags zuvor in einem Schritt erreicht hatten; da wurden Ideen in Freundschaft gebracht, die sich außer Bedlam nie gesehn hatten. — Man hat Exempel, daß Leute, die auf den Kopf fielen, angefangen haben zu weissagen und anders von den Dingen in der Welt zu denken als andere Menschen. — In Deutschland ist man dahin gekommen, zu glauben, ein Mann habe gar keinen Kopf, wenn er nicht zuweilen darauf geht. — Der Deutsche besitzt die Kunst, durch Nachahmen original zu werden, in der größten Vollkommenheit. — Man liest jetzt soviel Abhandlungen über das Genie, daß jeder glaubt, er sei eins.

— Mit etwas Wiß, biegsamen Fibern und dem Vorsatz, sonderbar zu scheinen, läßt sich eine Menge närrisches Zeug in der Welt anfangen, wenn man schwach genug ist es zu wollen, unbekannt genug mit wahren Ruhm, es schön zu finden, und müßig genug es auszuführen.“

Wir werden Lichtenberg noch öfter begegnen, je nachdem er diese oder jene Richtung des Zeitgeistes bekämpft: hier wird soviel schon sicher sein, daß der größte Widersacher der jungen Literatur mit ihr von einem Fleisch und Blut war.

Der große Verlust, den Goethe durch die Abreise seiner Schwester nach Emmendingen erlitten, wurde ihm durch die Rückkehr Merd's ersetzt: die russische Heirath (vgl. S. 559) war 10. Oct. 1773 erfolgt, Merd hatte während seines Aufenthalts verschiedene recht pitante Silhouetten russischer Würdenträger entworfen, und über die Frage: *est-il avantageux pour un état que le paysan possède en propre du terrain?* eine Denkschrift verfaßt, in welcher er sich aus allgemeinen philosophischen Gründen mit Ja entschied. Auf der Rückreise, 13. Nov., besuchte er Hamann in Königsberg, der sich sehr enttäuscht fand, und ihn bald darauf, einstimmig mit Herder, für einen falschen und intriganten Menschen erklärte. Einen desto erquickenden Eindruck machte einige Tage darauf Moser, „der treuherzige Laienbruder“, der ebenfalls aus St. Petersburg zurückkam.

Merd traf 20. Dec. 1773 bei seiner Frau — die unterdeß in der Schweiz gewesen war — (Leuchsenring schwärmte in Paris herum) in Darmstadt ein, und besuchte gleich darauf Goethe in Frankfurt, der „vor Freude ganz närrisch“ wurde. — 15. Jan. 1774 verheirathete Sophie Laroché ihre schöne Tochter Max an den reichen Kaufmann Brentano in Frankfurt, einen Wittwer. — „Sie ist,“ schreibt Goethe an Frau Betty Jacobi, „noch immer der Engel, der mit den simpelsten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, macht nun das Glück meines Lebens.“ Merd rümpfte über diese Heirath die Nase: er fand die alte Freundin Sophie mitten unter Häringstinnen und Käse, wie sie den langweiligen Gesprächen der dicken Kaufleute Stand hielt, und ihre schwerfälligen Köpfe zu amüsiren suchte. „Ich weiß nicht,“ schreibt er seiner Frau 29. Jan., „si elle ne sera accablée sous le fardeau de ses regrets. Goethe est déjà l'ami de la maison, il joue avec les enfans et accompagne le clavecin de Madame avec la basse. Mr. Brentano, quoique assez jaloux pour un Italien, l'aime et veut absolument qu'il fréquente la maison.“

Eine Reihe munterer Gefellen oder Genies schlossen sich nun in Frank-

furt an den Dichter des Götz an; darunter der bedeutendste Klinger, geb. 17. Febr. 1752 zu Frankfurt, Sohn einer Wäscherin, übrigens ein schöner, stattlicher Jüngling, und damals von einer Leidenschaftlichkeit im Ausdruck, die der neuen poetischen Richtung vollkommen entsprach. Er hatte in Gießen unter Höpfner die Rechte studirt, nebenbei Komödien geschrieben, und mit der Tochter eines Gesandten, Fräul. Albertine v. Grün (geb. 1749), einer schönen Seele und Freundin des Darmstädter Kreises, ein Liebesverhältniß gehabt. Schon Nov. 1772 war Goethe auf ihn aufmerksam gemacht, dann kam er selbst nach Frankfurt. — In diesem Kreise wurden alle neuen poetischen Erscheinungen eifrig durchgesprochen, und die Ansichten darüber in hiesiger Weise dramatisirt. So entstanden die Recensentenlieder, „Künstlers Erdenwallen“, „der Jahrmarkt zu Plundersweilen“ (mit der Verflügung Racine's), und der „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Bahrds“: „Mir kam ein Gedanke von ungefähr: so sprach' ich, wenn ich Christus wär.“ Bahrds (noch in Gießen) machte gute Miene zum bösen Spiel, er besuchte den Dichter und suchte ihn zu gewinnen. — Am heftigsten waren die Jünglinge gegen Wieland und die Jacobi's eingenommen; von den letztern äußerte Goethe, „sie hätten auf ihn geschimpft wie die Hundejungen“, und über den Mercur: „Ich weiß nicht, ob viel Großsprecherei dem Zeug mehr Schaden thut, oder das Zeug der Großsprecherei. Das ist ein Wind und ein Gewäsch, daß es eine Schande ist.“

Zwischen Wieland und den Jacobi's war das Verständniß nur äußerlich. — Jan. 1774 erschien die Ankündigung einer neuen, von den letztern herauszugebenden Wochenschrift „Iris“: „So gut auch der alte Mercur im Himmel und auf Erden sein Amt verrichtete, so konnten dennoch weder die Göttinnen noch die Erdentöchter völlig mit ihm zufrieden sein. Es war dem geflügelten Boten unmöglich, bei sovielen männlichen Geschäften die kleineren weiblichen Angelegenheiten zu besorgen. Ueberdem warf man ihm vor, daß er die Geheimnisse der Göttinnen nicht immer für wichtig genug hielt, daß es ihm öfter an Verschwiegenheit fehlte . . . Kurz man konnte nicht mit ihm sprechen und handeln als wenn es ein Mädchen wäre.“ — Diesem Bedürfniß sollte die Iris abhelfen. Es sollten auch die wichtigsten politischen Neuigkeiten, „von welchen in allen Gesellschaften geredet wird, nach dem Begriff der Damen vorgetragen werden.“ Indem sie sich nach Mitarbeitern umsahen, verfielen sie auf denjenigen, der ihrer Zartheit am meisten widerstreben mußte, auf Feinse.

Feinse's „Laidion“ hatte Gleim Febr. 1773 herausgegeben: es schildert das Schicksal der berühmten Hetäre Laïs nach ihrem Tode. Auch jenseits bleibt ihr verklärter Leib jedes Genusses fähig. Einem Todtengericht,

bestehend aus Orpheus, Solon und Aspasia, trägt sie ihre Lebensgeschichte vor: sie habe durch ihre Küsse die Jugend zu Heldenmuth begeistert, die Alten beglückt, und von dem, was sie den Reichen für ihre Gunst abgewonnen, die Armen entschädigt; so habe sie die elyrischen Wonnen wohl verdient. Hinzugefügt waren wollüstige Stanzas, die an Frechheit wie an Blut Wieland bei weitem überboten.

Wieland fand sich wiederum arg compromittirt. „Es ist,“ schreibt er an Gleim, „viel schöne Poesie in diesen Stanzas; der Mensch hat eine glühende Phantasie, er schreibt aus der Fülle einer äußerst erhitzten Sinnlichkeit; daher sind seine Gemälde kräftig und warm bis zum Brennen, — aber, auch blos als Dichter betrachtet, ist sein Geschmaack noch sehr ungeläutert, seine Imagination üppig, sein Geist wild und ausschweifend. — Der Mann hat den Sokrates immer im Munde, und denkt und schreibt, wie nur ein Mensch schreiben kann, in welchem die Wuth der ausgelassensten Geilheit alles sittliche Gefühl erstickt hat. — Wenn Heinse, um solche Unfläthereien zu rechtfertigen, sich auf meine komischen Erzählungen beruft, so muß er gar kein Discernement haben. — Von Helvetius, nicht von Sokrates hat der Unglückliche gelernt, daß das moralische Schöne nur eine Chimäre sei. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie sehr mir ekelst, diesen Satyr von Grazien reden zu hören. Er bildet sich ein, ich werde mich bestechen lassen, wenn er mich seinen alten Sokrates und Oberpriester der Grazien nennt. Ich bin es satt, Briefe in diesem Ton von einem Menschen zu bekommen, der mir durch sein Lob mehr Lort thut, als andre mir durch die schändlichsten Epigramme schaden können... Indessen jammere ich selbst über ihn und gestehe gern, daß es schade um sein Genie ist. Was für ein Dichter hätte der Mensch ohne den verdammten Tentigo werden können.“ Glauben Sie indessen, daß noch eine Möglichkeit sei, ihn zu retten, so melden Sie es mir; aber zuvor bringen Sie ihn dahin, daß er heilig angelobe, keine Zeile mehr zu schreiben, die nicht von Bestalen gelesen werden dürfte. Lehren Sie ihn die moralische Schönheitslinie kennen; lehren Sie ihn, daß die Mysterien der Natur und Liebe nicht aufgedeckt werden müssen. Aber ich bin überzeugt, daß Heinse ein viel zu heteroklites Genie ist und zu sehr verdorben, um sich jemals zu bessern.“

Gleim gerieth über diese Aeußerungen in den stärksten Zorn, und Heinse brachte, 2. Jan. 1774, einen Brief an Wieland zu Stande, in welchem er die Schuld des Petron ganz dem Hauptmann aufbürdete: „der stündlich an meiner Seele, wie ein Lavater des Priapus arbeitete. Den Unverständigen werde ich niemals begreiflich machen, daß man der unschuldigste Mensch sein, und doch in seinem 20. Jahr, von brausender Jugend berauscht, zu einer solchen Ausschweifung seinen Genius von elenden Menschen, deren

Phantasie ein ewiger Cunnus ist, verführen lassen könne.“ Die Entschuldigung der Stanzas ist eigenthümlich. „Weil ich die Scene selbst noch nicht beschreiben hatte, und meine Phantasie mir ein lebhaftes Gemälde der Empfindungen vorträumen lassen wollte, die ich wirklich — Sie können es glauben, ob es gleich unbegreiflich sein wird, und ob ich gleich in dieser argen Welt schon 24 Jahre lebe — noch nicht genossen habe. Eine Dame von unverdächtiger Tugend sagte mir: dies Gemälde ist zu kräftig, zu übertrieben; vermuthlich weil Sie noch zu unschuldig sind, kommen Sie dazu, so etwas zu glauben; Wieland würde es natürlicher gemacht haben.“ „Ich habe mir bei diesem Gedicht nichts weniger vorgelegt, als mit dem Ariost an Phantasie, dem Tasso an Schönheit des Ganzen, mit Plato an Philosophie zu wetteifern; dies soll die Hauptarbeit meiner Jugend sein, als Mann will ich der deutsche Lucian werden.“ Am heftigsten wehrt er sich gegen die Verdächtigung seines Herzens. „Ich bedurfte keines Sokrates, der mir beweise, daß das moralische Schöne keine Chimäre sei; dies hatte mir längst mein Herz gelehrt; Helvetius, dem Sie sehr unrecht thun, würde es mir mit allen Spitzfindigkeiten nicht haben herausdemonstrieren können.“ „Bei diesem allen gelobe ich Ihnen hiemit heilig an, in Zukunft, soviel in meinen Kräften steht, keine Zeile zu schreiben, die nicht von den Vestalen gelesen werden könne, welchen man Ihren Amadis vorlesen darf; mit dem besten Discernement sei dieses hiemit angelobt.“ Der Stich traf, und noch von einer andern Seite her sollte Wieland beschämt werden.

Die Frankfurter Gesellen hatten namentlich an der Ruhmredigkeit des Mercur Anstoß genommen, die Alceste moralisirt zu haben; um den Euripides zu rächen, schrieb Goethe Febr. 1774 die Farce „Götter, Helden und Wieland“, ein „Schand- und Frevelstück“, wie er es selber nannte. Lenz, dem er es überschickte, beförderte es sofort zum Druck. In dieser übrigens allerliebsten Posse wurde Wieland von einer ganz neuen Seite angegriffen. „Er gehört zu einer Sekte,“ sagt Euripides, „die allen Wassersüchtigen, Auszehrenden, an Hals und Bein tödtlich Verwundeten einreden will, todt würden ihre Herzen voller, ihre Geister mächtiger, ihre Knochen marktiger sein.“ „Dir hängen noch immer, sagt Hercules, die schalen Ideale an. Kannst nicht verdauen, daß ein Halbgott sich betrinkt und ein Flegel ist, seiner Gottheit unbeschadet? und Wunder meinst, wie du einen Kerl prostituirt hättest, wenn du ihn unter'n Tisch oder zum Mädcl auf die Streu bringst?“ „Die Tugend wohnte bei uns Halbgöttern und Helden. Meinst du, wir lebten wie das Vieh, weil eure Bürger sich vor den Faustrechtzeiten kreuzigen? — Hatte einer Ueberfluß an Kräften, so prügelte er den Andern aus. Hatte er Ueberfluß an Säften, machte er den Weibern soviel Kinder als sie begehrten. Hatte ihm

der Himmel Erb' und Gab' gegeben, öffnete er seine Thüren und hieß tausend willkommen, mit ihm zu genießen. Tugendhaft ist, wer mittheilt, was er hat."

Es kamen in dieser Pöffe auch einige spöttische Bemerkungen über Wieland's Umgang mit den Jacobi's vor, der denn doch an starken Unterbrechungen litt. — Ueber einen Brief F. F. Jacobi's sehr gerührt, schreibt ihm Wieland 11. März: „Ich bin ein schwacher Mensch, mit dem Sie, wenn Sie ihm gut begegnen, anfangen können, was Sie wollen. Aber — nur wenigstens keinen Enthusiasmus von Freundschaft mehr! Gehe nur in Gottes Namen jeder seinen Weg, so nahe beisammen als möglich; nur nie wieder so nahe, daß wir uns die Köpfe an einander zerschellen.“ — „Ganz gewiß sind Sie der beste und wärmste Sterbliche, den ich kenne. Sie empfinden immer sehr richtig, nur manchmal ein wenig zu stark für uns andern schwächeren Geschöpfe. Ihr Zorn verzehrt und Ihre Liebe erdrückt. Wenn Sie, Seele von Feuer! ein wenig sanfter brennen könnten, so würden Sie wie die Sonne leuchten und erwärmen.“

Gegen Goethe benahm sich Wieland geschickt genug; er zeigte die Spottschrift im Mercur, Mai, selbst an: „Wir empfehlen diese kleine Schrift allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Wit, der sich aus allen möglichen Standpunkten sorgfältig denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und sich dann herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist.“ „Ich gönne einem jeden seine Freude; und wiewohl der Muthwille an einem Knaben eine Unart ist, so wünschte ich mir doch keinen Zungen, der nie in dem Fall wäre, die Muth zu verdienen. Junge muthige Genies sind wie junge muthige Füllen: das frogt von Leben und Kraft, tummelt sich wie unsinnig herum, schnaubt und wiehert, wälzt sich und bäumt sich, schnappt und beißt, springt an allen Reuten herauf, schlägt vorn und hinten aus, und will sich weder fangen noch reiten lassen. Desto besser! Wer etwa von ungefähr — denn sie meinen es selten so übel — von ihnen gebissen oder geschlagen wird, betrachte sich als ein Opfer für das gemeine Beste, und tröste sich damit, daß aus diesen nämlichen wilden Zünglingen, sofern sie glücklich genug sein sollten, in Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können, wiewohl dies freilich dem einen und andern schon mißlungen ist, und auch fernerhin zuweilen mißlingen dürfte.“ — Nebenbei sagte er gute Worte über den Götz.

11. April 1774, als Gleim gerade in Magdeburg abwesend war, wurde Heinse von G. Jacobi, der ihn nach längerem Widerstreben für die Iris gewonnen, aus Halberstadt entführt. „Ich gehe so ungern, aber einmal muß es doch geschehen; ich sehe bis jetzt keinen andern Weg nach Rom und Neapel

und dem Aetna, als über Düsseldorf.“ „Ich bin es gewohnt, von meinen Freunden gemordet zu werden!“ ruft der arme Gleim wehklagend aus. „Wir hätten unser Halberstadt zu Athen gemacht; aber Jähns und Michaelis mußten sterben, und Sie mußten uns von unserm Jacobi gewaltsam und listig entführt werden.“ „Meine Blicke suchten meinen Freund, aber sie fanden ihn nicht!“

13. Mai kam Heinse in Düsseldorf an; die Rheingegend entzückte ihn. — „Ich lebe hier so glücklich, als ein milder Grieche aus der athenischen Demokratie ohne die Liebe meiner Laibion nur immer in Deutschland leben kann; dabei aber schwebt die Erinnerung der Glückseligkeit, die ich voriges Jahr in Halberstadt genossen, wie das himmlische Bild der verlorenen Psyche vor den Blicken meiner Phantasie.“ „Wie es scheint, bin ich dazu geboren, die Dinge der Welt aus allen nur möglichen Gesichtspunkten zu betrachten, um das glücklichste und unglücklichste unter allen Geschöpfen der Mutter Erde zu sein, von jedem priesterlichen Bürger für wahnsinnig gehalten, und von guten und weisen Menschen als eine Art von Märtyrer zum Wohl des menschlichen Geschlechts geliebt zu werden.“ „Warum sollte ich den Becher der sinnlichen Wonne nicht austrinken, wenn ich Durst habe und ihn mit Nektar erfüllt und Rosen bekränzt vor mir stehn sehe?“ u. s. w. — Er hatte vor, einen großen Kunstroman, „Apelles“ zu schreiben. — Gleichzeitig mit diesem starken Geist kam auch der schwächliche Werthes aus Weimar für die Iris nach Düsseldorf: er überlegte am Ariost, in reinen Stangen.

„Sie haben nun,“ schreibt Wieland 28. Mai*) an F. H. Jacobi, „denke ich, Laibion gelesen, und ich bin sehr begierig, zu wissen, was Sie von dem schönen, abenteuerlichen Ungeheuer sagen werden. Ich lese es nun schon zum zweiten Male und finde, unter uns gesagt, sehr schöne Capitelschen darin. Im Grunde kann ich mich nicht entbrechen, dem wilden Knaben gut zu sein. Wenn Sie ihn dahin bringen könnten, richtiger zu denken und weniger zu schwärmen, so würden Sie ihm und der Welt einen Dienst gethan haben. Denn es sind in der That Grazien in diesem Satyr verschlossen. Sollte es Ihnen gelingen, ihn von seinem Seelen-Priapismus zu heilen, so wünschte ich, daß er sich entschloße, dem Merkur vierteljährlich einige Bogen (à 3 Louisd'or, einstweilen bis auf bessere Zeiten) zu geben. Sagen Sie ihm, daß ihn mit allen seinen Unarten lieb habe.“

Das „Kind der Natur“ schreibt an den „gutherzigst naiven Vater Gleim“

*) 6. Mai 1774 war in Weimar das Schloß abgebrannt, und der beste Theil der Stadt lag als Ruine da. In Folge dessen war die Seyler'sche Gesellschaft nach Gotha ausgewandert.

(23. Juni): „Freuen Sie Sich mit Ihrem guten Sohn darüber, daß der erzürnte alte Sokrates von meiner lieben Tochter Laidion sich wieder hat besänftigen lassen.“ Gleim freut sich von Herzen, bittet aber doch, nicht mehr „an unsern lieben Vater Gleim“ zu adressiren: „in der ganzen Stadt klatscht man, G. habe von seinen Hurenkindern einen Brief erhalten.“ Dann traten auch Verstimmungen ein. „Ihr seid die besten Menschen,“ schreibt Heine an die Halberstädter Freunde, „erzürnt aber euch doch bisweilen ungemein, wenn euer Freund das Unglück hat, nicht die Puppe eurer augenblicklichen Dichterlaune zu sein.“ „Ich fühle meine Unschuld und kenne euch. Auch wollt ich nach der Tartarei ziehn und die Schafe hüten, wenn ich Menschen nicht kannte, mit denen ich ein Jahr lang im Stand der Unschuld gelebt habe.“ Dann aber: „Ich ging in einer Wolke von Schwermuth umher, da ich glaubte, daß Sie mich vergessen hätten; mit Ihrem Briefchen kam der Frühling wieder vom Himmel herab, und die Musen warfen in griechischen Tänzen den Rosenkranz der Freude um meine Schläfe.“

8. Febr. 1774 kam Voie aus Hamburg von einem Besuch bei Klopstock nach Göttingen zurück, und brachte Briefe mit: „Der größte Dichter,“ erzählt Voß, „der erste Deutsche von denen, die leben, der frömmste Mann will Antheil haben an dem Bund der Jünglinge. Alsdann will er Gerstenberg, Schönborn, Goethe und einige andere, die deutsch sind, einladen, und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Lasters und der Sklaverei aufzuhalten suchen. Zwölf sollen den innern Bund ausmachen; jeder nimmt einen Sohn an, der ihm nach seinem Tode folgt, sonst wählen die Elfe.“ „Die Grafen schreiben, daß er viel von uns erwartet. Schande über uns, wenn wir seine Erwartung nicht erfüllen. Aber Gott wird uns helfen, denn Freiheit und Tugend ist unsere Lösung.“

Lange hatte Voß für eine Reise zu Klopstock gespirt; 29. März machte er sich auf den Weg. Es waren die seligsten Tage seines Lebens. Den ganzen Tag rauchte er mit Klopstock zusammen, Frau von Windheim sang, und Klopstock trug die „Gelehrtenrepublik“ vor. „Wenn wir ein halbes Jahrhundert das werden vereinigt gethan haben, was vor uns nur einzelne kühne Männer thaten, dann werden wir ringsum uns vernehmen, daß man uns für Eroberer hält. Ihr wißt, daß der Deutsche gewiß ausführt, wenn er einmal beschlossen hat auszuführen. Glücklicher Zeitpunkt! Ihr könnt ihn erleben, Jünglinge, deren Herz jetzt laut vor Unruhe schlägt; ihr könnt Theil daran haben!“ Voß zitterte vor Entzücken, Klopstock sah ihn „milde lächelnd“ an. Auch ein kühnes Wort an den Kaiser las er ihm vor; er ließ die ganze

Correspondenz über die Akademie abdrucken. Ebenso die Fortsetzungen der Hermannschlacht, die eine Reform der Oper anbahnen sollten. Mit dem Kapellmeister Bach verkehrte er viel; auch dieser war stolz darauf, ein Deutscher zu sein: die Deutschen allein hätten eine ernsthafte Musik. — Ueber Weiße sprach sich Klopstock verächtlich aus, Wieland tadelte er wegen seiner Nachahmungen, über Jacobi lachte er, mit Goethe war er sehr zufrieden.

Schöne Tage verlebte Voß auch in Wandsebeck mit Claudius und seiner Rebecca; 4. Dec. 1773 hatte er seinen Vater verloren: „ach sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr!“ Mit Herder correspondirte er noch lebhaft, auch mit Hamann, obgleich er ihn selten verstand, aber er regte ihn an. — In Altona hausten Dusch und Ehlers; Dr. Unzer und seine gekrönte Frau waren kühl gegen Klopstock. Wein wurde nicht getrunken, sondern Kaffee, und viel Regel gespielt.

Aber Ernestinen's Briefe waren Voß allmählig ebenso wichtig geworden, als die Klopstock's, und so machte er sich 9. April nach Flensburg zu Voie's auf. Die persönliche Gegenwart verwandelte das Interesse in wirkliche Liebe; als Voß in eine schwere Krankheit versiel, wurde er von Ernestine treulich gepflegt. Hahn, der bei Klopstock gewesen, kam ihm nach. 25. Mai reisten sie wieder ab, verweilten in Lübeck einen Tag bei Gerstenberg, der für seine Freunde immer zwölf Pfeifen gestopft hielt, und waren 29. Mai wieder in Hamburg, wo sie Fr. Stolberg, Cramer*), Schönborn, den Musiker Reichardt und Ebert mit seiner jungen Frau aus Wolsenbüttel antrafen, der eine Epistel an den Dichter des Messias machte. Mit Klopstock's Zustimmung traten sie alle in den Freimaurerorden. — Die Begeisterung für Klopstock war bei Voß — der sich noch immer sehr leidend fühlte, nicht vermindert; aber Ernestine war doch sein schlafender und wachender Traum. — 21. Juni reiste er wieder nach Göttingen ab; die „Deutsche Gelehrtenrepublik“ war mittlerweile erschienen — das wunderlichste Werk unserer gesamten Literatur. In der Form einer alten Druidenrepublik waren Beschlüsse über Geseze der Poesie und Urtheile über Leistungen mitgetheilt, deren Willkür zuweilen in die Augen sprang, und deren Anwendung nicht abgesehen werden konnte. Die 2500 Subscribenten waren bestürzt und mußten am Ende lachen; an dem Mittelpunkt der jungen Klopstock'schen Schule, in Göttingen, brachen sämmtliche Gelehrte in lauten Spott aus, namentlich Lichtenberg, der überhaupt gegen Klopstock war, und den Hexameter und das religiöse Epos gleichmäßig verwarf.

*) Sein Vater, Klopstock's alter Freund, wurde eben erster Professor der Theologie in Kiel mit 2500 Thlr. Gehalt.

In Berlin fand man die Geheimnißkrämerei und Wichtigthuerei der Gelehrtenrepublik läppisch. Herder schrieb an Lavater: „das größte und kleinste, übertrieben männlichste und kindischste Buch, das ich je gesehen. Voll Dichtergeist von Anfang zu Ende; aber auch nichts als das: die ebenso wasserhellste Schreibart und nichts als Wasser. Ich für mich nehme mit Allem vorlieb: aber denk' ich mir das Buch in aller Subscribenten Hände — die ärgste Farce, die je in Deutschland gespielt worden. Die Regung selbst mit dem Buch ist indeß immer groß und muß viel Gutes — mit der Zeit geben;“ und an Hamann: „Ein vortrefflicher, schöner, ebner Stil, fast ohne Bild im ganzen Buch; aber im Ganzen doch Knabenwerk und Spiel! Unausstehlich dem einen Einfall Umfang gegeben! Sauerfüß die Sprache Luthers mißbraucht! Ohne Detailkenntniß über Alles und über Nichts geredet. Kurz, kein Mensch wird das Buch ganz lesen und anwenden können; aber schicken Sie mir Ihren Hans, und wir wollen's spielen.“ — Hamann zeigte das Buch in der Kön. B. (10. Mai) auf seine Art mit Lob an. — Ganz begeistert war Goethe. „Klopstock's herrliches Werk,“ schreibt er 10. Juni an Schönborn, „hat mir neues Leben in die Adern gegossen. Die einzige Poetik aller Zeiten und Völker, die einzigen Regeln, die möglich sind! Das heißt Geschichte des Gefühls, wie es sich nach und nach festigt und läutert, und wie mit ihm Ausdruck und Sprache sich bildet, und die biedersten Aldermanns-Wahrheiten von dem, was edel und knechtisch ist am Dichter. Das alles aus dem tiefsten Herzen, eigenster Erfahrung mit einer bezaubernden Simplicität hingeschrieben!“ — Er schrieb selber an Klopstock, um seine Verehrung auszudrücken; später hat er sein Urtheil bedeutend geändert. — In Süddeutschland warb am eifrigsten Schubart für die Gelehrtenrepublik.

Da der Herzog von Braunschweig immer schwächer, und die Noth des Landes immer größer wurde, nahm sich der Erbprinz der Regierung an. Er machte Lessing Anfang Febr. 1773 bedeutende Versprechungen, aus denen aber nichts wurde. Lessing gerieth in den äußersten Zorn. „Lieber betteln gegangen,“ schreibt er 3. April an Eva, „als so mit sich handeln lassen! — Ich bin schlechterdings unfähig, Ihnen mehr zu schreiben, so voll habe ich den Kopf, und so voll von den verdrießlichsten Dingen.“ In der That schreibt er immer nur wenig, und äußerst verstimmt; 27. Juni: „ich kann es nicht länger ausstehn, es mag biegen oder brechen!“ 3. Aug.: „wenn man mich zwingt, meinen Abschied zu fordern, werde ich freilich für die erste Zeit ein wenig verlegen sein!“ — 17. Sept.: „Wenigstens sollen Sie wissen, daß ich gesund bin, bis auf die Gefahr, vor Bitterkeit und Unwillen toll zu werden. Sie allein haben mich bisher abgehalten und halten mich noch ab, einen übereilten Schritt zu thun, von welchem ich die schlimmen Folgen alle voraus-

sehe, den ich aber doch ganz unfehlbar schon längst würde gethan haben, wenn ich nicht zugleich die einzige ernsthafte Hoffnung dadurch zu verschmerzen fürchten müßte, die ich noch Zeit meines Lebens gehabt. Sie wissen diese Hoffnung, meine Liebe, und wenn Sie jemals daran Theil genommen haben, so beschwöre ich Sie, verbannen Sie jeden argwöhnischen Gedanken. Ich habe freilich höchst unrecht, Sie so oft ohne Nachricht von mir zu lassen: aber schelten Sie lieber auf meine Kalamäuferei, mit der ich mich in Träumereien und unnöthige Untersuchungen verliere, die mich um alle meine Zeit, um alle meine Heiterkeit bringen, als daß Sie Sich die geringste quälende Einbildung machen.“ 1. Dec.: „Mehr als zehn Briefe habe ich an Sie angefangen und sie wieder zerrissen; wer weiß, was diesem noch geschieht, ehe ich die Seite herunter bin? Doch ein Brief muß einmal fertig werden, mag er doch werden, wie er will.“ — Die edle Frau, welche noch immer in schweren Sorgen in Wien lebte, setzte diesen Ausbrüchen der Bitterkeit eine namenlose Liebe und Geduld entgegen.

„Was kann ich indeß thun,“ schreibt Lessing in demselben Brief, „als mich unter meine Bücher vergraben, um unter ihnen wo möglich alle Aussicht in die Zukunft zu vergessen?“ — 2. Febr. 1774 an seinen Bruder: „Die öftere Abänderung meiner Arbeit ist noch das Einzige, was mich erhält. Freilich wird so viel angefangen und wenig vollendet. Aber was schadet das? Wenn ich auch nichts in meinem Leben mehr vollendete, ja nie etwas vollendet hätte, wäre es nicht eben das? — Vielleicht wirst du auch diese Gesinnung ein wenig misanthropisch finden, welches du mich in Ansehung der Religion zu sein im Verdacht hast. Ohne nun aber zu untersuchen, wieviel ich mit meinen Nebenmenschen zufrieden zu sein Ursache habe, muß ich dir doch sagen, daß du dir hierin eine ganze falsche Idee von mir machst. Ich sollte es der Welt mißgönnen, daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen, wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene großen Absichten befördern zu helfen. Laß mir aber meine eigne Art! Und was ist simpler? Nicht das unreine Wasser, welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen: ich will es nur nicht eher weggegossen wissen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggießt, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders, unsre neumodische Theologie gegen die Orthodogie, als Mistjauche gegen unreines Wasser? — Mit der Orthodogie war man Gott sei Dank ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere

zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwand, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Erkundige dich doch nur nach diesem Punkt genauer, und sieh etwas weniger auf das, was unsre neuen Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür an die Stelle setzen wollen. — Darin sind wir einig, daß unser altes Religionsystem falsch ist: aber das möchte ich nicht mit dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpfern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an dem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte. Flickwerk von Stümpfern und Halbphilosophen ist das Religionsystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Und doch verdienst du mir, daß ich dieses alte verteidige? Meines Nachbarns Haus droht den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es, mit gänzlichem Ruin meines Hauses, stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen als meines eignen.“

„Du sagst,“ antwortet der Bruder, „Leibnitz zog nur eine Scheidewand, hinter der die Philosophie ungeflört ihren Weg gehen konnte. Dazu hatte er keinen Grund, als daß er voraussah, er könne auf seine Art mehr Gutes bewirken als auf jede andere. Könnte das nicht auch der Grund sein, warum unsere neuen Theologen lieber inconsequent als orthodox sein wollen? — (Eberhard*) fragte mit Recht, ob du wohl, wenn du Prediger wärst, vor aller Welt exoterisch philosophiren würdest?“

Für das kirchliche Leben hatte Lessing einmal keinen Sinn, und darauf waren auch seine Rechtfertigungen gerichtet. „Ich hasse alle die Leute, welche Sekten stiften wollen, von Grund meines Herzens. Denn nicht der Irrthum, sondern der sektirerische Irrthum, ja sogar die sektirerische Wahrheit machen das Unglück der Menschen.“ „Es ist unstreitig besser, eine unphilosophische Sache sehr philosophisch verteidigen, als unphilosophisch verwerfen und reformiren wollen.“ Darum setzte er den durchaus praktisch gemeinten Schriften: „Antithesen“ von Teller, „Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion“ von Jerusalem und vom „Nutzen des Predigtamts“ von Spalding kühle Abneigung entgegen.

Darin war Herder ganz mit ihm einig. „Ihr Spalding,“ schreibt er an Lavater — nach dessen „strahlenheiterer, thatenlauterer, wirkfamer

*) Er war nun endlich Prediger in Charlottenburg geworden, und heirathete Juli 1774 das Kammermädchen der Ministerin v. d. Forst.

Religionsseele“ er sich sehnte, „ärgert mich von Tage zu Tage mehr. Kein Wort, was ein Prediger vor Gott und Menschen sein soll! Alles nur, was er in den Staaten Sr. gloriwürdigsten Majestät des Königs von Preußen höchstprivilegirtermaßen sein darf und sein möchte. Alle die Herren Hohepriester und Schriftgelehrte und Manteldreher — und mit welchem Ton! wie frommheulend! Trug! Trug! Trug! — O es ist eine elende, arme, theure Zeit!“ — Lavater erschrak über diese Ausdrücke, und Herder, über seine Zurechtweisung sehr empfindlich, versicherte, es wäre Alles nur Spaß gewesen, und er wolle nie wieder einen solchen Brief schreiben. „Spalding verehere ich sehr und hab's vor Jahren laut gesagt. Einfalt, Würde, wohlmeinendes Herz, geht immer mit ihm durch, und man liebt ihn, selbst wenn man Eingeschränktheit an ihm bedauert. Spalding ist ein besserer Mensch als ich, und mir zu meiner eignen Ruhe die aufrichtig einfältige gute Seele zu wünschen. Spalding als Christ ist nicht mein Mann: verdämmert Sachen, die er aufklären sollte, webt Moral vor, wo von etwas Anderem die Rede ist, und dann betet er — das ist's, was mir nicht gefällt.“

21. Jan. 1774 forderte der Geheimerath v. Bremer ihn auf, nach Hannover zu kommen und zu predigen, da man ihn wohl als Schöngest, aber nicht als Theologen kenne. — Herder folgte der Einladung, predigte aber nicht. Hofrath Brandes und Zimmermann waren warm für ihn, dagegen kam ihm Schlözer mit entschiedener Abneigung entgegen: er hatte in seiner „Universalgeschichte“ (1773) gegen Herder polemisirt, und dieser hatte trotz der Abmahnungen seiner Freunde nicht ganz schweigen können. Auch Hamann*) nahm sich, 24. Jan., in der Kön. B. seines Landsmannes an; er beschuldigte Schlözer der belletristischen Schreibart und der Anekdotenjägerei, und erklärte sich für das poetische Moment in der Geschichte.

Inzwischen war Herder mit der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts“ zu Stande gekommen, von der er Heyne vor zwei Jahren (vgl. S. 493) so ausschweifende Verheißungen gemacht. Sie zerfiel in drei Abschnitte: „eine nach Jahrhunderten enthüllte heilige Schrift“; „Schlüssel zur heiligen Wissenschaft der Aegypter“ und „Trümmer der ältesten Geschichte des niedern Asiens“. Herder wollte aus dem ersten Buch Moses eine authentische Urkunde herausgeschälf haben, die sich in den Mythen aller asiatischen Völker, wenn auch entstellt, wiederfinden und die Urgeschichte der Menschheit aufklären

*) Er erhielt gleichzeitig von Moser auf zarte Weise Unterstüzungen, während er in seiner amtlichen Stellung immer schlechter behandelt wurde; in einer seiner Flugschriften, le Kermès du Nord, klagte er im Namen der armen Böhmer gegen den Philosophen von Sanssouci: „bien me fasse d'être né dans un siècle de grands-hommes manqués et de coquins parvenus!“

solle. Die sieben Tage der Schöpfungsgeschichte sollten eine Allegorie der sieben Sectionen sein, welche Gott den Menschen gegeben. Das Buch war in einem leidenschaftlichen, bitteren Ton gegen die Rationalisten, z. B. Michaelis, in einer heftig wilden Prophetensprache und einer Mystik geschrieben, die das Verständniß sehr erschwerte. — Lavater erhielt das Buch 29. März. „Epoche,“ schreibt er 6. April, „hat es in meinem Herzen noch nicht gemacht: hast du nicht manchen, selbst verständigen Wahrheitforschern zu räthselhaft gedrängt, zu hoch gesprochen?“ Er beschwört ihn fußfällig, sich mehr herabzulassen. Im Uebrigen sehr begeistert.

Um sich aufzuklären, setzte sich Lavater*) auch mit Kant in Verbindung, der das Buch eifrig studirte, aber nicht klug daraus werden konnte. Er versuchte sich in einem ausführlichen Aufsatz, den er 6. April an Hamann schickte, zu orientiren; aber der Aufsatz fiel humoristisch aus, und er bat um Hamann's Ansicht: „aber wo möglich in der Sprache der Menschen. Denn ich armer Erdensohn bin zu der Göttersprache der anschauenden Vernunft gar nicht organisiert. Was man mir aus den gemeinen Begriffen nach logischer Regel vorbuchstabiren kann, das erreiche ich noch wohl. Auch verlange ich nichts weiter, als das Thema des Verfassers zu verstehen: denn es in seiner ganzen Würde zu erkennen, ist nicht eine Sache, worauf ich Anspruch mache.“

Hamann suchte (9. Mai) dieser Aufgabe durch „Prolegomena“ zu genügen, von denen Herder selbst versicherte, daß sie den Nagel auf den Kopf träfen. Danach ist der Inhalt folgender: 1) Die mosaïsche Schöpfungsgeschichte kommt nicht von Mose, sondern von den Vätern oder Urahnen des menschlichen Stammbaums; 2) sie ist kein Gedicht, noch morgenländische Allegorie, am wenigsten ägyptische Hieroglyphe: sondern eine historische Urkunde im allereigentlichsten Verstand, ein Familienstück, zuverlässiger als irgend ein Phänomen der Natur; 3) das aus dieser Wiege unsers Geschlechts zurückgeworfene Licht klärt die heilige Nacht in den Fragmenten aller Traditionen auf: jenes matte und dürftige Stückwerk in den morgenländischen Theologien, homerischen Mythologien u. s. w.; 4) um der ältesten Urkunde des menschlichen Geschlechts ihren natürlichen, überschwenglich fruchtbaren Sinn, nach aller Länge und Breite des Buchstabens, wiederherzustellen, war es nöthig, alle Mauern und Festungswerke der modernen Scholastiker über den Haufen zu

*) An Lavater hatten sich in Zürich mehrere neue Anhänger angeschlossen, die auch mit Herder eifrig correspondirten: Kaspar Häfeli, geb. 1. Mai 1754, und Barbara Schultze, die in Pfenninger's Haus wohnte. Eine starke geistige Bärtlichkeit herrschte unter all diesen Leuten. — Hartmann war inzwischen nach Mailau gegangen, und hatte in Königsberg Hamann's Freundschaft zu erwerben gesucht.

blafen.“ — Doch glaubte er den Freund persönlich auf seine Fehler aufmerksam zu machen: „Sie wissen,“ schreibt er ihm, „daß ich ein anderer Lavater in der Physiognomie des Stils bin, und wenn Sie nicht in den Schooß der Muttersprache zurückkehren, so sind Sie vor einem grammatischen Krieg nicht sicher. Die Greuel der Verwüstung in Ansehung der deutschen Sprache, die Alcibiadischen Verhuzungen des Artikels, die monströsen Wortkuppelleien, die dithyrambische Syntax und alle übrigen *licentiae poeticae* verdienen eine öffentliche Ahndung, und verrathen eine so spasmodische Denkungsart, daß dem Unfug auf eine oder andere Art gesteuert werden muß. Dieser Mißbrauch ist Ihnen so natürlich geworden, daß man ihn für ein Gesetz Ihres Stils ansehen muß, dessen Befugniß mir aber ganz unbegreiflich ist. Liegt hier auch eine Satire auf den Libertinismus unsers Jahrhunderts zu Grunde? Bei Ihrer weiten und gründlichen Kenntniß Ihrer Muttersprache hat man Mühe, Sie und da einen reinen deutschen Period zu finden, der eine so *rara avis* ist, daß der Leser sich wie eine blinde Henne über ein gefundenes Korn freut. Ich bin in diesem Stück kein Müdensieger, gebe aber dem Verfasser der *Makabäer* recht, welcher sagt: allezeit Wein oder Wasser trinken ist nicht lustig, sondern zuweilen Wein und zuweilen Wasser trinken, das ist lustig. Wenn Luther's Sprache auch zuweilen nach dem Kännlein riecht, so schreibt er doch nicht immer die Sprache eines Trunkenbolde.“ — Da indessen die „Urkunde“ wie die „Prolegomena“ in der *Alg. Dt. Bibl.* mit gleichem Hohn besprochen wurden, sahen die Beiden ein, daß es doch besser sei zusammenzuhalten. — „Das Innere des Buchs,“ wiederholt Herder an Hamann, „habe ich der Wahrheit und Morgenröthe Gottes geschrieben, der nach hundert Verwandlungen auch mein Buch segnen wird, Keim und Morgenröthe zur neuen Geschichte und Philosophie des Menschengeschlechts zu werden. Glauben Sie mein Freund, es wird einst werden, daß die Offenbarung und Religion Gottes, statt daß sie jetzt Kritik und Politik ist, simple Geschichte und Weisheit unsers Geschlechts werde. Die magere Bibel wird alle sieben Wissenschaften der alten und tausend der neuen Welt wie die fetten Röhre Pharaos in sich schlucken; glücklich, von fern dazu vorbereitet, verkündigt, beigetragen zu haben!“

Goethe gerieth über die „Urkunde“ in eine ebenso starke Begeisterung, als über die „Gelehrtenrepublik“. „Es ist,“ schreibt er 8. Juni an Schönborn: „ein so mythisch weitstrahlendes Ganze, eine in der Fülle verschlungener Geäste lebende und rollende Welt, daß weder eine Zeichnung nach verjüngtem Maßstab einigen Ausdruck der Riesengestalt nachäffen noch eine treue Silhouette einzelner Theile melodisch sympathetischen Klang in der Seele anschlagen kann. Er ist in die Tiefe seiner Empfindung herabgestiegen, hat darin

all die hohe heilige Kraft der simplen Natur aufgewühlt, und führt sie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelndem Orphischen Gesang vom Ausgang herauf über die weite Welt, nachdem er vorher die Lasterbrut der neuern Geister, De- und Atheisten, Philologen, Textverbesserer, Orientalisten u. s. w. mit Feuer und Schwefel und Fluthsturm ausgetilgt“ *).

Anders urtheilte Merck. „Das Buch ist,“ schreibt er an Nicolai, „nach Form und Herkommen das abscheulichste Buch, das je geschrieben worden ist, und doch bleibt es mir allezeit als ein Abdruck seines Geistes lieb und werth. Er ist wie ein Mensch geworden, der sich im Schlafrock zu Pferde setzt, durch die Gassen reitet, und noch obendrein verlangt, daß es Jedermann gutheißen soll. . . Das Lärmschlagen um eine lumpige Hypothese, deren Grundsatz, nämlich daß Hieroglyphe eher als Buchstabenschrift war, jeder zugiebt, deren Anwendung aber alle Dogmatiker und Erregten mit Feigabeln und Dreschflegeln hervorruft, war höchst unnöthig. . . Dennoch verehere ich die Kraft, die dieses Phantom hervorgebracht, und so wenig dies Ding wie sein Urheber in unsere Zeit paßt, so glaube ich doch mehr daran, als ich öffentlich, oder überhaupt gegen jeden Andern gestehn möchte.“ — In diesem Sinn, der Form nach lobend, schrieb er eine sehr gewundene Recension für die Allg. Dt. Bibl. — Wieland war über die neue Erscheinung ganz verwirrt. — „Ich gestehe Ihnen,“ schreibt er an Jacobi, „daß ich den Herderschen Ton unserer Prosa ungern auch in der Iris herrschen sehe. Nennen Sie mir um's Himmelswillen einen einzigen guten Autor, der so geschrieben hat. Die Affectation, allenthalben wo es nur möglich sein will, dem Stande der Wildheit und Barbarei Würde, Größe, Schönheit und sogar Grazie zu geben, auch diese, wiewohl nur Modeton, ist gar zu ungereimt, als daß ich sie ohne Jammer in ein Buch einschleichen sähe, das unsere Weiber und Töchter bilden soll. Was hilft unser ewiges Pochen auf Natur, wenn wir die Natur nicht kennen? Mit dieser Mode, immer, wie Heineke, über die ge-

*) In einer Recension über *Barth* in den *Griff. Gel. Anz.* zieht Goethe lebhaft gegen die Widerstürmer zu Felde; er nimmt sich gegen sie sogar des Teufels als einer echt morgenländischen und biblischen Vorstellung an. „Hätte der Verf. sich den Schriften Moses auch nur als einem der ältesten Monumente des menschlichen Geistes, als Bruchstücken einer ägyptischen Pyramide mit Ehrfurcht zu nähern gewußt, so würde er die Bilder der morgenländischen Dichtkunst nicht in einer homiletischen Sündfluth ersäuft, nicht jedes Glied dieses Torso abgerissen, zerhauen und in ihm Bestandtheile deutscher Universitätsbegriffe des 18. J. aufgedeckt haben. . . Mit ekelhafter Dreistigkeit erklärt er die sonderbarsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit, von deren Entstehung der scharfsinnigste Geist nichts zu lassen vermag, wenn er keinen positiven Befehl Gottes annehmen will.“

funde Vernunft und die gelassene Untersuchung, als ein paar gefrorne alte Weiber zu spötteln, nichts für wahr gelten lassen wollen, als was den Sinnen und einer erhitzten Imagination so vorkommt, wird man in kurzer Zeit allen Menschenverstand aus Deutschland wegdichten und wegschwemmen.“ — Im folgenden Jahr änderte der sanguinische Mann seine Meinung völlig: „Herder's Urkunde habe ich gelesen, empfunden, meditirt, verstanden, und ich zweifle, ob seit dieser Zeit — es ist etwa 14 Tage — Herder einen wärmern Bewunderer in der Welt hat als mich. Und dennoch — oder vielmehr gerade darum wollte ich, daß er sein Buch ein wenig anders geschrieben hätte. Es mußte freilich wohl nach dem Uralterthum schmecken und riechen; etwas heiliges ägyptisches Dunkel gehört in den Vortrag eines solchen Prophetenwerks; aber zuviel taugt nichts. Sollte Freund Herder sich mit Gott entschließen, zu schreiben, wie seit 4000 Jahren alle andern ehrlichen Leute auf diesem Erdenrund geschrieben haben und auch sonder Zweifel künftig schreiben werden, so kann es nicht fehlen, alle Welt wird ihn als einen der ersten Geister unserer Zeit erkennen und anbeten.“

Auf die „Urkunde“ ließ Herder Juni 1774 „fünfzehn Provincialblätter“ folgen, in welchen Spalding's Ansicht vom Predigtamt ziemlich lebhaft angegriffen war; ein „égarement du coeur“ bestimmte ihn, dieselben in einem warmen, fast herzlichen Schreiben Spalding selbst zuzuschicken. Dieser antwortete grob, und die Berliner konnten nicht Worte genug finden, ihren Unwillen über Herder's „Zweideutigkeit“ an den Tag zu legen, so daß ein vollständiger Bruch, namentlich mit Sulzer und Nicolai erfolgte. Herder war um so verstimmt, da sein Hauptzweck, in Göttingen einen guten Eindruck zu machen, gleichfalls verfehlt wurde: „es war nicht anders möglich,“ schreibt ihm Hofrath Brandes 23. Juni, „als daß Sie überall vor die Stirnen stoßen mußten, die sich so dreist an die Spitze gestellt. Mit minderm Genie und mit weniger Wärme für die Sache würden Sie vielleicht schonender zu Werke gegangen sein, und ich kann nicht leugnen, daß ich es hie und da gewünscht habe. Auf Lärmen müssen Sie Sich allezeit schicken, und der Haufe ist beträchtlich, den Sie angegriffen haben . . . Im Ernst kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich in den Provincialblättern weniger Ironie und Ihyrischen Ton gewünscht hätte. Der simple Haufe sollte sie ebensowohl als der aufgeklärtere mindere Theil der Wahrheitsforscher lesen und die volle Kraft empfinden.“ — Die Göttinger Gelehrten verhielten sich durchweg ablehnend, Lichtenberg schrieb eine ziemlich schneidende Satire (Bittschrift der Narren an den Mond), und Meiners in seiner „Religionsgeschichte der ältesten Völker, besonders der Aegypter“, fand gar nicht nöthig, Herder zu erwähnen.

Desto enger schloß sich Herder an Zimmermann, Gleim und

Mendelssohn an, mit denen er einen Theil des Juli in Pyrmont verlebte. Zimmermann, der jetzt mit Heyne gut stand (seine intime Freundin war damals Frau Louise v. Döring, geb. Strube) hatte ihn schon 16. und 17. Juni in Büdteburg besucht; Moses ging von Pyrmont nach Wolfenbüttel; Gleim, der mit seiner Nichte 15. August in Weimar erschien, unterstützte Herder mit Geld: auch er hatte sich mit dem Morgenland beschäftigt, und April 1774 „Halladat oder das rothe Buch“ veröffentlicht, nach Anleitung des Koran, gegen die Atheisten. Selbst Lessing wurde davon überrascht; Wieland nannte es ein Buch für eine bessere Zeit, von allen neuen Erscheinungen die wunderbarste; Herder sah „Morgenlandsposauern in der Hand eines Engels“: „Du bist ein Prophet des Herrn!“ Ganz überschwenglich äußerten sich sämtliche Halberstädter, die noch immer in unablässiger Geschäftigkeit mit ihm in Versen eiferten.

Mehr und mehr bemerken wir, wie einerseits die Poesie nach positivem, wissenschaftlichem Inhalt, wie andererseits die Wissenschaft nach künstlerischen Formen strebt. Die schroffe Trennung der beiden hatte vielen Schaden gethan, und wenn im Anfang vielfach fehlgegriffen wurde, so ließ sich das bald ausgleichen. Die Hauptinteressen der Bildung, Menschenbeobachtung, Maximen über Pflicht und Glück u. s. w. zu fördern, schien unter allen Dichtungsarten der Roman am meisten geeignet, der auch sorgfältiger als früher angebaut wurde.

Herder war nicht wenig betroffen, als ihm April 1774 von seinen nächsten Freunden, selbst Hamann, die Autorschaft eines neu erschienenen Romans zugeschrieben wurde: „Lebensgeschichte Tobias Knaut des Weisen, sonst der Stammeler genannt“, mit dem Motto: „Simia quam similis, turpissima bestia, nobis!“ ganz in Sterne'scher Manier, voll von treffenden und witzigen Bemerkungen, und stark in niedrig komischen Scenen, aber seiner ungesunden Tendenz wegen für einen Gottesgelehrten höchst bedenklich. Der Held, ein buckliger Zwerg, macht sich durch sein Phlegma trotz aller schlechten Erlebnisse zu einem Magister Panglos, der diese Welt für die beste hält. Als er zum Schluß einmal in ein Bordell kommt, findet er daselbst eine alte Geliebte, und heirathet sie sofort.

Der wirkliche Verfasser dieser reflectirt cynischen Bilder war Wezel, geb. 31. Oct. 1747 zu Sondershausen, Sohn eines fürstlichen Mundkochs, der 1764 in Leipzig studirt, und seit 1769 weite Reisen gemacht hatte: Berlin, Hamburg, London, Paris, Wien; am letztern Ort war er eine Zeit lang Theaterdichter, und schrieb ein Trauerspiel in 5 A., „Graf Widham“: ein Mensch von einer krankhaften Eitelkeit, der schon damals an seine Mutter schrieb, er könne höchstens ihr Pflegekind sein, einen solchen Mann könne sie nicht geboren haben. Später wurde er irrsinnig und hielt sich für Gott.

Wieland hatte den belehrenden Roman zuerst in Cours gebracht; der größere Theil der „Geschichte der Abderiten“, seines besten Versuchs der Art, erschien im Merkur im Lauf des J. 1774. Er schließt sich an den „goldenen Spiegel“ an, doch gilt es diesmal nicht den Sultanen, sondern dem Bürgerstand, dessen Narheiten mit großem Witz, nur mit etwas zu starker Selbstgefälligkeit gezeigelt werden: wäre etwas weniger Bildung und etwas mehr freie Komik darin, so würde es einen viel reineren Eindruck machen. Die Coquetten und Prüden der „guten“ Gesellschaft, die kleinstädtischen Intriganten und Rabalenmacher, die dogmatischen Systematiker ohne Weltkenntniß und die schwülstigen Theaterdichter ohne Herz, die Orthodoxen aus Ehrgeiz und die Aufklärer aus Flachheit, Alles findet seinen Platz. Diesmal steht den Narren nicht der Idealist, sondern der lachende Philosoph gegenüber, Demokrit, der sie Alle gewähren läßt, ohne sich doch damit völlige Ruhe erkaufen zu können. Sein ideales Wesen befriedigt er an einem Naturkind, einer äthiopischen Schönheit ohne Bildung, Gulleru, die durch die spätere Gurli ganz aus dem Gedächtniß der Menschen verdrängt ist. Dieser Weise gilt den Abderiten als Sonderling, und sie lassen sogar den berühmten Hippokrates kommen, um seinen Verstand zu untersuchen: aber die beiden erkennen sich sofort als Brüder, und die Spießbürger werden beschämt. „Es giebt eine Art von Sterblichen, deren schon von den Alten hier und da unter dem Namen der Kosmopoliten Erwähnung gethan wird, und die, ohne Verabredung, ohne Ordenszeichen, ohne Loge zu halten, und ohne durch Eidschwüre gefesselt zu sein, eine Art von Brüderschaft ausmachen, welche fester zusammenhängt als irgend ein anderer Orden in der Welt. Zwei Kosmopoliten kommen, der eine von Osten, der andere von Westen, sehen einander zum erstenmal und sind Freunde; nicht vermöge einer geheimen Sympathie, die vielleicht nur in Romanen zu finden ist, sondern weil sie Kosmopoliten sind.“ Auf die glänzendsten Partien des Romans, des Esels Schatten und die Frösche der Latona, gehn wir später ein; seinem Widerwillen gegen Viberach machte Wieland noch in einer andern Flugschrift jenes Jahres Luft: „Nirgend findet man — die Natur der Sache bringt es so mit sich — eingeschränktere Seelen, härtere Köpfe, kältere Herzen; nirgend mehr Eigensinn, Eifersucht, Neid, Wankelmuth, Falschheit; nirgend hartnäckigere Vorurtheile; nirgend mehr Trägheit zu Unternehmungen, die keinen Privatnugen versprechen; nirgend mehr Widerwillen gegen Alles, was Dummköpfe Neuerungen nennen — als in kleinen Republiken.“ — Die Kleinheit des Blicks liegt aber nicht in der Form der Republik.

Wenn man vom Roman Förderung der Menschenkenntniß verlangte, so suchte man auf dem Theater Darstellung der Leidenschaft. — Auf der Bühne

ist überall reges Leben. Das neue Wiener Theater wurde 26. März 1774 mit Gebler's „Thamos“ eröffnet, einem Trauerspiel mit Chören; epochemachend war die Aufführung des Götz in Berlin, 22. April. Trotz allem Widerstreben des Directors hatten die jungen Literaten, namentlich Lessing's Bruder, es durchgesetzt; an Costüm und Decoration war großer Aufwand gemacht; gekürzt war manches, geändert nichts. Das Stück wurde sechsmal hinter einander mit großem Beifall gegeben. „Es ist,“ sagt die Voss. Z., „eine deutsche Rittergeschichte völlig in der Shakespeare'schen Manier. Es würde sonderbar sein, wenn man sich der willkürlichen Regeln, die man von Griechen und Franzosen angenommen, erinnern und danach den Werth des Stücks bestimmen wollte. Es ist eine Reihe der vortrefflichsten Gemälde, die nach und nach lebendig werden, und weiter unter sich keinen Zusammenhang haben, als daß sie zu Götz's Lebzeiten stattfinden. Weder Einheit der Handlung noch Vorbereitung einer Begebenheit zur andern, aber dafür soviel damalige deutsche Sitte und Denkart, als aus manchem deutschen Geschichtsbuch in Folio nicht heraus zu commentiren ist.“

Eine Fluth von Ritterstücken folgte; vergebens opponirte Kamlar; vergebens erklärte Sulzer, daß wenn der Geschmack an solchen pices à tiroir zunehme, die deutsche Tragödie untergehn müsse. Weiße erkannte, daß seine Zeit vorüber wäre, und Lessing schreibt 20. April an seinen Bruder: „Daß Götz großen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers noch zur Ehre Berlins. Der Decorateur hat ohne Zweifel den größten Theil daran. Eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen.“ — Wenn der Götz zur Regel wurde, war es allerdings mit dem Einfluß der Dramaturgie und der Emilia Galotti vorüber. Und daß in Bezug auf das Theater Lessing gegen Goethe recht hatte, wird heute wohl nicht bestritten werden. „Das Theater hat längst aufgehört, mich zu interessiren; sonst ließe ich wirklich Gefahr, über das theatralische Unwesen (denn wahrlich fängt es nun an, in dieses auszuarten) ärgerlich zu werden, und mit Goethe, trotz seinem Genie, worauf er so pocht, anzubinden. Aber davor bewahre mich der Himmel! Lieber wollte ich mir mit den Theologen eine kleine Komödie machen.“

Lessing's Verdruß wurde hauptsächlich durch eine Reihe theatralischer Arbeiten erregt, die gleichzeitig mit der Aufführung des Götz erschienen, und die man allgemein Goethe zuschrieb (so Klopstock, Voss, Wieland, Schmidt u. s. w.). Es war die Uebersetzung von fünf Stücken des Plautus, von Shakespeare's love's labour's lost und eine „Komödie“: „Der Hofmeister oder die Vortheile der Privaterziehung“, nebst Anmerkungen über das Theater. — Die Sachen waren von Lenz, und meist schon älterer Arbeit; bei den „An-

merkungen“ hielt Lenz für nöthig, ausdrücklich hinzuzufügen: „diese Schrift ward zwei Jahr vor Erscheinung der deutschen Art und Kunst und des Götz in einer Gesellschaft guter Freunde vorgelesen.“ Im Gegensatz gegen Lessing verlangt Lenz von der Tragödie individuelles, particuläres Leben: „Damit wir unsern ganzen Religionsbegriffen und ganzen Art zu denken und zu handeln analog, die Grenzen unsers Trauerspiels richtiger abstecken als bisher geschehn, müssen wir von einem andern Punkt ausgehn als Aristoteles; wir müssen, um den unsrigen zu nehmen, den Volksgeschmack der Vorzeit und unsers Vaterlandes zu Rathe ziehn, der noch heut zu Tage Volksgeschmack ist und bleiben wird. Und das finde ich, daß er beim Trauerspiel oder Staatsaction, ist gleichviel, immer darauf losstürmt (die Aesthetiker mögen's hören wollen oder nicht): das ist ein Kerl! das sind Kerls!“ Bei den Alten waren die Charaktere das Zweite, das Schicksal, d. h. die blinde und knechtische Furcht vor den Göttern, das Erste. „Ich sage blinde und knechtische Furcht, wenn ich als Theolog spreche. Als Aesthetiker, war diese Furcht das Einzige, was dem Trauerspiel der Alten den haut gout, den Bitterreiz gab, der ihre Leidenschaften allein in Bewegung zu setzen wußte. Von jeher sind die Empfindungen, Gemüthsbewegungen und Leidenschaften der Menschen auf ihre Religionsbegriffe gepreßt, ein Mensch ohne alle Religion hat gar keine Empfindung, ein Mensch mit schiefer Religion schiefe Empfindungen, und ein Dichter, der die Religion seines Volks nicht ergründet hat, ist weniger als ein Meßmusikant.“ — Im „Hofmeister“ ist von der Freiheit von der Regel ausschweifender Gebrauch gemacht; der Zusammenhang der Handlung ist gering, dagegen sind zahlreiche Charaktere mit äußerstem Aufwand realistischen Details durchgeführt; auch fehlt es nicht an sehr treffenden Bemerkungen und starken Schilderungen im Einzelnen; nur kann man leider nicht ausrufen: „das ist ein Kerl! das sind Kerls!“ man hat es vielmehr mit lauter elenden Schwächlingen zu thun, die sich höchstens bis zur Originalität verstiegen. Allen Sündern wird vergeben, denn Alle sind „mitschuldig“; aber in der Fragenhaftigkeit der ganzen Anlage ist weder Humor noch Menschenverstand *). — Gleichwohl fand das Stück viel Beifall, bei Klopstock, Herder, Voß: selbst der übelwollende Recensent des Mercur sprach doch mit Achtung davon. Als man nun endlich erfuhr, Goethe sei nicht der Verfasser, betrachtete selbst Herder Lenz als Goethe's glücklichen Nachahmer und Nebenbuhler.

*) Eine Bemerkung des Schulmeister Wenzeslaus ist wichtig, um Lenz' Ansichten kennen zu lernen: „D schweigt still, lieben Leute. Erwägt erst mit reifem Nachdenken, was der Aberglaube bisher für Nutzen gestiftet hat, und dann habt nur das Herz, mit euern nüchternen Spötteleien gegen mich anzuziehn. Reutet nur den Aberglauben aus; ja wahrlich, der rechte Glaub' wird mit darauf gehn und ein nacktes Feld dableiben.“

Gegen die „Anmerkungen“ glaubte denn doch auch Wieland ein Wort sagen zu müssen. „Der Ton dieses Genies ist nicht der Ton dieser Welt; es ist auch nicht der Ton der Untersuchung; Schulten ist's auch nicht. Was ist's denn? es ist der Ton eines Sehers, der Gesichte sieht, und seinen Mund weit aufthut, um etwas noch von keinem Menschensohn Gesagtes zu sagen, und dann gleichwohl nichts sagt, das sich der Mühe verlohnte.“

Eine ganz andere Stärke als im „Hofmeister“ gewann die neue dramatische Richtung im „Clavigo“, den Goethe Mai 1774 abschloß. Er hatte das von Beaumarchais eben gegen Clavigo veröffentlichte Memoire zu Grunde gelegt, und lange Scenen wörtlich beibehalten. Nach Beaumarchais' Bericht war es ihm gelungen, den Gegner von seinem Posten zu stürzen; Goethe setzte statt dessen mit Recht einen tragischen Schluß, wobei ihm eine altschottische Ballade vorschwebte; der wirkliche Clavigo lebte als Herausgeber des historischen Mercur noch bis 1806, geachtet von seinen Landsleuten und freundlich gegen die Fremden. — Die aus Beaumarchais entlehnten Stellen verfehlen noch heute auf dem Theater ihre Wirkung nicht, doch geben sie zugleich dem Stück jene Rococofärbung, die der modernen Bildung widerstrebt. — Weniger bewußt war sich Goethe eines zweiten Einflusses: offenbar hatte ihm Emilia Galotti vorgeschwebt. Nicht bloß das Verhältniß zwischen dem Prinzen und Marinelli ist wieder aufgenommen, wenn auch vertieft und verinnerlicht; sondern in der ganzen Art, die Handlung zu führen, erkennt man Lessing heraus, während man an den Götz gar nicht erinnert wird. Dramatisch genommen ist das Stück von einer meisterhaften Architectur, und wenn die gar zu empfindliche Art, Mariens Sterben pathologisch zu verfolgen, den Zuschauer zuweilen verstimmt, so sieht man doch, daß es zum sittlichen Eindruck des Ganzen nothwendig war.

Die Geschichte des Clavigo ist aber nur der Rahmen, in den der Dichter seine eigne Existenz einwebt; zum zweitenmal grübelt er darüber, was aus seinem Verhältniß zu Friederike hätte werden können. „Der Held,“ schreibt er an Schönborn 1. Juni, „ist Weisslingen in der Rundung einer Hauptperson.“ — Man höre Clavigo's Schilderung durch die wohlwollende Schwester, als er reuig zurückkehrt: „Es ist was Bezauberndes in seinem Anblick, in dem Ton seiner Stimme.“ „Er ist noch der Alte, noch eben das gute, sanfte, fühlbare Herz, noch eben die Heftigkeit der Leidenschaft. Es ist noch eben die Begier, geliebt zu werden, und das ängstlich marternde Gefühl, wenn ihm Neigung versagt wird!“ Und Marie: „Es haben sich alle großen Eigenschaften, die ehemals in seiner Bescheidenheit verborgen lagen, entwickelt. Er muß mit diesem reinen Gefühl seiner selbst, das so ganz ohne Stolz, ohne Eitelkeit ist, er muß alle Herzen wegreißen. Und er soll der meinige werden?“

Mein Schwester, ich war seiner nicht werth!“ — Und nun er selbst in dem Räthsel seines Wankelmuths: „Sieh ich begreife den Menschen nicht. Ich liebte sie wahrlich, sie zog mich an, sie hielt mich, und wie ich zu ihren Füßen saß, schwur ich ihr, schwur ich mir, daß es ewig so sein sollte — und nun — Verschwunden! glatt aus meinem Herzen verschwunden, und wenn mir ihr Unglück nicht manchmal durch den Kopf führe — daß man so veränderlich ist!“ — Und dann: „Als ich sie wieder sah: im ersten Taumel flog ihr mein Herz entgegen — und ach! da der vorüber war — Mitleid, innige tiefe Erbarmung floss sie mir ein: aber Liebe — sieh! es war, als wenn mir in der Fülle der Freuden die kalte Hand des Todes über’n Nacken führe. Ich strebte munter zu sein, wieder vor den Menschen, die mich umgaben, den Glücklichen zu spielen: es war Alles vorbei, Alles so steif, so ängstlich. Wären sie weniger außer sich gewesen, sie müßten’s gemerkt haben.“ — Was nun folgt, der Schurkenstreich, hat freilich mit Goethe’s Leben nichts zu thun.

Goethe hat, wie es in seiner Art war, im Clavigo nur die eine Seite seines Wesens entfaltet; die andere kennen zu lernen, muß man sich Carlos genauer ansehen, eine Figur, die er mit besonderer Vorliebe behandelt hat, die ihm ganz eigen angehört, und die über manche dunkle Punkte seiner Geschichte Auskunft giebt.

„Wunderlich! Mich dünkt doch, man lebt nur einmal in der Welt, hat nur einmal diese Kräfte, diese Aussichten, und wer sie nicht zum Besten braucht, wer sie nicht so weit treibt als möglich, ist ein Thor. Und heirathen! heirathen juist zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll! sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man noch die Hälfte seiner Wanderung nicht zurückgelegt, die Hälfte seiner Eroberungen noch nicht gemacht hat!“ — Das Stück war auf Veranlassung eines lieben Mädchens geschrieben, das Goethe nach dem Wunsch seiner Eltern heirathen sollte, und das im Spiel schon lange seine Gattin war. — „Sei ruhig! sie ist nicht das erste verlassene Mädchen, und nicht das erste, das sich getröstet hat.“ So wird über kurz oder lang jeder überquellende Gefühlsmensch still sich trösten; wenn er auch den Mephistopheles, der es ihm hart in’s Gesicht sagt, mit Abscheu wegweist. Es ist möglich, daß der Dichter, als er seinen eignen Gedanken eine Figur gab, Merd’s Aeußeres im Auge hatte.

„Weh dir, daß du eine Bahn betreten hast, die du nicht endigen wirst! Mit deinem Herzen, deinen Gesinnungen, die einen ruhigen Bürger glücklich machen würden, mußtest du den unseligen Gang nach Größe verbinden! — Was ist Größe! — Wenn dein Herz nicht größer ist als Anderer Herzen; wenn du nicht im Stande bist, dich gelassen über Verhältnisse hinauszusehen, die einen gemeinen Menschen ängstigen würden, so bist du mit der

Krone selbst nur ein gemeiner Mensch. . . Es ist nichts erbärmlicher als ein unentschlossener Mensch, der zwischen zwei Empfindungen schwebt, gern beide vereinigen möchte, und nicht begreift, daß nichts sie vereinigen kann als eben der Zweifel, die Unruhe, die ihn peinigen. . . Auf, entschließe dich! . . Entweder. . . Handle als ein ehrlicher Kerl, der das Glück seines Lebens seinen Worten aufopfert, der es für seine Pflicht achtet, was er verdorben hat wieder gut zu machen, der auch den Kreis seiner Leidenschaften und Wirksamkeit nie weiter ausgebreitet hat, als daß er im Stande ist, Alles wieder gut zu machen, was er verdorben hat: und so genieße das Glück einer ruhigen Beschränkung . . . Oder sieh auf die Größe, die Dich erwartet. . . Aber auch da sei ein ganzer Kerl, und mach deinen Weg stracks, ohne rechts und links zu sehn. Möge deine Seele sich erweitern, und die Gewißheit des großen Gefühls über dich kommen, daß außerordentliche Menschen eben auch darin außerordentliche Menschen sind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menschen abgehn; daß der, dessen Werk es ist, ein großes Ganze zu übersehn, sich keinen Vorwurf zu machen braucht, geringe Verhältnisse vernachlässigt zu haben.“

Carlos ist ein besserer Advocat als Marinelli; Clavigo als Prinz würde vielleicht noch schlimmer sein als der Entführer der Emilia. — Wie dem auch sei, der sittliche Eindruck des Stücks ist viel klarer und für die Menge befriedigender, als der des Lessing'schen; außerdem sind sämmtliche Einzelne in ihren Motiven verständlicher. Freilich steht Emilia Galotti auf einer höhern Bildungsstufe.

Die Aufnahme des Stücks war getheilt, wenn es auch noch in demselben Jahre eine neue Auflage erlebte. Merck sagte zu Goethe: „einen solchen Quark darfst Du nicht mehr schreiben, das können die andern auch!“ Der Tadel klang sehr schmeichelhaft, aber Goethe hatte recht, sich dagegen aufzulehnen: vom dramatischen Standpunkt, der denn doch auch nicht zu verachten ist, verdient das Stück unter all seinen Versuchen den Preis. Aber Merck's Urtheil wiederholte sich öfter: die Göttinger fanden den Clavigo schwach, ebenso Zimmermann; Klopstock zog sogar den „Hofmeister“ vor; Wieland suchte eifrig alle Schwächen des Stücks auf. Dagegen fand man in Straßburg einen Fortschritt gegen den Götz; in Weimar wurden reichliche Thränen vergossen — eine von den Weinenden war Frau v. Stein. — Am wichtigsten war, daß Schröder in Hamburg sofort im August den Clavigo aufführte; er spielte den Carlos; der Götz folgte erst im October. Schröder hatte eine Theatergesellschaft errichtet, in welcher Stücke von Shakespeare, Goethe u. A., die sich zur Aufführung nicht zu eignen schienen,

vorgelesen wurden: von ihm angeleitet, setzte sich zu derselben Zeit Brodmann als Hamlet durch. —

Es lag in dem Wankelmuth Clavigo's, so klar sich das Verhältniß subjectiv herausstellte, aus äußerlichen Gründen für das allgemeine Gefühl etwas Verlegendes. Ein so geschickter Advocat auch Carlos war, der Ehrgeiz, dem Maria geopfert wurde, erschien doch gar zu schwächlich, zu wenig berechtigt. Archivarius, selbst Minister, d. h. doch hier, Mann mit vielen Orden, Ansehen und Reichthum, und darum diese Treulosigkeit! In dem Einfluß des hier wohlmeinenden Freundes mußte etwas Dämonisches liegen, er war vielleicht der Teufel selbst. Und der Ehrgeiz mußte eine Stufe höher steigen: der Drang des genialen Menschen alle Genüsse auszukosten, alles Wissen zu erschöpfen, das Leben der ganzen Menschheit dichterisch in sich zu verjüngen, das sind „außerordentliche“ Aufgaben, die freilich die Hingabe an ein bestimmtes Band ausschließen. Der Geist, der diese Genüsse verspricht, kann wohl als Aequivalent die Verpflichtung verlangen, daß man zu keinem Augenblicke sagen darf: „Verweile doch, du bist so schön!“ Ohne Rast und Ruh treibt der Genius in das Weltganze, was er berührt, muß fallen.

Wir sind, wie man sieht, im „Faust“, dessen erste Scenen damals geschrieben wurden — welche, läßt sich leider aus äußern Kennzeichen nicht entscheiden, doch ist aus innern Gründen unzweifelhaft, daß die Geschichte mit Gretchen damals der Mittelpunkt war. Als Costüm kam das Puppenspiel dazu, und insofern war man wieder auf deutschem Boden. Dazu kamen die Erinnerungen an den durch die köstlichsten Krämpfe gestörten Leipziger Collegienbesuch; „Habe nun ach, Philosophie, Juristerei“ u. s. w. Das bloße Lernen fördert den Genius nicht; was er nicht selbst durchlebt, neu erfindet, in den Kreis seiner übrigen Empfindungen aufnimmt, ist ihm leer. Er kann nichts denken, was er nicht auch fühlt. Darum läßt er die Collegien und ergiebt sich der Magie, die ihn denn doch schließlich, nach manchen eiteln Versuchen, zur Dichtung führen muß. Tief in die dichterische Göttlichkeit der Natur versenkt, darf er der schönen Seele, die ihn nach dem besondern Gott fragt, wohl halb schmerzlich, halb stolz erwidern: Wer darf ihn nennen? und wer bekennen: ich glaub' ihn!“ „Gefühl ist Alles, Nam' ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut!“ — Der Ausgang, den wir kennen, schwebte ihm wohl schon damals vor: „wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen!“ Weislingen, Clavigo könnte er tödten, aber Faust konnte er nicht in die Hölle schicken, wenn auch die Folgen seiner That schlimmer waren als was jene verschuldet.

Der Faust blieb nur im engern Kreise bekannt; dagegen trat Lenz bald nach dem Clavigo mit einer neuen Komödie an's Licht „der neue

Menozza oder Geschichte des cumbanischen Prinzen Landi.“ Der Titel bezieht sich auf einen dänischen Roman von 1742, in welchem ein asiatischer Prinz mit wenig Erfolg Europa nach Christen durchsucht. Der asiatische Prinz des neuen Stücks (der beiläufig kein eigentlicher Asiate ist), der geniale Naturmensch, der Prophet einer Naturreligion — daß er gleich dem Sathros rohe Kastanien empfiehlt, wird nicht erwähnt — donnert der europäischen Bildung zu: „Alles was ihr zusammenstoppelt, bleibt auf der Oberfläche eures Verstandes, wird zu List, nicht zu Empfindung; ihr kennt das Wort nicht einmal; was ihr Empfindung nennt, ist verkleisterte Wollust; was ihr Tugend nennt, ist Schminke, womit ihr Brutalität bestreicht. Ihr seid wunderschöne Masken, mit Lastern und Niederträchtigkeiten ausgestopft, wie ein Fuchsbalg mit Heu; Herz und Eingeweide sucht man vergeblich, die sind schon im zwölften Jahr zu allen Teufeln gegangen.“ — Der Prinz hat das Schicksal, in einer sehr ernstesten Frage, der Geschwisterei, mit dieser Civilisation an einen Conflict wenigstens zu streifen; aber der Dichter erspart ihm das Verhängniß der Consequenz: die Schwester ist, wie sich erweist, nicht seine Schwester; die Stimme des Bluts hat sittliches Maß. Damit wird der Conflict freilich nur umgangen. — Im Uebrigen herrscht in dem Stück eine maßlose Verwirrung, von Zusammenhang ist keine Rede, und müßte Bilder wie in einem Fiebertraum gaukeln um die Sinne. „Ich habe,“ rechtfertigt sich Lenz später, „gegen den idealen Menschen gewöhnliche Menschen meines Jahrhunderts abstechen lassen, aber mit dem von mir einmal unumstößlich angenommenen Grundsatz für theatralische Darstellung, zu dem Gewöhnlichen eine Verstärkung hinzuzuthun, die uns die Alltagscharaktere interessant machen kann... Ich habe den Grafen Kamäleons erträgliche Farben geben wollen, um unser Auge nicht zu beleidigen. Das ist, was ich schöne Natur nenne, nicht Verzüchtungen in willkürliche (d. h. ideale) Träume, die nur der schön findet, der machend glücklich zu sein verzweifeln muß.“ — In der Allg. Dt. Bibl. sagt Eschenburg: „Alles, die Charaktere, die unstete Zeichnung derselben, die Gefinnungen, der brausende Eifer gegen den Zwang, die Sprache der Personen, die Häufung unzusammenhängender Handlungen ohne alle Beziehung, die Ungeduld, mit der von einer Scene zur andern, ganz entlegenen fortgeilt wird, der Mangel der Ausführung und der Unentschiedenheit der angelegten vielfachen Handlungen am Ausgang, Alles hat das Gepräge ungezähmter Hitze... Alles ist nur hingeworfen, Alles bricht ab, ehe es die rechte Wirkung thun kann.“

Die Verwirrung des Theaters beschränkte sich nicht auf Lenz; Wezel's Gr. Wiclham ist schon erwähnt; gleichzeitig mit dem „*Menozza*“ schrieb der Schauspieler Brandes, Lessing's Freund aus Breslau und Hamburg, die „*Olivia*“, ein Schauerstück, das von Giftmischereien strotzt; später die „*Ottilie*“,

eine edle Mätresse, die zuletzt doch in den Fall kommt, den treulosen Geliebten zu erdolchen. — Die deutsche Dichtung hatte eben ihre Studentenzzeit, und es ist bekannt, daß im Kampf gegen das Philisterium diejenigen Musensöhne sich nicht selten am lautesten geberden, in denen am tiefsten der Philister steckt.

Nach Innen mußte die Sonde der Dichter gehn, wenn sie durch die Willkür nicht in eine neue leere Convenienz verführt werden sollte. — Noch vor dem Clavigo hatte Goethe den Werther vollendet, der aber Manuscript blieb, und nur den nächsten Freunden mitgetheilt wurde. Zu diesen gehörte seit Kurzem — brieflich — auch Lavater, der wiederholt vor Goethe war gewarnt worden, aber gern mit eignen Augen prüfte. — Seinem Freunde Pfenninger schickte Goethe 26. April 1774 das Manuscript und schrieb dazu: „Lieber, du redest mit mir als einem Ungläubigen, der begreifen will, der nicht erfahren hat. Und von all dem ist gerade das Gegentheil in meinem Herzen. Bin ich nicht resignirter im Begreifen als ihr? Hab' ich nicht eben das erfahren als ihr? Ich bin vielleicht ein Thor, daß ich euch nicht den Gefallen thue, mich mit euern Worten auszudrücken, und daß ich nicht einmal durch eine reine Experimentalpsychologie meines Innersten euch darlege, daß ich ein Mensch bin, und daher nichts anders sentiren kann als andere Menschen, daß alles was uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist, der daraus entsteht, weil ich die Sache unter andern Combinationen sentire, und darum, ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß, welches aller Controversien Quelle ewig war und bleiben wird. Und daß du mich immer mit Zeugnissen packen willst! Brauch ich Zeugniß, daß ich bin? Zeugniß, daß ich fühle? — Nur so schätz', lieb', bet' ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie tausende oder einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftigt und stärkt. Und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes, es mögen's Pfaffen oder Huren gesammelt, zum Kanon gerollt oder als Fragmente hingestreut haben. Und mit inniger Seele fall ich dem Bruder um den Hals — Moses! Prophet! Evangelist! Apostel! Spinoza oder Machiavell! — darf aber auch zu jedem sagen: lieber Freund, geht dir's doch wie mir! im Einzelnen sentirst du herrlich, das Ganze ging in euern Kopf so wenig als in meinen.“

Wie verwandt sind diese Wege, und wie gehn sie doch auseinander! beiden kommt es auf Stärke, Wahrheit und Tiefe des Gefühls an: aber der Dichter ist unmittelbar darüber im Reinen, welche Empfindung seines Innern göttlich sei, welche Wunder thue; der Priester sucht ängstlich nach einer äußern Autorität.

„Lavater, der mich recht liebt,“ schreibt Goethe 8. Mai an Schönborn (in Algier), „kommt in einigen Wochen her. Wenn ich ihm nur einige

Tropfen selbständigen Gefühls einflößen kann, soll's mich hoch freuen. Die beste Seele wird von dem Menschen-schicksal so innig gepeinigt, weil ein kranker Körper und ein schweifender Geist ihm die collective Kraft entzogen, und so der besten Freude, des Wohnens in sich selbst, beraubt hat. Es ist unglaublich, wie schwach er ist, und wie man ihm, der doch den schönsten schlichtesten Menschenverstand hat, den ich je gefunden habe, wie man ihm gleich Räthsel und Mysterien spricht, wenn man aus dem in sich und durch sich lebenden und wirkenden Herzen redet."

12. Juni 1774 reiste Lavater aus Zürich ab, 20. Juni war er in Frankfurt bei Goethe. Subelnd schlossen sich die Herzen gegen einander auf. „Ich habe wieder gelernt,“ schreibt Goethe nun, „daß man über Niemand reden soll, den man nicht gesehen hat. Wie ganz anders wird doch Alles! Er sagt so oft, daß er schwach sei, und ich habe Niemand gekannt, der schönere Stärken gehabt hätte als er. In seinem Element ist er unermüdet thätig, fertig, entschlossen, und eine Seele voll der herzlichsten Liebe und Unschuld. Ich habe ihn nie für einen Schwärmer gehalten, und er hat weniger Einbildungskraft als ich mir vorstellte. Aber weil seine Empfindungen ihm die wahrsten, so sehr verkannten Verhältnisse der Natur in seine Seele prägen, er nun also jede Terminologie wegschmeißt, aus vollem Herzen spricht und handelt, und seine Zuhörer in eine fremde Welt zu versetzen scheint, indem er sie in die unbekannten Winkel seines eignen Herzens führt, so kann er dem Vorwurf eines Phantasten nicht entgehen."

Lavater brachte einen Maler Schmoll mit, um Physiognomien aufzunehmen, auch den bereits ausgearbeiteten Band der „Physiognomik“, den Goethe herauszugeben übernahm. Mit großem Interesse verkehrte er in Frankfurt mit Fr. v. Klettenberg, mit der er durch Goethe's Vermittelung schon vorher correspondirt hatte: die beiden Frommen liebten sich sehr, obgleich sie zu Goethe's großem Ergözen sich nicht ganz verstanden. Später beschreibt sie Lavater als „vielleicht die einzigste Person in ihrer Art, die für sich das individuellste Religions-system hatte (welches sonst intolerant macht) und dennoch aus Uebermaß des Verstandes und aus tiefer Menschenkenntniß und Herzensgüte auch die verschiedensten Religionsparteien liebte, nur auf Aufrichtigkeit des Herzens, Harmonie des Systems mit sich selbst sah, und dennoch auch sehr inconsequente Menschen mit bewundernswürdiger Geduld trug, und auch im hohen Alter, bei der reizlosesten Figur, ja beinahe Häßlichkeit, die größten und liebsten Geister und Herzen gewinnen und ihnen Respect einflößen, sich ihnen gewissermaßen unentbehrlich machen konnte.“ Die „Bekanntnisse einer schönen Seele“ im Wilhelm Meister sind zum großen Theil nach ihren Papieren ausgearbeitet.

Vor Lavater's Abreise kam noch Merck nach Frankfurt, der eben seine Frau aus der Schweiz abgeholt hatte. Nach dem Tod der Landgräfin Caroline 24. März 1774 war sein Verhältniß zu Moser immer gespannter geworden, und immer eifriger drang er in Nicolai, ihm eine Anstellung in Berlin zu verschaffen. Lavater war durch Herder wiederholt und dringend vor ihm gewarnt worden, wider Erwarten machte der Prophet auf die mephistophelische Natur einen starken Eindruck. „Kein Mensch“, schreibt Merck an Nicolai, „mag wohl weniger für ihn eingenommen gewesen sein als ich, denn ich habe seine meisten Schriften nicht lesen und seine Art, auf Andre in der Welt einzuwirken, nicht goutiren können. Allein wenige Menschen habe ich gesehen, die auf mich einen so erbaulichen Eindruck gemacht hätten, wie dieser außerordentlich gute Mensch. Er ist hier herumgezogen in der Wüste wie ein wandernder Methodisten-Prediger, von der ganzen Menge begafft und gefolgt, und es fehlte nichts als die umgekehrte Tonne, wo er darauf gestanden hätte, zur Vollendung des Gemäldes. Er ließ sich willig kreuzigen von Großen und Kleinen, und bot seinen Nacken dar dem Verfolger, es mochte nun das Religionsgewäsch aus dem Munde einer Princessse Commère, eines alten Hoffräulein, eines feisten Superintendents oder eines witzigen jungen behenden Dorfpfarrers sein. So neu der Mensch in allen Dingen dieser Welt, und so eingesponnen in seine kleinen Zirkel er sein mag, so hat er doch den schönsten Menschenverstand, die wunderlichsten Facta eines und desselben Charakters zu begreifen und zu finden, daß Alles menschlich ist. Er ist nichts weniger als Kopfhänger unter Freunden, munter, witzig, und genießt des Lebens gern; nur oft als ein Mensch, der sich soviel eigne Gesichte in der Welt macht, Träumer und abwesend in der Gesellschaft.“

25. Juni begleitete Goethe Lavater nach Ems, und kehrte dann nach Frankfurt zurück, wo er ein neues Original vorfand, Bafedow, jetzt 51 Jahr alt, der eben den „Orbis pictus“ mit zahlreichen schönen Kupfern von Chodowicki herausgegeben, das Philanthropin zu Dessau begründet hatte, und im „Vermächtniß für die Gewissen“ ganz im Ton eines Propheten aufgetreten war. Hatte Lavater dem jungen Freunde durch milden Ernst und sittliche Würde imponirt, so amüsirte ihn Bafedow durch seine cynische Art, sein beständiges Tabakrauchen und Trinken, seinen Refrain Ergo bibamus! seine Fertigkeit im Disputiren und seinen Abscheu gegen die Dreieinigkeit; nebenbei hatten auch ihn die Ideen Rousseau's ernsthaft beschäftigt. — Bafedow gewann noch nach andern Seiten Anklang: „mich hätte er,“ schreibt Wieland an F. H. Jacobi, „fast im Sturm genommen; aber resistite Diabolo! d. h. widersteht dem Enthusiasmus, so sehr er auch die Gestalt

eines Engels des Lichts annimmt. Doch bei meinesgleichen indolenten Leuten ist die Gefahr so groß nicht, als bei euch andern feurigen Männern.“

12. Juli ging Basedom nach Ems zu Lavater, der sich anfangs über seine Erscheinung verwunderte, aber sich dann ganz gut mit ihm verständigte. Drei Tage darauf kam Goethe nach, und die ganze Gesellschaft fuhr 18. Juli die Lahn herab bis Lahneck, von da nach Coblenz, in einem beständigen tollen Humor, den Goethe mit wunderbarem Zauber in „Wahrheit und Dichtung“ beschrieben, und durch die gleichzeitigen Zeugnisse „zwischen Lavater und Basedom“ verewigt hat. „Und wie nach Emmaus weiter ging's mit Geist und Feuerschritten, Propheten rechts, Propheten links, das Weltkind in der Mitten.“ Das „Weltkind“ hatte eben den „Werther“ vollendet, den man also nicht gar zu prophetisch auslegen soll.

Von Köln ging Goethe nach Elberfeld voraus, wo sein alter Freund Jung, den er seit Straßburg nicht gesehen, als Augenarzt lebte; dann kam Lavater mit einem ganzen Gefolge von Mystikern und Frommen aller Schattirung nach, und aus Düsseldorf die Jacobi's und Heinsse, „ein kleines, rundköpfiges Männchen, den Kopf etwas nach einer Schulter geneigt, mit schalkhaften hellen Augen und immer lächelnder Miene“; in dieser bunt gemischten Gesellschaft machte Goethe wiederum den Schalk. — Jacobi, der trotz alles Vorausgegangenen Goethe mit großer Herzlichkeit entgegenkam, entführte ihn 21. Juli mit Heinsse nach Düsseldorf, wo auch Werthes in ihrem Hause lebte. — Lavater besuchte vor seiner Abreise aus Ems noch Lenz in Straßburg, mit dem er einige frohe Tage verlebte.

In Jacobi fand Goethe nun den Freund, der wenigstens im Streben ihm ebenbürtig war, ihn wenigstens anscheinend ganz verstand und sich mit überschwenglichem Enthusiasmus unbedingt ihm hingab. Ein hoher, schöner Mann, mit bedeutenden Zügen, sinnenden, herrlich blauen Augen, vornehmer Haltung und doch ganz Gefühl. In wenig Tagen verlebten sie eine große Zeit mit einander: die Geheimnisse der spinozistischen Gottesansicht, die intimsten Fragen der Liebe und Freundschaft, deutsches Leben und deutsche Kunst (der Kölner Dom war für Goethe neu) waren der Inhalt ihrer Mondscheingespräche und Träume. „Ihr Fritz, Betty!“ schreibt Goethe an Jacobi's Gattin, „mein Fritz! Sie triumphiren, Betty! und ich hatte geschworen, ihn nie zu nennen vor seinen Lieben, bis ich ihn nennen könnte, wie ich ihn nie zu nennen glaubte, und nun nenne!“

13. Aug. kehrte Goethe, nachdem er in Ems noch mit Basedom zusammengetroffen, nach Frankfurt zurück, wo er schon einen Liebesbrief Jacobi's vorfand; er antwortete umgehend: „Du hast gefühlt, daß es mir Bonne war, Gegenstand deiner Liebe zu sein. O es ist herrlich, daß jeder

glaubt, mehr vom Andern zu empfangen als er giebt. O Liebe! Liebe! Die Armuth des Reichthums! — Und welche Kraft wirkt's in mich, da ich im Andern Alles umarme, was mir fehlt; und ihm noch dazu schenke, was ich habe. — Glaub' mir, wir könnten von nun an stumm gegen einander sein, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wär's, als wären wir Hand in Hand gegangen. — Ich schwebe im Raufstaumel, nicht im Wogensturm; doch ist's nicht eins, welcher uns an Stein schmettert? — Wohl denen, die Thränen haben! — Ein Wort! laß meine Briefe nicht sehn!" — In diesem Ton gehn die Briefe fort. — Im „Clavigo" fand Jacobi ein wahres Wunderwerk des Genies. „Goethe ist der Mann," schreibt Jacobi 10. Aug. 1774 an Sophie, „dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine echte eigenthümliche Festigkeit erhalten, denn Goethe's Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen, den einsamen verstoßenen, unüberwindliche Gewißheit gegeben." — An Wieland 27. Aug.: „Je mehr ich's überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dies außerordentliche Geschöpf Gottes zu schreiben. Goethe ist Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle, ein Befessener, dem fast in keinem Fall gestattet ist, willkürlich zu handeln. Man braucht nur eine Stunde bei ihm zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln solle als er wirklich denkt und handelt. Nicht als ob keine Veränderung zum Schönen und Bessern in ihm möglich sei; aber nur wie die Blume sich entfaltet. . . Was Goethe und ich einander sein sollten, sein mußten, war, sobald wir vom Himmel herunter nebeneinander hingefallen waren, im Nu entschieden. Jeder glaubte von dem Andern mehr zu empfangen, als er ihm geben konnte; Mangel und Reichthum umarmten einander, und so ward Liebe unter uns. Sie kann's ausdauern, seine Seele — zeugte in sich der Eine vom Andern — die ganze Gluth der meinigen; nie werden sie einander verzehren." — „Auf meinen Knien, liebster Bruder!" antwortet Wieland, „möcht' ich Sie bitten, so lange und soviel im Don Quixote, und nur im Don Quixote zu lesen, bis Sie Sich diesen gigantischen Stil, in den Sie fast allemal verfallen, wenn Sie warm werden, völlig abgewöhnt hätten. Ich passire hier unter den eiskalten Leuten, unter denen ich lebe, für einen schrecklich warmen Kopf, aber. . . sapere, sapere, liebster Jacobi! Am Ende müssen wir doch Alle dahin. Im Schlaraffenlande geht es freilich lustig und herrlich zu, aber es dauert nicht lange."

Ebenso enthusiastisch sprach sich Heinse gegen Gleim aus: „Goethe war bei uns, ein schöner Junge von 25 Jahren, der vom Wirbel bis zur

Zehe Genie und Kraft und Stärke ist; ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln, qui ruit immensus ore profundo.“ — „Ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend so rund und voll von eigenem Genie gewesen wäre. Da ist kein Widerstand; er reißt Alles mit sich fort, und seine „Götter, Helden und Wieland“, ein Werk von herkulischer Stärke, kommt in keine Betrachtung, wenn man ihn persönlich reden hört.“ — „Daß Goethe Götterkraft hat in seinem Wesen, weiß jedermann; und auch darauf bin ich stolz, daß er von mir sagte, als er meine *Laßdion* gelesen: das ist ein Mann! Vergleich'n Fülle hat sich so leicht mir nicht dargestellt; man muß ihn bewundern oder mit ihm wetteifern.“ — Und in der That hatte schon vor der persönlichen Bekanntschaft Goethe gegen Schönborn geäußert: „*Laßdion* ist mit der blühendsten Schwärmerei der geilen Grazien geschrieben, und läßt Wieland und G. Jacobi weit hinter sich, obgleich der Ton und die Art des Vortrags, auch die Ideenwelt, in denen sich's herumdreh't, mit den ihrigen coincidirt. Hintenan sind Ottave gedruckt, die Alles übertreffen, was je mit Schmelzfarben gemalt worden.“ Jetzt, in einem Brief an F. H. Jacobi, 21. Aug., wünscht er von Heinse mit einem Märchen regalirt zu werden, dessen Stoff wollüstig wäre, ohne geil zu sein, dessen Ausdruck ohne Wielandische Mythologie wäre, ohne die Hippiasse und Danaen, deren er sehr müde sei, und ohne Anspielungen auf alte Schriftsteller. „Hast bieder geredet“, antwortet Jacobi, „aber hättest auch noch verbieten sollen das Parfümiren mit Moder- und Todtengerüchen. Am Dichter dünkt mich's gar unausstehlich, und höchst albern dazu, wenn er allüberall Materialismus austramt. Auch bin ich häßig dem ewigen Persifliren alles Dings, ist kein Treu noch Glaube dabei. Gleichwohl weiß ich trefflich mich zu halten auf dieser Nadelspiz, hab' aber schon längst keine Freud' mehr am Kunststücklein.“

An Gleim fand Heinse immer noch den alten Bewunderer. Als er ihm einmal dankt, *Laßdion* so väterlich vertheidigt zu haben: — „die Leute sind erschrecklich albern, die haben wollen, daß *Laßdion* die Tochter der Natur, von Tugend reden solle als ein theologischer Professor, und Aspasia so gründlich und bedächtig als ein Präses auf dem Katheder. Und noch jetzt ist meine Tochter mir nicht flatterhaft genug; behüte der Himmel, daß ich je ein Mädchen so schwer mache als sie einige Leute verlangen,“ — bestärkt ihn Gleim völlig in dieser Ansicht: „Ich sagte Wieland, man müsse nur den jungen Feuergeist nicht Mores lehren, und nicht wollen, daß er Mores lehre! Mores würden genug gelehrt auf allen Kanzeln! man müsse ihn singen lassen nach Herzenslust. . . . Es ist ein unausstehlich faules Wesen in unserm ganzen lieben Vaterlande. . . . Mit einem Tugend Gellerten wird nichts! ein Tugend

Goethen, und ein Duzend deines Feuers, bester Sohn, die könnten helfen! Laß, um deines guten Vaters willen, von keinem Sittenlehrer dich verführen, es ist ein dummes, böses Volk, hat es in Worten und sitzt im Lehrstuhl, thut nichts Böses aber auch nichts Gutes, sperrt's Maul auf, wenn ein hoher Mann ein Liedlein singt. Singe du nur immer deine 7000 Stanzas im Feuer der schon gesungenen und lehre dich an nichts!"

Wenn Heuse mit seinen kleinen Leidenschaften und seinem Herzen so gehätschelt wurde, so läßt sich denken, wie es mit Goethe geschah. Fr. v. Klettenberg, die einzige Fromme, die zu ihm in Beziehung stand, ließ ihn doch mit seinem Glauben an die unbedingte Güte der menschlichen Natur und mit seiner spinozistischen Vergöttlichung des Weltganzen gewähren; seine andern Genossen fügten sich ihm ganz — 25. Aug. empfing er in Frankfurt Gotter's Besuch, der seine Schwestern nach Lyon brachte; 27. Aug. traf er mit Merck zusammen, der gleich darauf an Nicolai schrieb, wenn er sich mit Goethe, Basedom, Lavater, Herder u. s. w. nur 24 Stunden treffen könnte, so würden sie sich vollkommen verständigen; Goethe sei ein guter Mensch, „aber es geht ihm wie allen braven Leuten. Es hängen sich den Augenblick, da jemand einen Zoll höher wird als Andere, soviel Buben an, die in der Welt Wahres und Falsches schreiben, daß es zu erbarmen ist. Die Pasquinaden, die er gemacht hat, sind aus unserm Cirkel in Darmstadt, und alle Personen Gottlob so unberühmt und unbedeutend, daß sie Niemand erkennen würde. — In demselben Brief meldet er den Werther an: — „darin ich,“ schreibt Goethe um dieselbe Zeit an Schönborn, „einen jungen Menschen darstelle, der, mit einer tiefen reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt, durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt.“

Schon 14. Februar hatte Merck seiner Frau den neuen Roman erwähnt, und hinzugefügt, der Erfolg des Götz scheine Goethe etwas den Kopf verdreht zu haben. — Welche Bedenken den Dichter abhielten, mit der Veröffentlichung vorzugehen, lassen die Briefe an Kestners ahnen. — Im März: „Wie oft ich bei euch bin, d. h. in Zeiten der Vergangenheit, werdet ihr vielleicht ehestens ein Document zu Gesicht kriegen.“ — 11. Mai: „Adieu ihr Lieben, die ich so liebe, (daß ich auch der träumenden Darstellung des Unglücks unseres Freundes die Fülle meiner Liebe borgen und anpassen mußte). — Die Parenthese bleibt versiegelt bis auf Weiteres.“ — 16. Juni: „Ich schied' euch ehestens einen Freund, der viel Aehnliches mit mir hat, und hoffe ihr sollt ihn gut aufnehmen, er heißt Werther.“ — 27. Aug. „Ich werde dir (Kotte) ehestens ein Gebetbuch, Schatzkästchen oder wie du's nennen magst, schicken, um

dich Morgens und Abends zu stärken in guten Erinnerungen der Freundschaft und Liebe.“

Endlich, 23. Sept., wird der Werther abgeschickt: „Lotte, wie lieb mir das Büchelchen ist, magst du im Lesen fühlen, und auch dies Exemplar ist mir so lieb als wär's das einzige in der Welt. Du sollst's haben, Lotte, ich hab' es hundertmal geküßt, hab's weggeschlossen, daß es Niemand berühre*). — Ich wünschte, jedes läß' es allein für sich. — Nun werdet ihr die dunkeln Stellen voriger Briefe verstehen. — Behaltet den Lebendigen lieb und ehret den Todten.“

Was er trotz dieser hoffnungsreichen Worte wohl geahnt hatte, geschah. „Euer Werther,“ schreibt ihm Kestner, „würde mir großes Vergnügen machen können, da er mich an manche interessante Begebenheit erinnern könnte. So aber, wie er da ist, hat er mich in gewissem Betracht schlecht erbaut. Ihr habt zwar in jede Person etwas Fremdes gewebt, oder mehrere in eine geschmolzen. Das ließ ich schon gelten. Aber wenn ihr bei dem Verweben und Zusammenschmelzen euer Herz ein wenig mit rathen lassen, so würden die wirklichen Personen, von denen ihr Züge entlehnt, nicht dabei so prostituiert sein... Die wirkliche Lotte, deren Freund ihr doch sein wollt, ist in eurem Gemälde, das zu viel von ihr enthält, um nicht auf sie stark zu deuten, ist, sag' ich — doch nein, ich will es nicht sagen, es schmerzt mich schon zu sehr, da ich's denke. Und Lotten's Mann, ihr nanntet ihn euren Freund — und das elende Geschöpf von einem Albert! — **)“ — Erschrocken, obgleich er wohl so etwas erwartet, schreibt Goethe: „Es ist gethan, verzeiht mir, wenn ihr könnt!.. Ich schweige, nur die frohe Ahnung muß ich euch hinhalten, ich mag gern wähen und ich hoffe, daß das ewige Schicksal nur das zugelassen hat, um uns fester an einander zu knüpfen.“ — Und auf eine sehr edle Entgegnung Kestner's, 21. Nov.: — „O könnt' ich dir an Hals springen, mich zu Lotten's Füßen werfen!.. O ihr Ungläubigen! würde ich ausrufen, o ihr Kleingläubigen! — Könntet ihr den tausendsten Theil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die ihr dazu hergabt!.. Ich wollt' um meines eignen Lebens Gefahr willen Werther nicht zurückrufen... Werther muß, muß sein! — Ihr fühlt ihn nicht, ihr fühlt nur mich und euch, und was ihr angeklebt heißt,

*) Fünf Jahre später schreibt Goethe an Frau v. Stein: „Gott möge mich behüten, daß ich nicht je wieder in den Fall komme, einen Werther zu schreiben und schreiben zu können.“

**) „Wenn ich von Lotte hätte lassen müssen,“ schreibt er gleich darauf an seinen Freund v. Hennings, „so stehe ich nicht dafür, ob ich nicht Werther geworden wäre. Darin erkenne ich mich im Albert nicht.“

und trotz euch eingewoben ist — wenn ich noch lebe, so bist du's, dem ich's danke . . . Gieb Lotten eine Hand ganz warm von mir und sag ihr: ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Aequivalent gegen Besorgnisse, die einen kaum ohne alles andere im gemeinen Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, lange verdrießen würden. — Wenn ihr brav seid und nicht an mir nagt, so schick' ich euch Briefe, Laute, Seufzer nach Werther, und wenn ihr Glauben habt, so glaubt, daß alles wohl sein wird . . . O du! — Hast nicht gefühlt, wie der Mensch in deinem, in Lottens Werth Trost genug findet gegen das Elend, das schon euch in der Dichtung schreht. .“

— „Er macht sich,“ schreibt Kestner 30. Nov. an Hennings, „aus der ganzen Welt nichts, darum kann er sich in die Stelle derer, die so nicht sein können noch dürfen, nicht setzen. . Ich habe mir vorgenommen, mich künftig zu hüten, daß ich keinem Autor etwas schreibe, das nicht die ganze Welt lesen darf! . . . Sie glauben nicht, was es für ein Mensch ist. Aber wenn sein großes Feuer ein wenig ausgetobt hat, so werden wir noch Freude an ihm erleben.“ Unmittelbar darauf erschien eine „Berichtigung der Geschichte Werthers“, wodurch der Erdenstaub noch mehr aufgerührt wurde.

Wohl war es begreiflich, daß die Freunde sich empört fühlten, das Heiligste ihres Innern, und noch dazu entstellt, dem Publicum vorgeworfen zu sehn: es ist aber nicht zu leugnen, daß ein großer Theil von dem Zauber des Werther daher rührt, daß alle Empfindungen und Gedanken vorher wirklich erlebt und leidenschaftlich mit allen möglichen Individualitäten durchgesprochen waren. — Die erste Ausgabe des Romans unterscheidet sich von der uns bekannten — abgesehen von Aeußerlichkeiten — hauptsächlich dadurch, daß die schöne Parallelgeschichte des Müllerburschen fehlt. Man begreift es kaum. — Daß in der Bearbeitung Goethe mit Rücksicht auf Kestner Albert das leidenschaftliche Verhältniß Werther's zu seiner Gattin gleichmüthiger ertragen läßt, geschieht eigentlich auf Kosten der Wahrheit. — Es ist nun die Frage, ob Kestner als ästhetischer Kritiker Recht hatte: ob das Leben Jerusalem's und Goethe's wirklich blos aneinander geklebt ist.

Napoleon, der den Werther liebte, tadelte 34 J. später den Dichter, er habe die Motive des Ehrgeizes und der Liebe durcheinander gewirrt. Dagegen hätte sich Goethe wohl vertheidigen können: nicht ganz so gegen den Vorwurf, daß der Charakter des kalten Grüblers, der mit seiner Sonde in die Tiefe des Wesens zu dringen sucht, zu einer andern Lebensentwicklung führen sollte, als der Charakter des gemüthvollen Pantheisten, der die gesammte Erscheinungswelt liebevoll an sein Herz drückt. Trotz der großen Kunst, mit der beides verwoben ist, findet ein schärferes Auge doch die Naht. Wenn

Werther im ersten Theil, der ganz idyllisch angelegt ist, nicht bloß mit der Fülle warmen Liebesgefühls die Natur im Ganzen anschaut, sondern ihr auch mit dem Auge des Landschaftsmalers künstlerisch alles Schöne und Bedeutende abgewinnt, so will man an die Möglichkeit eines Selbstmords nicht glauben. Indesß sein genug hat der Dichter motivirt.

„Alles ist gut von Natur, Alles entartet unter den Händen der Menschen“: durch dieses Dogma der Neuen Heloise und der Emilia erhielt das Wort Natur eine doppelte Bedeutung: was die Menschen in natürlicher Entwicklung aus sich gemacht, wurde von der Natur ausgeschlossen, und die Naturliebe des Herzens gegen die menschliche Kunst in's Feld geführt. Das weitere Dogma, das menschliche Herz sei immer gut, wo es seinem Instinct folgt, wird durch den Werther nicht gerade bewiesen. Das Herz empfindet in der Gesellschaft seine Bedingtheit, es isolirt sich, mit der Landschaft und den Kindern, die ihm nicht widersprechen; und doch verlangt es ein gleichgestimmtes Wesen. Es wird „gehegt wie ein krankes Kind“, und darum verzärtelt; seiner Stärke gewiß, sucht es nur Ruhe: „ich bräuh' Wiegenlied.“ So wird ihm Homer und die goldne Zeit der Kindheit ein Idyll. „Wenn meine Sinne gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfes, das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseins hingeht, von einem Tag zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht und nichts weiter denkt, als daß der Winter kommt.“ Auch das Bild der ersehnten Geliebten ist ihm zuerst der Wiegenlied — wie dem „Wanderer“ die begegnende Frau mit dem Kind auf den Ruinen des alten Göttertempels — dann ist ihm ihre Stimme, die sein Herz billigt, ein Prophet, er wirft sich vor ihr nieder und betet sie an, im vollsten Sinne des Wortes.

Das wirkliche Leben nimmt immer nur bestimmte Seiten der Seele in Anspruch; andere müssen indesß ruhn, ja versteckt werden. Und doch glaubt er, daß gerade diese sein Bestes sind, er fühlt sie freilich „mehr in Ahnung und dunkler Begier, als in Darstellung und lebendiger Kraft“. Die „Natur“ wollte den ganzen Menschen, die Gesellschaft beschränkt seinen Lebenstrieb. Je voller das Herz, je schmerzlicher wird ihm die Schranke. „Mußte denn das so sein, daß was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elends wurde? Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit soviel Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund eines ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: das ist! da Alles vorübergeht, da Alles,

Alles mit der Wetterschnelle vorüberrollt . . . Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehrte und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, sein mußt.“ Die Welt ist ein „ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.“ — die Welt, nicht mehr bloß die Gesellschaft, sondern die Natur. — Derselbe Ungestüm, der gegen die Bedingtheit der Gesellschaft anstürmt, wendet sich zuletzt — wenn die dichterische Kraft aufhört — auch gegen die Bedingtheit der Natur; nur das Herz, das seine eignen Schranken erkennt, behält die Gabe, zu sagen was es quält. — Eben darum war Goethe nicht Werther.

Die Wuth der in der Phantasie ruhenden Leidenschaft, ihr Zerstörungstrieb — Chateaubriand hat es später noch einseitiger und wilder ausgedrückt — ist hier zuerst mit wunderbarer Gewalt geschildert. „Ich habe kein Gebet mehr als an Sie; meiner Einbildungskraft erscheint keine andere Gestalt als die Ihrige, und Alles in der Welt um mich her sehe ich nur im Verhältniß mit ihr.“ — Gegen diese Maßlosigkeit fruchtet der Pantheismus so wenig als das Christenthum. „Ich fühle, daß die Religion manchem Ermatteten Stab, manchem Verschmachtenden Erquickung ist. Nur — kann sie denn, muß sie denn das einem jeden sein? Sagt nicht selbst der Sohn Gottes, daß die um ihn sein werden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin?“ — Eine Entwicklung haben solche Gedanken und Empfindungen nicht weiter; bricht man nicht einfach ab, was dem Kunstwerk nicht ziemt, so bleiben nur die ossianischen Leichenbilder und der Pistolenschuß.

Es ist im Werther nicht der mindeste politische Gehalt, aber doch gehört er, wie der Götz, zu den stärksten Aeußerungen der Revolutionsliteratur. Das Herz, d. h. die Individualität bäumt sich gegen alle Schranken, gegen alle Bestimmtheit auf, gegen Sitte und Gesetz, die Formen der Gesellschaft werden zuerst in Frage gestellt, dann geht es an den Staat. „Alles in der Welt läuft doch nur auf eine Lumperei heraus, und ein Mensch, der um andrer willen, ohne daß es seine eigne Leidenschaft, sein eignes Bedürfniß ist, sich um Ehre oder Geld oder sonst was abarbeitet, ist immer ein Thor.“ Die zerstörende Kraft, die erst in eignem Feuer sich verzehrt, wirft sich dann auf's Allgemeine. Ganz ohne Ironie ruft Werther zähneknirschend, als die neue rationalistische Pastorin eine alte Kinde umhauen läßt, die ihre Stube feucht macht: „o wenn ich Fürst wäre!“ — — Es wäre schlimm für die Welt!

Werther ist das Werk eines Jünglings, von dem reifen und vollen Lebensgehalt der spätern Werke Goethe's ist noch nicht die Rede: und doch bleibt er das Gewaltigste, was er geschrieben, den Faust nicht ausgenommen. So ganz von Innen heraus: und noch heute empfinden wir seine Gewalt, wie mußte er damals wirken!

Sulie Wondeli, Rousseau's und Wieland's Freundin, begrüßte im Dichter des Werther einen zweiten Rousseau, von größerer Kraft und Kühnheit. „Ich war 17 Jahr alt,“ erzählt Rehberg, „als Werther erschien. Vier Wochen lang habe ich mich in Thränen gebadet, die ich aber nicht über die Liebe und über das Schicksal des armen Werther vergoß, sondern in der Zerknirschung des Herzens, im demüthigenden Bewußtsein, daß ich nicht so dächte, nicht so sein könne wie dieser da. Ich war von der Idee befallen: wer fähig ist, die Welt zu erkennen, wie sie wirklich ist, müsse so denken, so sein... Werther war für Alle, die in der äußern Unmöglichkeit und innern Unfähigkeit, Unternehmungen auch nur zu träumen, eine Schadloshaltung in Gefühlen suchen und das Handeln verschmähen. Die Gemüther dieser großen Zahl waren durch Rousseau wohl vorbereitet... Nun ward im Werther die tiefste und innerste Quelle ihrer Gefühle und ihnen selbst unerklärlicher Gedanken aufgedeckt. Es ward erlaubt, Gedanken laut werden zu lassen, Gesinnungen zu äußern, die man sich selbst nicht hatte gestehn dürfen. Bald ward es etwas Schönes, dies Alles zur Schau zu tragen. — Werther ist der Welt abgeneigt. Nicht weil er sie beobachtet und erkannt hätte, sondern weil er mit dem Gefühl einer großen Bestimmung, von der er sich keinen klaren Begriff machen kann, das Bedürfniß einer starken Leidenschaft verbindet, zu der er sich nicht zu erheben vermag. Das ist es, was ihn drängt, sich das Leben zu nehmen: nicht die Liebe. Eine verzweifelte Begierde nach dem Besitz eines Gegenstandes, der zur fixen Idee geworden, kann wohl zum Selbstmord führen; ein Gemüth hingegen, dessen innerstes Wesen Liebe ist, wird durch diese befriedigt: durch eine erfolglose und unglückliche sowohl als durch eine glückliche.“

Rehberg schrieb das ein paar Menschenalter später; es fehlt aber nicht an unmittelbaren Zeugnissen, wie tief der Werther seine Zeit traf. — Der Wandsbeker Bote schreibt, 22. Oct: „Weiß nicht, ob's 'n Geschicht oder'n Gedicht ist; aber ganz natürlich geht's her, und weiß einem die Thränen recht aus'm Kopf heraus zu holen. Ja die Lieb' ist'n eigen Ding! ich kenne sie, wie sie durch Leib und Leben geht, und in jeder Ader zuckt und stört, und mit Kopf und Vernunft kurzweilt... Aber wenn du ausgeweint hast, sanfter guter Jüngling! so hebe den Kopf fröhlich auf, und stemme die Hand in die Seite! Denn es giebt Tugend, die wie die Liebe durch Leib und Leben geht. Sie soll nur mit viel Ernst und Streben errungen werden, und deshalb nicht sehr bekannt und beliebt sein; aber wer sie hat, dem soll sie auch dafür reichlich lohnen, bei Sonnenschein und Frost und Regen, und wenn Freund Hein mit der Spitze kommt!“ — In Düsseldorf las Jacobi 19. Oct. den Werther vor; Heineke gerieth über dies „göttliche Werk, ganz voll Kraft, ganz voll

Größe" so außer sich, daß Jacobi ihn beschwichtigen mußte. Sofort setzte er eine Kritik auf, an deren Abdruck aber nicht zu denken war. „Der arme Kosi hat kein Herz," schreibt Jacobi an Goethe 21. Oct.: „seine Seele ist in seinem Blut, sein Feuer ist bloße Blut der Sinne." — Ebenso schrieb Lenz enthusiastisch übersprudelnde „Briefe über die Moralität des jungen Werthers", die aber ihres wilden Tons wegen nicht gedruckt werden konnten. — Die Iris sagt: „Wer Gefühl hat, und fühlt, was Werther fühlte, dem verschwinden die Gedanken wie leichte Nebel vor Sonnenfeuer, wenn er's bloß anzeigen soll. Das Herz ist einem so voll davon, und der ganze Kopf ein Gefühl von Thräne. O Menschenleben, welche Glut und Qual und Wonne vermagst du in dich zu fassen!.. Die reinsten Quellen des stärksten Gefühls von Liebe und Leben im All fließen in lebendigen Bächen in unentweichter Heiligkeit darin. Für diejenigen Damen, die das edle volle Herz des unglücklichen Werther für zu jugendliche unwahrscheinliche Schüchternheit, und seinen Selbstmord mit einigen Philosophen für unmöglich halten ist das Büchlein nicht geschrieben." — Der Hamb. Corr., 26. Oct., versichert, daß das Buch „Allen heilig sein müsse, die gleich Werther warmes Blut in den jungen Herzen, und in den Schwingen ihres Geistes Kraft fühlen, einen Flug über die gemeinen Sphären hinauszuwagen." — Die Frkf. Gel. Anz. verstiegen sich zu dem Ausruf: „Armer, guter Werther! Bedauernswürdige Charlotte! — Möcht nicht Albert sein, um aller Welt Güter nicht!" — Schirach's Magazin (es ist gut, auch tollgewordene Philister kennen zu lernen!): „Wie wenn ein Traum meine ganze Seele füllt, wo am schönsten Sommermorgen die Natur in ihrem gefälligsten Kleide vor mir vorüberwandelt und Sympathie in meiner Brust erweckt und zu noch reizendern Freuden mein innerstes Gemüth stimmt; dann ein holdes Mädchen diese reizenden Freuden mir gewährt, bis vom Nectartaumel — als wäre ich Jupiters Tischgenos gewesen — mir Thürme und Berg und Himmel und Erde schwannten — — und dann mit dem schnellsten Einsturz diese Thürme und Berg und Himmel und Erde — über mir, unter mir — hinsanken, und Schrecken und Entsetzen mich aufschauderten: — — so, vortrefflicher Goethe, — so, Kenner des menschlichen Herzens! war es mir, als ich Werthers Leiden las!"

Eine von den übrigen Recensenten zu wenig beachtete Seite des Romans hob Merck hervor: ... „Viel Locales und Individuelles scheint durch das ganze Werk durch; allein das innige Gefühl des Verfassers, womit er die ganze, auch die gemeinste ihn umgebende Natur zu umfassen scheint, hat über Alles eine unnachahmliche Poesie gehaucht. Er sei und bleibe allen angehenden Dichtern ein Beispiel der Nachfolge und Warnung, daß man nicht den geringsten Gegenstand zu dichten und darzustellen wage, von dessen wahrer

Gegenwart man nicht irgendwo in der Natur einen festen Punkt erblickt habe, es sei nun außer uns oder in uns. Wer nicht den epischen und dramatischen Geist in den gemeinsten Scenen des häuslichen Lebens erblickt und das Darzustellende davon nicht auf sein Blatt zu fassen weiß, der wage sich nicht in die ferne Dämmerung einer idealischen Welt, wo ihm die Schatten von nie gekannten Helden, Kittern, Feen und Königen nur von Weitem vorzittern. Ist er ein Mann, und hat sich seine eigene Denkart gebildet, so mag er uns die bei gewissen Gelegenheiten in seiner Seele angefachten Funken von Gefühl und Urtheilskraft, durch seine Werke durch, wie helle Inschriften vorleuchten lassen; hat er aber nicht dergleichen aus dem Schatz seiner eigenen Erfahrungen aufzutischen, so verschone er uns mit den Schaubrotten seiner Maximen und Einfälle.“ — Leider stand die Kritik in der Allg. dt. Bibl., in einer Zeit, wo Goethe Grund hatte, gegen Nicolai sehr aufgebracht zu sein.

„Auch für mich,“ schreibt Garbe an Weiße 19. Nov., „ist der Charakter des jungen Werther äußerst interessant gewesen. Ich sympathisire sehr mit seinen Empfindungen über das Schicksal, über das Leben und den immerwährenden Tod der Natur, über die Dunkelheit und den Reichthum in den Vorstellungen der Zukunft und der Ferne, um derentwillen beide uns so reizend scheinen, u. s. w. — Sonst sind Werther's Empfindungen allerdings überspannt . . . Aber wenn ich ihm auch nicht in Empfindungen folgen kann, die von einem Temperament abhängen, das dem meinigen durchaus entgegen ist, so kann ich doch begreifen, wie das so in einer Seele stattgefunden hat, und ich sehe die wahren, mir auch bekannten Eindrücke der Natur, nur mit dem mir fremden Gepräge einer andern Organisation und anderer Sinne. — Das Buch hat mich auf den Verfasser viel aufmerksamer gemacht als Alles was er vorher geschrieben. Das ist, glaube ich, einer der Schriftsteller, die auf unsere Zeitgenossen viel Einfluß haben werden. Er hat Herz, Verstand und Dreistigkeit; Gunst beim Publicum und Begierde zu herrschen. — Es webt und regt sich jetzt mehr in allen menschlichen Köpfen als sonst. — Wird dadurch das Loos unserer Nachkommen besser werden? u. s. w. — Sie befragen mich wegen meiner Gedanken über den Selbstmord. Nach meiner Einsicht u. s. w. — Dies macht bei Werther einen Theil seiner Schuld aus, daß er diese Einschränkung und Concentration seiner ganzen großen Empfindsamkeit auf jeden kleinen Gegenstand für ein Verdienst hält, sich darin mehr und mehr übt, und alles was seine Aufmerksamkeit auf mehr wichtige Objecte ziehen könnte, für Zerstreuung, für Abhaltung von dem Streben nach Vollkommenheit ansieht. Daher sein Stolz . . . Wenn er einsam die Natur betrachtet, so denkt er an sein Selbst nur insofern er Ähnlichkeit damit gewahr wird; diese findet er

auch in den unbeträchtlichsten Dingen und fällt auf sie mit der vollen Empfindungskraft seiner Seele. Tritt er aber in die menschliche Gesellschaft ein, so kommt die unendlich stärkere Vorstellung seines Selbst zurück, und er empfindet nur die Unterschiede . . . Hat er einen Menschen gefunden, der diese Schwierigkeiten, in sein Herz zu dringen, überwindet und ihm schätzbar wird, so häuft er auf diesen alle Vollkommenheiten zusammen, die er den übrigen Menschen entzieht; er verachtet und meidet diese übrigen . . . Und nun lassen Sie so ein Herz, das gegen die todte Natur empfindlich, gegen die Menschen erbittert, gleichgültig oder stolz ist, lassen Sie es von einer heftigen Liebe ergriffen werden und darin unglücklich sein: was bleibt ihm übrig? . . . Wer mir die ganze Entstehungsart einer verwerflichen Handlung zeigt; wer mir aus dem Charakter, aus der Lage des Menschen die Gründe derselben entwickelt; wer mir die übrigen Grundsätze aufdeckt, denen gemäß er verfahren ist, der verdient meinen Dank, denn er befördert meine Kenntniß des Menschen u. s. w. Aber nie muß er dabei den andern Gesichtspunkt vergessen, d. h. er muß mir die Fehlschlüsse als Fehlschlüsse und die daher entspringenden verwerflichen Handlungen als wirklich verwerflich zeigen. Dies nicht gethan oder nicht genug gethan zu haben ist wohl der größte Vorwurf, den man dem Verfasser der Leiden Werther's machen kann.“

Auch Lessing konnte sich des Eindrucks nicht erwehren. „Wenn aber,“ schreibt er 26. Oct. an Eschenburg, „ein so warmes Product nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll: meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe. Denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für die moralische nehmen, und glauben, daß der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnehmung so stark beschäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht; ja wenn unsers Jerusalem Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates Zeiten würde man solche *ἔξ ἑωτος κατοχή*, welche *τι τομῶν παρὰ φύσιν* antreibt, kaum einem Mädchlein verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. — Also, lieber Goethe, noch ein Capitelchen zum Schluß, und je cynischer desto besser!“

Das Dictum wurde rasch bekannt; es sprach dreist aus, was mancher

Nüchterne nur nicht zu sagen wagte, und wirkte. Wie immer, bekämpfte Lessing eine herrschende Uebertreibung durch die entgegengesetzte; als er später verheirathet war, hat er sich (gegen Reiske) über die psychische Natur der Liebe viel würdiger ausgesprochen. Schon historisch ist jene Behauptung äußerst ansehnlich; vor Allem war der gute Rath nicht anzuwenden. An Abkühlungsmitteln außerhalb des Romans hat es Goethe nicht fehlen lassen, er hat fast des Guten zu viel gethan; im Roman selbst ging es doch nicht. — Lessing war durch Manches verstimmt; durch die Verachtung der Kunst von Seiten der Genies im Allgemeinen, dann weil er glaubte, der Werther sollte das Portrait seines Freundes Jerusalem sein, zu dessen Rechtfertigung er später die kleinen Aufsätze sammelte. In der Vorrede zu denselben rühmt er mit deutlicher Beziehung Jerusalem's Forschungen über das Wesen der Kunst: „Das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit tränkende oder um ihre Gesundheit allzubeforgte Geister diese Art von Untersuchung, diese Entwickelung unserer Gefühle, diese Zergliederung des Schönen so gern verschreien, war ihm nicht im mindesten fürchterlich. Vollends die Entbehrlichkeit eines solchen Geschäfts dem jungen Genie predigen, ihm Verachtung dagegen einflößen, weil ein voreiliger Kunsttrichter dann und wann crude Regeln daraus abstrahirt, schien ihm eine sehr mißliche Sache zu sein. Und wie sollte es nicht? Wer leugnet, daß auch ohne die Regeln das Genie gut arbeitet? Aber ob es mit ihnen nicht besser gearbeitet hätte? Es schöpfe immer nur aus sich selbst, aber es wisse doch wenigstens, was es schöpft.“

Vor allen Dingen war Lessing damals in einer Stimmung, die ihn zu keinem reinen poetischen Genuß kommen ließ. So schreibt er an Eva, 8. April: „Bei Allem was heilig ist! wenn ich die ganzen langen vier Monate, in denen ich nicht an Sie geschrieben, einen einzigen vergnügten oder nur ruhigen Tag gehabt, so könnte mir selbst mein Stillschweigen nicht anders als schurkisch vorkommen. Das wäre der wahre Ausdruck dafür! Und nun, wollen Sie mich noch für schuldig halten? Verwünscht sei jedes Wort, das Ihnen zu dem geringsten Verdacht Anlaß gegeben! Aber daraus sehen Sie auch, wie dumm und unbesonnen ich in den Tag hineinschreibe und rede, wenn ich das Herz voll Verdruß und Galle habe. Was kann ich denn besser thun, als daß ich meine Raserei nur in der Stille abwarte, und keinem Menschen damit beschwerlich falle? Aber Ihnen sollte ich es doch sagen? — Gerade Ihnen am wenigsten!“ — An seinen Bruder, 10. April: „Es ist nie mein Wille gewesen, an einem Ort wie Wolfenbüttel, von allem Umgang, wie ich ihn brauche, entfernt, Zeit meines Lebens Bücher zu hüten. Ich muß es nicht ein Jahr mehr thun, wenn ich sonst noch etwas in der

Welt thun will. Ich empfinde es nur allzusehr, wieviel trockner und stumpfer ich diese vier Jahre, trotz aller meiner sonst erweiterten Kenntniß geworden bin. Hier ist es aus. Ich habe den ganzen Winter nichts gethan, und bin sehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Philosophie — oder Poltronnerie — zu Stande gebracht: — daß ich noch lebe! Gott helfe mir in diesem edlen Werk weiter, welches wohl werth ist, daß man alle Tage darum ist und trinkt.“ — 22. Oct.: „In meinen verzweifeltsten Umständen sollte auch wohl der beste Mann als der nichtswürdigste erscheinen!“ — 11. Nov.: „Ich sehe meinen Untergang vor Augen und ergebe mich endlich darein.“ 8. Dec. „Wenn mir nicht Gott bald hilft, muß ich hier schlechterdings zu Grunde gehen. Ich habe mein Gehalt auf Jahr und Tag voraus nehmen müssen, um mich keiner Prostitution auszusetzen, und jetzt lebe ich von Borg und von dem kleinen Verdienst, was meine Schreiberei abwirft.“

Die „Schreiberei“ war doch gerade damals höchst reichhaltig. In den „Beiträgen“ finden sich Studien über die Geschichte der Delmalerei, der Astrologie; eine Rettung des Apostaten Adam Neuser veranlaßte ihn, aus dem Manuscript von Reimarus ein Fragment „über die Duldung der Deisten“ abdrucken zu lassen: wenn man für die abstracte Einheit Gottes sei, könne man eher Muhamedaner werden als Christ. Gegen die Rationalisten wird in der Einleitung der alte Feldzug lebhaft fortgesetzt: „sie drücken sich gegen die Verteidiger einer bloß natürlichen Religion mit so vielem Stolz, mit soviel Bitterkeit aus, daß sie mit jedem Wort verrathen, was man sich von ihnen zu versehen hätte, wenn die Macht in ihren Händen wäre, gegen welche sie jetzt noch selbst protestiren müssen. Dieser ihr vernünftiges Christenthum ist allerdings noch weit mehr, als natürliche Religion. Schade nur, daß man so eigentlich nicht weiß, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Christenthum sitzt.“ Für das ganze Manuscript, das (mit Beziehung auf Semler) den Titel „Eine noch freiere Untersuchung des Kanon“ führen sollte, suchte er wiederum (Oct. 1774) eifrig nach einem Verleger, aber ohne Erfolg. Um die Familie Reimarus zu schonen und das Publicum auf eine falsche Spur zu leiten, deutete er darauf hin, der Verfasser könne etwa der Werthheimer Bibel-Uebersetzer sein. Lessing selbst arbeitete an einer „Neuen Hypothese über die Evangelisten, als bloß menschliche Geschichtschreiber betrachtet“, und suchte die Quelle für die drei Synoptiker in einem Evangelium der Hebräer. Die Untersuchung hat ihn mehrere Jahre beschäftigt.

Mit Ungeflüm als wirklich zu verlangen, was sich als wünschenswerth empfindet, dies Uebermaß hatte Jerusalem, hatte Werther zum Selbstmord getrieben. Es suchte sich aber noch auf andere Weise Genüge zu thun. — Gleich nachdem Werther erschienen, 8. Oct. 1774, machte ein neuer Selbstmord fast nicht geringeres Aufsehn als zwei Jahre vorher der Selbstmord Jerusalem's. — Es war Schrepfer, den man in Leipzig früher als Kellner kannte, der aber dennoch in der Maske eines französischen Obersten die ganze vornehme Gesellschaft um sich sammelte, Minister, Grafen, selbst Fürsten (auch Bischoffswerder gehörte zu seinen Jüngern) und ihnen Geister citirte. Er hatte vorgegeben, im Auftrag der Jesuiten die Maurerei zu reformiren, und ungeheure Summen von ihnen in Händen zu haben. Als er die Vorzeigung derselben nicht länger vermeiden konnte, erschoss er sich im Rosenthal. Man vertuschte die Sache und es blieben doch Gläubige zurück. — Gleichzeitig streiften andere Wunderthäter auch durch Deutschland: St. Germain, Cagliostro, der seit drei Jahren in den Hauptstädten Europa's sein Wesen trieb: er hatte Schönheitswasser, Verjüngungsmittel, selbst ein Arcanum der physischen Wiedergeburt zu vergeben; besaß ein System der ägyptischen Maurerei, die auch Juden geöffnet wurde; richtete Damenlogen ein, denen die Dirne, die er mit sich führte — Lorenza Feliziani — vorfaß; seine Anhänger, aus den höchsten Ständen, lagen Stunden lang zu seinen Füßen. Wer Goethe's Großkophtha gelesen, kennt ihn ganz; er war damals 31 Jahr alt. — Mesmer in Wien lehrte den thierischen Magnetismus, der mehr oder minder allen Menschen beizuhne, bevorzugten Naturen aber insbesondere: eine Kraft, fremde Seelen nicht bloß zu beherrschen, sondern aus den Leibern zu ziehn. Wie mußte eine solche Verheißung die Aufmerksamkeit Lavater's erregen!

Alle diese „dämonischen Menschen“ schlossen sich auf irgend eine Weise den Freimaurern an. April 1774 hatte Stark aus Darmstadt, Oberhofprediger in Königsberg, eine „Apologie des Freimaurerordens“ herausgegeben, in der christliche und heidnische Mysterien auf eine selbst für Hamann sehr bedenkliche Weise durcheinandergewirrt waren. Die Mysterien hätten eigentlich die Bildung des Menschengeschlechts geleitet, und in der römischen Kirche sei noch sehr viel Brauchbares davon erhalten.

Man hat mit dem Freimaurer-Orden die verschiedensten Tendenzen verknüpft: man hat durch ihn den Gegensatz der Nationen ausgleichen wollen, man hat ihn mit dem politischen Fortschritt in Verbindung gebracht; auch Jesuiten und Aristokraten suchten ihn auszubeuten, da im Dunkeln sich jeder beliebige Weg geltend machen kann. Was aber die Menge hinzog, war doch dieselbe Sehnsucht, welche die pietistischen Betstuben öffnete: die Sehnsucht,

das Göttliche zu schauen. In den Betstuben wollte man Gott durch die Macht des Glaubens herabzwingen, hier hoffte man es bequemer zu haben, sein Anblick sollte dem Wissenden geschenkt werden. Der wahre Glaube wirkt freilich nur durch das Wort, aber man konnte ihm durch verborgene Kräfte der Natur zu Hülfe kommen. Alle Wunderthäter jener Zeit lehnten sich an den Orden. Wenn die meisten von ihnen gemeine Betrüger waren, so spielt doch, wie in der Zeit der Hexenprocesse, in ihrem eignen Denken die Illusion eine große Rolle, und es ist nicht immer mit Sicherheit auszumachen, wo Selbsttäuschung in Lüge übergeht. — Sie Alle aufmerksam zu prüfen, ob es nicht wirkliche Apostel seien, hielt Lavater für Pflicht: hütet sich ja auch der Naturforscher, wenn man ihm ein neues seltsames Gesetz verkündet, es leichtthin zu verwerfen. — Dazu kam ein persönliches Bedürfnis. Der Gemeinde gegenüber hatte er als Geistlicher die Pflicht der Salbung, dem ungläubigen Zeitalter gegenüber eine heilige Mission: der Herrlichkeit des Glaubens, an den er glaubte, mußte er seine Beredsamkeit leihen, er mußte die Verächter desselben mit ihren eignen Waffen schlagen. — Aber ihm selber war die Macht des Glaubens nicht geworden: als er seine Mutter, seinen Vater (6. Mai 1774) sterben sah, stiegen die stärksten Zweifel an der Auferstehlichkeit der Seele in ihm auf, Zweifel, die sich fast bis zur Verzweiflung steigerten. Alle seine Correspondenzen und Tagebücher sind erfüllt von dem Bestreben, durch äußere Autorität sein Herz über diesen Punkt zu beruhigen. „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.“

Um diese Zeit trieb in Ellwang der Pater Gafner sein Wesen, ein katholischer Priester aus der Schweiz, der wunderbare Curen ausführte, und dem die Gläubigen von allen Seiten zuströmten. Er lehrte, böse Geister seien die Ursachen der meisten Krankheiten, und es käme darauf an, diese auszutreiben, was er verstehe. Die bayerischen Bischöfe unterstützten ihn kräftig in diesem Beginnen: der Glaube an die wirkliche Existenz des Teufels war ihnen ganz gelegen. Lavater schrieb an ihn: „es ist freilich an dem, daß einige Anfangs Aufsehen erregende Wunderthäter bei näherer Untersuchung alles Wunderbare verloren haben, und daß dadurch der Religion mehr Beschimpfung als Ehre zugewachsen ist. Destoweniger werden Sie, wenn das Gerücht Wahrheit von Ihnen sagt, die schärfste Untersuchung einfältiger Wahrheitsliebe scheuen!“ worauf Gafner entgegnete, er habe bereits seit zwanzig Jahren heimlich und öffentlich vielen Tausenden die Kraft des Namens Jesu zu empfinden gegeben.

Die Beobachtung dieser Gestalten trieb Goethe zur dramatischen Production. In diese Zeit fällt der Entwurf zum Mahomet, den er von der reinen Anschauung Gottes erst zur Gewalt, dann zum Trug, endlich zu

rein irdischen Zwecken wollte fortgehn lassen, bis der Tod ihn fühlte. In dieselbe Zeit der „Satyros“ (im Nov. schon den Freunden mitgetheilt), der ungedruckt blieb, die possenhafte Darstellung des Lügenpropheten, der das Evangelium des Pantheismus und des Naturcultus den staunenden Kindern der Civilisation verkündet, um seine persönlichen Gelüste zu befriedigen. „Habt eures Ursprungs vergessen, euch zu Sklaven veressen, euch in Häuser gemauert, euch in Sitten vertrauert, kennt die goldnen Zeiten nur als Märchen, von weiten.“ Aehnlich hatte vor Kurzem „der neue Menoza“ den Europäern gepredigt; vielleicht aber griff des Dichters Humor noch weiter. „Hast Melodie vom Himmel geführt und Fels und Wald und Fluß gerührt; und wonnlicher war dein Lied der Flur als Sonnenschein; und bist allein bist elend nur!“ Die Einwebung dieses tief schmerzlichen Liedes in diesen wilden Schwank zeigt, daß er schon damals zuweilen vom Dämon verführt wurde, seine eignen Empfindungen fragenhaft zu verunstalten: gehörte er doch selber zu jenen Propheten der Natur, die das Volk in den Wäldern versammelten. „Zwei Seelen wohnen ach in meiner Brust.“

Auch die tollsten Ausgeburten seiner Laune athmen ein starkes Wahrheitsgefühl. Nebenbei dachte er an ein episches Gedicht, den ewigen Juden: er wollte ihn als behaglichen Schuster darstellen, der, vollkommen mit der Welt zufrieden, den schrecklichen Riß nicht empfinden wollte, der durch die Welt ging, und den Menschensohn, der unter dem Kreuz erlag, verspottete. Daher mußte er als Schatten seines eignen Optimismus durch die Verwirrung dieser Erde fortgehn, bis an's Ende der Tage. — „Alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens,“ heißt es schon im Werther, „ist doch nur eine träumende Resignation, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten Gestalten und lichten Aussichten bemalt.“

Aber die verwegenste Phantasie jener Tage bleibt der „Prometheus“, gleichzeitig mit dem Satyros geschrieben; vielfach den Faust berührend, aber in den Lästerungen gegen die Götter weit über ihn hinaus. „Allmächtig?! Könnt ihr den weiten Raum des Himmels und der Erde mir ballen in meine Faust? vermögt ihr zu scheiden mich von mir selbst? vermögt ihr mich auszudehnen, zu erweitern zu einer Welt?“ „Ewig?! Wir Alle sind ewig. Meines Anfangs erinnr' ich mich nicht, zu enden hab' ich keinen Beruf, und seh' das Ende nicht. 'So bin ich ewig, denn ich bin!'“ Man könnte das Ganze bloß für eine Darstellung des alten Mythos halten, aber Goethe belehrt uns selbst, daß er „das alte Titanengewand nach seinem eignen Wuchse zugeschnitten“, im Gefühl vollster Schöpferkraft auf diese Kraft allein sein Dasein gegründet und sich von den Göttern isolirt habe. „Hast du nicht Alles selbst vollendet, heilig glühend Herz? Und glühtest jung und gut, betrogen, Ket-

tungedank den Schlafenden da droben!“ — „Was haben diese Sterne droben für ein Recht an mich, daß sie mich begaffen!“

„Wähntest du etwa, ich sollte das Leben hassen, in Wüsten fliehn, weil nicht alle Blüthenträume reifen? — Hier sitz' ich, forme Menschen nach meinem Bilde, ein Geschlecht, als mir gleich sei, zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen sich, und dein nicht zu achten, wie ich!“

„Spute dich Kronos! Fort den rasselnden Trott! Vergab gleitet der Weg; alles Schwindeln zögert mir vor die Stirne dein Zaudern. Frisch, holpert es gleich, über Stod und Steine den Trott rasch in's Leben hinein!... Ab denn, rascher hinab! Sieh, die Sonne sinkt! Eh' sie sinkt, eh' mich Greusen ergreift im Moore Nebelduft, entzahnte Kiefer schnattern und das schlotternde Gebein: trunken vom letzten Strahl reiß mich, ein Feuermeer mir im schäumenden Aug', mich geblendeten, taumelnden in der Hölle nächtliches Thor. Töne, Schwager, in's Horn, rassel den schallenden Trab, daß der Ortus vernehme: wir kommen! daß gleich an der Thür der Wirth uns freundlich empfangen.“

Das wilde Lied „an Schwager Kronos“ sang Goethe Oct. 1774 auf dem Postwagen, als er Klopstock entgegenfuhr, der auf der Durchreise nach Karlsruhe seinen Besuch angemeldet hatte. Markgraf Karl Friedrich von Baden, seit 1746 an der Regierung, ein wohlgesinnter Fürst, der in seinem Lande die Leibeigenschaft aufgehoben, den Staatshaushalt und die Schulen geordnet hatte, lud ihn 3. August unter ehrenvollen Bedingungen ein; „uneingeschränkter Aufenthalt“ hatte er ihm zugestanden: „die Freiheit ist das edelste Recht des Menschen, und von den Wissenschaften ganz unzertrennlich.“ — 24. Sept. traf Klopstock auf seiner Reise in Göttingen ein, incognito gegen die Professoren, und sammelte den Bund um sich, mit dem er große Dinge vorzuhaben versicherte. Es waren inzwischen neue Mitglieder eingetreten: Overbeck aus Lübeck, geb. 21. Aug. 1756 („Blüthe liebes Veilchen“) und Leisewitz aus Hannover, geb. 9. Mai 1752, bereits mit Lessing bekannt: er war an Klopstock's Geburtstag, 2. Juli aufgenommen, obgleich man von ihm nur wußte, daß er Genie zur Satyre habe und eine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs schreiben wolle (Klopstock empfahl statt dessen den siebenjährigen); daß er ein Drama mache, wurde man erst später gewahr. Klopstock schlug Schönborn vor. Bürger hatte sich eben verheirathet (mit seiner alten Gönnerin Agathe Leiste hatte er sich überworfen), und seine junge Frau Dorette geb. Leonhard nach Wöllmershausen geführt; leider auch deren Schwester Auguste-Molly, die er schon damals mehr als billig geliebt zu haben bekennet. Klopstock versprach, sich durchaus den

Ersetzen des Bundes zu fügen, der die Würde der Dichtkunst wiederherstellen solle, ohne auf den gemeinen Haufen Rücksicht zu nehmen. „Der Dichter,“ schreibt Voß an Brückner, „der nur eine große Seele, die wieder wirken kann, stark rührt, thut mehr als der den ganzen Mittelstand in eine dumme Andacht einschläfert. Soll man den höhern Gedanken, so wahr, so groß er auch ist, fahren lassen, weil ihm, trotz aller Simplicität seines Ausdrucks, die Gedanken des gemeinen Hausens nicht folgen können? Das sei ferne! — Gellert war ein guter, frommer Mann; ein guter Schriftsteller für Zeiten, wo Gottsched Alles war, und durchaus kein Dichter. Mein Urtheil ist das Urtheil des Bundes und Klopstock's.“

Gleichwohl überwog damals das idyllische Moment. Voß selbst, ganz voll von seiner Liebe zu Ernestine, schrieb hauptsächlich zarte und sehnsuchtsvolle Lieder: „sie liebt! mich liebt die Auserwählte!“ ein Engel kam von ihr „im Abendlispeln, mit Sehnsuchtthränen“, „eingewiegt von Nachtigallentönen schlummert sie, die Königin der Schönen“, „um Mitternacht“ u. s. w.; wie er sich in seinen Briefen ausdrückt, liebte er „bis zur finstern Trauer, aber auch bis zur höchsten Wonne“, er verehrte Geföhner, „der die Sprache der Liebe versteht“, er war bereit, sein Studium der Philologie aufzugeben, um bald heirathen zu können. Nicht minder zärtlich drückte sich Willer aus, ebenso Hölty, dessen Freude am Leben freilich durch trübe Grabesbilder unterbrochen wurde: immer bedenklicher meldete sich bei ihm die Schwindsucht. „Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet!“ An ein Weibchen: „sag' ihr, daß die Tropfen in deinen blauen Kelchen aus der Seele des treuesten Jünglings flossen, der das Leben verweinet und den Tod wünscht!“ „Süße Kehle des Hains!“ „die künftige Geliebte;“ „Wilhelms Braut war gestorben;“ „schweremuthsvoll und dumpfig hallt Geläute vom bemoosten Kirchenthurm herab!“ „selig Alle, die im Herrn entschliefen!“ „Grabe, Spaten, grabe!“ „Auf den Tod einer Nachtigall;“ „Auf ein Mädel, das am Frohnleichnam ein Marienbild trug!“ dann starke Reminiscenzen aus Horaz, aber stets mit deutscher Innigkeit gefärbt: „wunderfölicher Mann, welcher der Stadt entfloh!“ „Rosen auf den Weg gestreut, und des Harns vergessen!“ „Wer wollte sich mit Grillen plagen, so lang' uns Lenz und Jugend blühn!“ Auch wohl eine volksthümliche Gespenstergeschichte: „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit“ u. s. w. — Auch Damen sandten jetzt dem Musenalmanach ihre Beiträge, darunter selbst gestrenge Professorentöchter, wie Magdalene Gatterer, geb. 2. Oct. 1756*). — Für männlichere Stimmen mußte dann doch wieder

*) Lichtenberg war 29. Aug. 1774 zum zweitenmal nach England gereist, und 23. Sept. in London angekommen, wo er ein ganzes Jahr blieb.

Voss sorgen: „mit Eichenlaub den Hut bekränzt, wohlauß und trinkt den Wein!“ Ein damals geschriebenes Idyll, „die Leibeigenen“ (später fortgesetzt) zeichnet sich nicht bloß durch eine heftige Stimmung gegen die „Wolfsbrut der Junker“, sondern auch durch eine sehr realistische Ausführung aus: sie würde noch mehr Wirkung thun, wenn nicht die steifen Hexameter etwas zum Stilisiren veranlaßt hätten.

Von einem großen Theil der Bundesbrüder geleitet, reiste Klopstock 26. Sept. aus Göttingen ab; Goethe hatte ihn in Friedberg vergeblich erwartet; er kam ihm dann nach Frankfurt nach, und sie hatten einige gute Tage mit einander. Doch hielt sich der Dichter des Messias im Ganzen reservirt; er vermied es, über Poesie zu sprechen, und unterhielt sich lieber über den Schlittschuhlauf, den Goethe, durch seine Oden angeregt, auf's lebhaftesten betrieb. Auch Merck in Darmstadt besuchte er: „ich muß gestehn“, schreibt dieser an Nicolai, „daß ich ihn nie, nach meiner Vorstellungsart, für einen wahren poetischen Kopf gehalten habe. Aus seinem Umgang erhellt ein klarer heller Menschenverstand, mit sehr viel Weltkunde und Weltkälte. Noch nie hab' ich einen Menschen so schön deutsch und abgemessen reden hören. Sein Herz scheint ruhig, in sich selbst gefehrt, seines Werthes bewußt; dabei ist er per Intervallen offen und scheint im ganzen Verstand des Wortes ein ehrlicher Mann.“

7. Oct. wurde Klopstock in Karlsruhe als Hofrath förmlich installiert, erhielt ein für jene Zeit ansehnliches Gehalt, und wurde vom Markgrafen sehr würdig, von den Hofcavalieren, denen er den Ernst deutscher Männlichkeit entgegensetzte, zuweilen spöttisch behandelt. Kurze Zeit nach ihm traf sein alter Verehrer Gluck zum Besuch ein. — In Göttingen wurde es leiser: Leisewitz reiste 2. Oct. ohne Abschied fort, nach Hannover, wo er Advocat wurde; 6. Oct. folgten die beiden Miller, zunächst nach Leipzig, dann der eine als Lehrer nach Ulm, der andere als Secretair nach Wezlar; 1. Nov. Sahn: es wurden viel Thränen vergossen. In die Collegien wurde nicht mehr gegangen, die Professoren verbreiteten üble Gerüchte über den Bund: „von Eichenkränzen, die wir beständig trügen, von einem Ohsenberge, wo wir nach Art der Hegen nächtliche Zusammenkünfte halten sollten, 400 an der Zahl, Alle in Ziegenfelle gekleidet, und mit großen Krügen versehen, woraus wir Bier tranken;“ und ähnlich schreibt der vielfach angefochtene Wieland im „Verklagten Amor“: „Die Mäusen trächen uns in rauhen fremden Tönen kamschatkische Gefänge vor, entsagen, neu zu sein, dem Schönen, betäuben den Verstand und ängstigen das Ohr. Man sagt sogar — wir wollen Bessres hoffen — sie hätten einst in dickem Gerstensaft mit Wodans wilder Brüderschaft aus Menschenschädela sich befoffen.“ — Dagegen brachte Voie, der

20. Oct. von einer längern Reise zurückkam, wo er mit Goethe, Merck, den beiden Jacobi, Sophie Larocke zusammengetroffen war, die frohe Kunde, diese Alle seien bereit, am *Musen-Almanach* mitzuarbeiten, ebenso Herder, Lenz, Reichardt, Bach: auch Gluck sollte geworben werden. Die Redaction übernahm Voß.

11. Dec. 1774 erhielt Goethe einen Besuch von Knebel (vgl. S. 390), der Juni 1773 seinen Abschied als Leutnant aus preussischen Diensten erhalten, im Oct. Wieland in Weimar besucht, und in Folge dieses Besuchs Juli 1774 einen Ruf nach Weimar als Erzieher des Prinzen Constantin erhalten hatte. Er begleitete — jetzt 30 J. alt — die weimarischen Prinzen nach Karlsruhe, und forderte Goethe auf, dieselben noch in Frankfurt zu besuchen. Eben waren Möser's vermischte Aufsätze als „Patriotische Phantasien“ bei Nicolai erschienen, und dies gab Goethe, der sie hoch verehrte („Ich trage sie,“ schreibt er an Möser's Tochter, „mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele.“), Gelegenheit zu einem eingehenden Gespräch mit dem jungen feurigen Karl August über Staatsangelegenheiten. Er reiste den folgenden Tag den Herrschaften nach Mainz nach, wußte seine Ausfälle gegen Wieland in versöhnlichem Licht darzustellen, und schied mit dem gegenseitigen Wunsch, bald länger zusammen zu sein. — Die Prinzen gingen von da nach Karlsruhe, wo sie Klopstock kennen lernten, und wo für Karl August um die Hand der Prinzessin Luise von Darmstadt geworben wurde (Knebel faßte eine zarte Neigung zu der Hofdame Frä. v. Göchhausen, und flößte zugleich seiner Schwester Henriette ein großes Interesse für Goethe ein, den er sehr lieb gewonnen hatte), von da über Straßburg nach Paris, wo Knebel durch Lacault die Bekanntschaft Diderot's u. s. w. machte: er hörte viel von Freiheit und Gleichheit zwischen Bürger, Bauer und Edelmann reden, wovon er nichts verstand.

Als Goethe aus Mainz zurückkehrte, fand er Frä. v. Klettenberg (16. Dec.) todt. Ihr baldiges Ende ahnend, hatte er ihr schon im Werther ein Denkmal gesetzt. „Ich habe sie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu sein, als ich war, weil ich Alles war, was ich sein konnte. Guter Gott! blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenutzt? Konnt' ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? War unser Umgang nicht ein ewiges Weben von feinsten Empfindung, schärfstem Witz, dessen Modificationen bis zur Unart alle mit dem Stempel des Genies be-

zeichnet waren? Nie werde ich sie vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung.“

Unmittelbar nach dem Tode seiner Freundin wurde Goethe von einer neuen Leidenschaft ergriffen; der stärksten, die er bisher durchlebt. Es war Lili, jene reizende Gestalt aus „Wahrheit und Dichtung“. Wiederum eine 16jährige (Lili Schönmann war 23. Juni 1758 geboren), aber diesmal kein Naturkind, sondern eine glänzende Salondame, eine reiche Banquiertochter, die den Dichter mit ihrem Zauber „unter unerträgliche Gefichter“ an den Spieltisch bannte, und — zum erstenmal war ihm das begegnet! — sich die Freiheit wahrte, auch noch mit Andern fortzuscherzen. „O die Mädchen!“ heißt es in dem kleinen Singpiel „Erwin und Elmire“, das Febr. 1775 in der Iris erschien: „Ihre Eitelkeit ist's, die sie etwa höchstens einigen Antheil an uns nehmen läßt, uns an ihrem Triumphwagen auf und ab zu schleppen! — Wenn sie Längeweile haben, wenn sie nicht wissen, was sie wollen, da sehnen sie sich freilich nach etwas; und dann ist ein Liebhaber oder ein Hund ein willkommenes Geschöpf. Den streicheln und halten sie wohl, bis es ihnen einfällt, ihn zu necken und von sich zu stoßen; da dann der arme Teufel ein lautes Gebelfer verführt, und mit allen Pfötchen kragt, wieder gnädig aufgenommen zu werden — und dann laßt ihnen einen andern Gegenstand in die Sinnen fallen, auf und davon sind sie, und vergessen ist Alles, was man auch glaubte, daß ihnen noch so nah am Herzen läge.“ In der damaligen Ausgabe des Gedichts wurde auch lebhaft gegen die moderne Mädchenerziehung geeifert: „Sie müssen anständig sein wie die Damen, und sind doch Kinder von Innen, und werden durchaus verdorben, weil sie gleich von Anfang ihres Lebens nicht sein dürfen, was sie sind.“ „Ich habe,“ entgegnet Elmire, „immer mehr für mich gelebt als für Andere, und meine Gefühle, meine Ideen, die sich durch eine frühzeitige Bildung entwickelten, machten von jeher das Glück meines Lebens.“ — „Und machen jetzt dein Elend. Was sind alle die edelsten Triebe und Empfindungen, da ihr in einer Welt lebt, wo sie nicht befriedigt werden können! . . . Ein bißchen schwer ist's, sich mit sich selbst zu vertragen, und doch im Grund das Einzige, worauf's anläme.“

Einerlei, Lili's Zauber auf den Dichter war gewaltig. „Weg ist Alles, was du liebst, weg, warum du dich betrübtest, weg dein Fleiß und deine Ruh' — ach wie kamst du nur dazu?“ Und die wunderschönen Lieder in Erwin: „Ein Weilchen auf der Wiese stand —“ „Ihr verblühtet, süße Rosen —“ „Mit vollen Athemzügen saug' ich aus dir Natur —“ — geben Zeugniß von diesem Zauber.

Aber wenn Lili sich dem Dichter nicht ganz gab, so hatte sie ihn auch nicht ganz. Für Werther und Faust suchte er ein anderes Herz. In derselben Zeit, wo sich jenes Verhältniß entspann, erhielt er einen anonymen

Brief, „Gustchen“ gezeichnet: er war von der jungen Gräfin Stolberg, der Schwester der beiden Musensöhne. „Ich fühle,“ schreibt er ihr, 19. Jan. 1775, „Sie können ihn tragen, diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt . . .“ — Und 13. Febr.: „Wenn Sie sich einen Goethe vorstellen können, der im galonirten Rock und sonst auch von Kopf zu Fuß in leidlich consistenter Galanterie, umleuchtet vom bedeutungslosen Prachtglanz der Kronleuchter mitten unter allerlei Leuten von ein paar schönen Augen am Spieltisch festgehalten, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft in's Concert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer Blondine den Hof macht, so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe, tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergiftet, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt. Aber nun giebt's noch einen, den im grauen Biberfrack mit Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahnt, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der, immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürz des Lebens in mancherlei Dramen, die Gestalten seiner Freunde, seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf seinem Papier nach seiner Weise auszudrücken sucht, weder links noch rechts fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil er nach keinem Ideal springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will. Das ist der Goethe, dem Sie nicht aus dem Sinn kommen, dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben.“

Auch Maximiliane Brentano lebte noch, und als sich F. H. Jacobi Anfang 1775 vier Wochen in Frankfurt aufhielt, und der Herzensaustausch zwischen den beiden Freunden einen hohen Grad der Wärme erreichte, wurde auch mit Sophiens Tochter der Verkehr sehr lebhaft. Mit Begeisterung hörte Jacobi die titanischen Entwürfe seines Freundes an, den Faust, den Prometheus, den Sathros. 2. Februar reiste er nach Mannheim und Karlsruhe, wo er sich Klopstock's Zuneigung erwarb, den er in einem Brief an Wieland ohne weiteres für „ein Ideal männlicher Größe“ erklärte. 24. Febr. kehrte er nach Frankfurt zurück; in seiner Abwesenheit war Jung aus Elberfeld dagewesen, um, mit tadelnswerthem Selbstvertrauen,¹⁾ an einem reichen Mann eine Augencur vorzunehmen, von der er sich das Glück seiner Zukunft versprach²⁾. Die Cur war mißlungen und hatte Goethe's Haus viel ver-

¹⁾ Aus derselben Zeit berichtet ein anderer vornehmer Besuch über Goethe:

drückliche Stunden gemacht. „Der wunderliche Mensch,“ sagte Goethe, „glaubt, er brauche nur zu würfeln, und unser Herrgott müsse ihm die Steine setzen.“ Jacobi fand den Freund mit einem neuen Drama, „Stella“, beschäftigt, dessen Anfang er ihm vorlas. Auch dies enthält wieder viel von Goethe's Art; es ist seine eigne Stimmung, wenn er den verheiratheten Fernando ausrufen läßt: „Ich muß fort! ich war ein Thor, mich fesseln zu lassen. Dieser Zustand erstickt alle meine Kräfte; dieser Zustand raubt mir allen Muth der Seele; er engt mich ein. Was liegt nicht alles in mir! was könnte sich nicht alles entwickeln! Ich muß fort — in die freie Welt!“ Und manche Geliebte Goethe's hätte unterschrieben, was Stella sagt: „Sie machen uns glücklich und elend, die Männer. Mit welchen Ahnungen von Seligkeit erfüllen sie unser Herz! welche neue und unbekannte Gefühle und Hoffnungen schwellen unsere Seele, wenn ihre stürmende Leidenschaft sich jeder unserer Nerven mittheilt!“ — Den Ausgang mochte aber wohl Jacobi — der 2. März Frankfurt verließ — noch nicht ahnen, daß nämlich eine Doppelhe zu Stande kam.

Merkwürdig genug ist das Stück, und um einigen Halt zu finden, muß man die gleichzeitigen Briefe ansehen. — Aus Offenbach, wo er freudetrunkten zu Lili's Füßen weilte, schreibt Goethe 6. März an Gutschken: „Ich wollt', ich könnt' auf Ihrer Hand ruhn, in Ihrem Auge rasten. Großer Gott, was ist das Herz des Menschen! Weiß Gott, ich bin ein armer Junge.“ — 19. März: „Wenn du leidest, meld' es mir, ich will Alles theilen — dann laß auch mich nicht stecken, edle Seele, zur Zeit der Trübsal, die kommen könnte, wo ich dich flöhe und alle Lieben! Verfolge mich dann mit deinen Briefen und rette mich vor mir selbst!“

Die Sache sah nicht sehr nach Hochzeit aus, da ohnehin die Eltern nicht dafür waren. Gleichwohl vermittelte eine dienstfertige Freundin (etwa im April) die Verlobung; die beiden wußten selber nicht recht, wie ihnen geschah. — „Es war ein seltsamer Beschluß des hohen über uns Waltenden, daß ich in dem Verlauf meines wunderbaren Lebensganges doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Muth sei. Ich darf wohl sagen, daß es für einen gestitteten Mann die angenehmste aller Erinnerungen ist.“

Noch während Jacobi's Anwesenheit, im Februar, hatte Goethe die „Freuden des jungen Werther“ erhalten, von Nicolai in ein paar Tagen

„Er spricht viel, gut, besonders, naiv, und ist erstaunlich amüßig und lustig. Er hat seine ganz eignen Façons, sowie er überhaupt zu einer ganz besondern Gattung von Menschen gehört. Er hat seine eignen Ideen und Meinungen über alle Sachen; über die Menschen, die er kennt, hat er seine eigne Sprache, seine eignen Wörter.“

hingefudelt. Nicolai hatte sich Lessing's Rath mit dem cynischen Schluß wohl gemerkt: Albert hatte die Pistolen, mit denen sich Werther erschießen wollte, vorsorglich mit — Hühnerblut geladen; so beschmugte sich Werther zwar, blieb aber am Leben; Albert trat ihm Lotte ab, sie heiratheten sich, und machten nun alle Jämmerlichkeiten eines kleinlichen Hausstandes durch — es ist gar nicht zu glauben, was Nicolai all' für gemeines Zeug aufgelesen hat. Dem verheiratheten Werther macht ein neuer Werther zu schaffen, ein Pater Brey von der neuen Schule, ein Satyros, ein Kerl, ein Genie, und auch hier muß Albert vermitteln. Es war eine Apologie des nüchternen Philisteriums, aber wie von einem Betrunknen geschrieben.

Möser, Merck, auch Voie waren im Ganzen einverstanden. „Ich hänge mich nicht!“ schrieb Möser 20. Febr. Leider weiß man Lessing's Urtheil nicht, der gerade damals gegen die Genies in hohem Grade aufgebracht war. Im Begriff, nach Leipzig abzugehen, schrieb er 8. Febr. 1775 an Wieland, der ihn um Beiträge für den Mercur bat: „was erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genies? Alles Genie haben jetzt gewisse Leute in Beschlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden lassen.“ Unmittelbar darauf schüttete er in Leipzig gegen Weiße sein Herz aus, wie derselbe an Garve berichtet: „Mit Goethe's und seines Mitbruders Lenz neuen Schauspielen war er äußerst unzufrieden. Ein Bißchen Wiß und Laune, sagt er, gelte ihm ebensoviel als ein wenig Temperamentstugend, und der müsse ganz auf den Kopf gefallen sein, der nicht eine Situation oder launige Scene machen könne; ein durchdachter Plan und die geschickte Herbeiführung der Situationen erfordern mehr Genie. Kurz ich merke, er wird Goethe einmal jählings wie Klotz auf den Nacken springen. . . Bafedow und Lavater hießen ihm ein paar enthusiastische Narren und die Physiognomik ein abgeschmacktes Unternehmen. Von Ihnen sprach er mit großer Hochachtung und sagte, daß er, um philosophische Ideen mit Klarheit auszudrücken, gegen Sie nur ein Schurke sei.“ — Als die Freunde Werther's erschienen, war Lessing in Berlin, scheint sie aber nicht gelesen zu haben.

Es war mit Lessing's Rath überhaupt nicht viel anzufangen. Der Werther des Romans konnte auch durch die Erfüllung seiner vermeintlichen Leidenschaft nicht befriedigt werden, er konnte ebensowenig genießen wie entsagen. „Der Dichter,“ sagt Rehberg, „hat tief in den Abgrund eines solchen Gemüths geschaut. Werther kann nur den Gedanken nicht ertragen, daß einem Andern sein sollte, was er für sich selbst nicht begehrt. Denn bei dem Gedanken an eignen Besitz wird er von einer Scheu vor sich selbst ergriffen, er ahnt, was darauf folgen würde: — das ist es also! nur das!“ — Nur Goethe selbst konnte den Werther ergänzen, und er hat es gethan: „so

tauml' ich vor Begierde zu Genuß, und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde!"

"Ich bin das Ausgraben und Seciren meines armer Werther so satt!" schreibt Goethe 6. März an Gustchen. — Nun denn! Nimmt mir's doch nichts an meinen innern Grenzen, rührt und rückt's mich doch nicht in meinen Arbeiten, die immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden meines Lebens sind." — Gegen die nähern Freunde hielt er mit Ausdrücken seines Unwillens nicht zurück, und war nicht wenig erstaunt, diese plötzlich gedruckt zu sehn.

In der Farce „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" wurden in der bekannten Goethe'schen Kraftsprache, im Ganzen mit mehr Behagen als Witz, Alle abgefertigt, die Werther gelästert hatten; Nicolai als „Urang Utang" am kräftigsten, aber auch Claudius und Jacobi; am meisten mußte Goethe über eine Stelle erschrecken, die ihn in ein sehr zweideutiges Licht stellte: es waren Umstände aus der Mainzer Reise angeführt, die nur ihm bekannt waren, mit sehr gehässigen Seitenblicken auf Wieland. Dieser hatte, durch Jacobi bestürmt, noch eben erklärt, „er sei jetzt radical von allem Mißmuth gegen diesen sonderbaren großen Sterblichen geheilt;" wenn nun auch (22. März) Jacobi und Heinse mit aller Zuversicht des Glaubens versicherten, Goethe könne der Verfasser jenes Pasquills nicht sein, so sah sich Wieland veranlaßt, im Mercur zu versichern, daß in „Werthers Freuden" „den Wundermännern, die seit kurzem das Genie in Beschlag genommen, einige, wo nicht für sie selbst, doch für den Leser ganz heilsame Wahrheiten gesagt wären;" „ein Wort, zu rechter Zeit geredet:" „mit unter läuft dann auch wohl, nach Hrn. Nicolai's Art, ein wenig Perffisslage; aber dies ist man von ihm gewöhnt, und Hr. Goethe, der sich gegen Andere Alles erlaubt, kann sich über die Folgen einer Ungebundenheit, die er durch sein Beispiel rechtfertigt, am wenigsten beschweren."

Endlich entdeckte Goethe den Verfasser: es war einer aus seinem Kreise, der Advocat Leop. Wagner, geb. 19. Febr. 1747 in Straßburg, der seine Art ziemlich geschickt nachgeahmt hatte. Goethe veröffentlichte 9. April darüber eine Erklärung „für diejenigen, die ihm auf sein Wort glaubten:" — zu diesen gehörten Merck und Herder nicht; ja der Erstere ging soweit, an Nicolai (dem er auch eine Recension der beiden Werther für die Allg. Dt. Bibl., wenngleich ungern*), einsandte) zu schreiben, daß er der Erklärung

*) — „weil Goethe in seiner eignen Sache so blind ist, daß ihn auch das kälteste seinem Gegner gegebene Lob aufbringen kann. Ein Genie ist einmal ein böser Nachbar, und ich möchte, wie Sie leicht einsehn, es nicht gern mit ihm verderben."

nicht glaube: „mir schien Ihre kleine Schrift ein wohlgerathnes Gegengift gegen all das Gewäsch der unmündigen und kraftlosen Seelen, die That und Entschluß ewig auf der Zunge tragen, und doch dem geringsten Streich auf ihrem Schneckenwege nicht entgegenzutreiben vermögen.“ Nicolai seinerseits (er hatte eben auch den 2. Bd. des Sebalbus Rothanker fertig) ließ es an groben und tölpelhaften Schimpfworten nicht fehlen.

Auch von anderer Seite wurde der Werther noch immer in Anspruch genommen. In Ziegra's hamburgischen Nachrichten erließ der Hauptpastor Goeze einen Hirtenbrief gegen den Werther. Die „ganze Charteque“ habe keinen andern Zweck, als das Schändliche von dem Selbstmord eines jungen Wüßlings, den eine närrische und verbotene Liebe und eine daher entsprungene Desperation zu dem Entschluß gebracht, sich die Pistole vor den Kopf zu setzen, abzuweisen und diese schwarze That als eine Handlung des Heroismus vorzuspiegeln. Es steht geschrieben: wer ein Weib ansieht, ihr zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen; und: ein Todtschläger hat nicht das ewige Leben bei ihm bleibend! Goeze beschwört die theure Obrigkeit, den Gemeinden die Verdammllichkeit dieser Handlung nachdrücklich einzuschärfen, da Apologien für den Selbstmord einen ungestörten Lauf haben, da gottlose Zeitungsrecensenten solche fluchwürdige Schriften anpreisen. „Bald werden wir laudes Sodomiae, wenigstens neue Auflagen der Aloysa lignea sehn; es wird für kein Verbrechen gehalten werden, Andre, welche uns im Wege stehn, auf eine gute Art aus der Welt zu schaffen. Die Giftnissherei wird so eingerichtet sein, daß die Bestrafung derselben unmöglich wird. Eine neue Chambre ardente wird diesen Mordgeist nicht austrotten können. Das Acquetta di Napoli, von welchem der letztverstorbene Pappst vielleicht eine Portion bekommen, wird in Deutschland eben den Grad der Reputation erhalten als in Italien. — Kurz, wenn nach den Semlerischen Grundsätzen die heilige Schrift zu Grunde gerichtet, oder wenn sie nach den Bährdtischen modernisirt, d. h. lästerlich und stinkend gemacht wird, was wird alsdann aus der Christenheit werden? — Ein Sodom und Gomorrha!“ —

Nicht viel milder urtheilten Andere. Ein badischer Kammerath beschuldigte Goethe, er habe einem Verstorbenen pöbelhafte Ausdrücke und wüthende Rasereien eines Tollstinnigen angedichtet, seine Asche entehrt, die Seinigen dem Gerücht der bösen Welt preisgegeben; er lehre: sei in Allem ausgelassen, ein Bösewicht, ein Säufer, ein viehischer Liebhaber u. s. w. Ein Lehrer am Dessauer Philanthropin ist der Ansicht, daß dem Verfasser des Werther, mit all seinem großen Namen, gänzliche Vernichtung im Tode zuträglich sein werde als ewige Fortdauer. Ein Berliner Unterofficier tadelte den Legationssecretär, den Respect vergessen zu haben, den er Personen vom Stande

schuldig sei u. s. w. — In diesem Ton ging es noch einige Jahre hindurch: der Preis unflätiger Gemeinheit gebührt einem Ravensberger Pastor Schwager in der Schrift: „Die Leiden des jungen Franken, eines Genies.“ —

Weiße in der Neuen Bibl. sagte doch: „Soviel können wir versichern, daß wir noch immer von der Lectüre des Werther moralisch besser weggegangen sind, als von allen Untersuchungen, ob Werther wohl gehandelt habe, und wie er hätte handeln können und handeln sollen.“ — Daß die Polemik noch immer nicht schwieg, hatte seinen einfachen Grund darin, daß auch das Wertherfieber sich steigerte. Um den Banden der sittlichen Spießbürgerei zu entkommen, geberdete sich die poetische Leidenschaft immer ungestümer, immer selbstbewußter verlangte der Genius für sich eine exceptionelle Moral, wie man sie sonst nur den Tänzerinnen zugestand. Kaum hatte Goethe die Stella fertig, so entwarf er, noch April 1775, ein neues Herrbild seines Charakters in Erugantino, dem Sohn guter Eltern, der alle Weiber verführt, mit allen Männern sich raust, mit Vagabunden wie Prinz Heinrich lebt und fröhlich die geliebte Zither spielt. In der damaligen Ausgabe der „Claudine“ ist sein Verhalten frecher, aber auch entschlossener als in der spätern. Wild, aber edel und gutmüthig. „Du hättest den Buben sehn sollen, wie er so heranwuchs — er war zum Fressen! Der Vater ward' nicht satt, von seinen Streichen erzählen zu hören.“ „Mit Erlaubniß, alter Herr! davon versteht ihr nichts. Wißt ihr die Bedürfnisse eines jungen Herzens, wie meines ist? Wo habt ihr einen Schauplatz des Lebens für mich? Eure bürgerliche Gesellschaft ist mir unerträglich! Will ich arbeiten, muß ich Knecht sein; will ich mich lustig machen, muß ich Knecht sein. Muß nicht einer, der halbweg was werth ist, lieber in die weite Welt gehn? . . . Daher will ich zugeben, daß wer sich einmal in's Bagiren einläßt, dann kein Ziel mehr hat und keine Grenzen; denn unser Herz — ach das ist unendlich, so lang ihm Kräfte zureichen!“ — Es sind alles nur Bekenntnisse; dramatisch haben diese Stücke — Stella, Erwin, Claudine — nicht den geringsten Werth; sich auszusprechen, darauf kam es allein der Jugend an.

Das Musterstück der Zeit wurde der Ugolino. — Auch die Theater (Seyler hatte das Hoftheater in Dresden übernommen, während Echhoff als artistischer Director in Gotha blieb) förderten diese Neigung der Poeten. — 28. Febr. 1775 erließ Schröder in Hamburg in Gemeinschaft mit seiner Mutter eine Preisausschreibung für ein gutes Theaterstück (20 Louisd'or): „ob wir gleich Trauerspiele in Versen nicht ganz ausschließen, so werden uns gleichwohl die in Prosa von sonst gleicher Güte viel lieber sein.“ Auch Uebersetzungen sollten honorirt werden: „doch würde uns sehr angenehm sein, wenn ganz fremde und wenig bekannte Sitten und Gebräuche anderer Nationen mit

deutschen vertauscht würden.“ Bode hatte die Anregung gegeben. Unter den eingesandten Stücken fanden sich seltsamer Weise drei, die einen Brudermord behandelten: nicht weil Schröder es so vorgeschrieben, sondern weil der Geschmack der Zeit auf dergleichen ging.

Das eine davon war „Julius von Tarent“, das Lessing, als es im folgenden Jahr im Druck erschien, Goethe zuschrieb: er hätte eher seinen eignen Stil darin erkennen können; auf Sprache, Charakteristik und den Zug der Handlung hatte Emilia Galotti viel stärker eingewirkt als Clavigo. Neben diesen beiden Stücken konnte sich „Julius von Tarent“ gar wohl sehn lassen, und mit ihnen gemeinsam Schule machen. Der künstlerische Verstand ist vorwiegend thätig: die doppelte Parallele zwischen dem wilden, trotzigem Guido und dem poetischen, empfindsamen Julius, zwischen der leidenden Blanca und der mit Bewußtsein resignirenden Julia ist fein gedacht; die Handlung geht durch Klostersraub, Brudermord, Wahnsinn, Hinrichtung des Sohns durch den Vater bis zum schließlichen Memento mori und definitiven Verfall des alten Hauses in angemessener Steigerung fort; die Sprache ist knapp, durchdacht wie bei Lessing, geistreich aber ohne eigentliches Feuer, und in der Zeichnung der Figuren ist nichts unrichtig, wenn sie auch nicht aus dem Vollen geschöpft sind. Die Färbung ist für den wilden Stoff vielleicht ein wenig zu bürgerlich. — Es ist für Schröder's damalige Geschmacksbildung kein günstiges Zeugniß, daß er diesem Stücke den Preis nicht ertheilte; aus Verdruß soll Leisewitz die Poesie ganz aufgegeben haben: der Drang wird bei ihm wohl nicht groß gewesen sein.

Den Preis erhielten „die Zwillinge“, deren Stoff mit jenem so übereinkommt, daß augenscheinlich eine gemeinsame Quelle zu Grunde liegt. Aber die Behandlung zeigt einen vollständigen Gegensatz: Guelso der Brudermörder, Guido's Ebenbild, fängt mit Tobsucht an und hört mit Tobsucht auf, und die andern Personen suchen mit ihm nach Kräften zu wetteifern. Von Composition ist gar nicht die Rede, doch ist dem Dichter in einigen Scenen gelungen, die fieberhafte Gluth bis zu einem grauenhaften Eindruck zu steigern*).

Der Dichter war Klinger, der in demselben Monat, wo Schröder's Aufforderung erschien, an einen Freund schrieb: „Mit mir siehst's windig aus; ich bin in der fatalsten Situation, die sein kann. Ich mag nichts detailliren, dulden will ich, so lang meine Kraft aufrecht bleibt. Mich zer-

*) „Wie könnt ihr lieben Leute!“ schreibt Bürger später, „auch von der übertriebenen Sprache hintergehn lassen, das Stück schön zu finden! Es ist kein einziger natürlicher Charakter darin. Der Guelso ist eine Bestie, die ich mit Wohlgefallen für einen tollen Hund todschießen sehn könnte. Von Lisbon bis zum kalten Obh, wie Hamlet singt, ist außer dem Tollhause kein solcher Charakter.“

Eschmidt, Julian, Geschichte des geistigen Lebens. II.

reißen Leidenschaften, die dir unbekannt sind. Es ging arg mit mir und ist noch, denn die Sache ändert sich nicht. Jeden andern müßt' es niederschmeißen, und daß ich steh', weiß ich nicht, wem ich's zuschreiben kann und soll. Ich möchte jeden Augenblick das Menschengeschlecht und Alles, was wimmelt und lebt, dem Chaos zu fressen geben und mich nachstürzen." — Im Mai finden wir ihn in Zürich. — Gleichzeitig mit den Zwillingen ließ er zwei Stücke drucken, von denen er das eine als Gymnasiast, das andere als Student gemacht hatte: „Das leidende Weib“, eine wüste Ehebruchgeschichte, und „Otto“, ein Ritterstück mit den stärksten Reminiscenzen an Götz, nur daß sich das heimliche Verbrechen in die Inquisition verwandelt hat. Schon im „leidenden Weib“ — die Sprache ist von einer Verwilderung, daß selbst Fiesco dagegen verblaßt — deutet eine Figur, „der Doctor“, augenscheinlich auf Goethe: „den könnt ihr nun wieder Alle nicht fassen. Der erste von den Menschen, den ich je gesehen. Der alleinige, mit dem ich sein kann. Der trägt Sachen in seinem Busen! Die Nachkommen werden staunen, daß je so ein Mensch war.“

Da die Stücke anonym erschienen, wurden sie fast allgemein Lenz zugeschrieben, der in der That auf Klinger wenigstens einen ebenso großen Einfluß ausgeübt hat als Goethe. Klinger war damals von einer erstaunlichen Productivität; auch die Trauerspiele, die erst im folgenden Jahr erschienen, wurden damals geschrieben: „Simsone Grimaldi“, „die neue Arria“ (in der Stidluft eines an Giftmord und ähnliche Unthaten gewöhnten italienischen kleinen Hofes erhebt sich ein wirklich kühn angelegtes titanisches Weib, Donna Solina) und „Sturm und Drang“, welches, obgleich dramatisch ganz verfehlt, dennoch für jene Periode, der es den Namen gab, das wichtigste ist.

Drei Kraftmenschen — Wild, Lafeu und Blasius — ziehn in den amerikanischen Freiheitskrieg — an dessen Bildern die Gährung der deutschen Jugend ein willkommenes Ferment fand — weniger um der Sache willen als sich auszutoben. „Seid gescheut, Freunde!“ sagt der eine: „ich brauch' und lieb' euch, und ihr mich vielleicht auch. Der Teufel konnte keine größere Narren und Unglücksvögel zusammenführen als uns. Deswegen müssen wir zusammen bleiben, und auch des Spases halber. Unser Unglück kommt aus der eignen Spannung unsers Herzens, und die Welt hat dabei weniger gethan als wir . . . Mir ist so weh wieder. O könnte ich in dem Raum dieser Pistole existiren, bis mich eine Hand in die Luft knallte! — O Unbestimmtheit! wie weit, wie schief führst du die Menschen! — Um aus der gräßlichen Unbehaglichkeit und Unbestimmtheit zu kommen, mußst' ich fliehn. Ich meinte die Erde wankte unter mir, so ungewiß waren meine Tritte . . . Bin Alles gewesen. Ward Handlanger, um was zu sein. Lebte auf den

Alpen, weidete die Ziegen, lag Tag und Nacht unter dem unendlichen Gewölbe des Himmels, von den Winden gekühlt und von innerm Feuer gebrannt. Nirgend Ruh, nirgend Raft. — Seht, so strotze ich voll Kraft und Gesundheit, und kann mich nicht aufreiben. Ich will die Campagne mitmachen, da kann sich meine Seele ausrecken, und thun sie mir den Dienst und schießen mich nieder, gut dann! ihr nehmt meine Vaarschaft und zieht.“ Der andere: „In meiner Jugend war ich ein Poet, hatte glühende, schweifende Phantasie, das haben sie mir so lange mit ihrem eiskalten Wasser begossen, bis der letzte Funken erlosch. Und die häßliche Erfahrung, die scheußliche Larve von Menschengefährten all, wenn man Alles mit Liebe umfassen will! da ein Johngelächter! da ein Satan! Ich stand da wie ein ausgebrannter Berg; ging durch Zanberörter, kalt und ohne empfindendes Gefühl. Das schönste Mädel rührte mich ebensowenig wie die Fliege, die um den Thurm schwirrt. Um des Elends los zu werden, bestimmte sich meine Seele anders zu fühlen und zu sehen wo ihr kalt bleibt.“ — Endlich der dritte hat wegen eines Todschlags in einem Thurm gefessen: „Da kriegt der Mensch Empfindungen! Da schwillt das Herz und dann dort das Herz — und verlegt der Mensch. Ich hab's soweit gebracht, nichts zu lieben, und im Augenblick Alles zu lieben, und im Augenblick Alles zu vergessen. Ich betrug' alle Weiber, dafür betrügen mich alle Weiber. Sie haben mich geschunden und zusammengebeückt, daß Gott erbarm! Ich hab' alle Figuren angenommen —“ u. s. w. — Was mit diesen Originalen Alles vorfällt, ist nicht der Mühe werth in Betracht zu ziehen. In spätern Jahren schrieb Klinger über die tollen Ausgeburten seiner Jugend: „Ich kann heute so gut darüber lachen als einer; aber soviel ist wahr, daß jeder junge Mann die Welt mehr oder weniger als Dichter und Träumer ansieht. . . Nichts reißt ohne Gährung. Gewiß sind die Regeln des französischen Theaters dem thätigern, rauhern und stärkern Geist der Deutschen nicht genug. . . Also wäre das wilde Thun bisher doch nichts anders, als eine Form suchen, die uns behage. Machten wir eine Nation aus, so hätten wir dieselbe gewiß vorgefunden.“

Der andre Frankfurter Freund Goethe's, der ihn im „Promethens“ so compromittirt — Leop. Wagner — blieb hinter Klinger nicht zurück. Er hatte schon früher Stücke aus dem Französischen übersetzt (z. B. „der Essigkrämer“) und 1774 die Romanze „Phaeton“ und „confiscable Erzählungen“ geschrieben; nun trat er mit zwei Trauerspielen hervor, die beide, wenn auch etwas zugeschnitten, mit großem Beifall aufgeführt wurden: „die Kene nach der That“ und „die Kindermörderin“. Das erste ist ein Vorbild zu „Cabale und Liebe“, das zweite nannte Goethe ein Plagiat aus seinem „Faust“, dessen Entwurf er Wagner mitgetheilt hatte. Die Erklärung ist nur

insofern von Wichtigkeit, als sie zeigt, was dem Dichter damals als die Hauptsache des Faust vorkam; um Kindermordgeschichten hätte sich Wagner auch anderwärts umthun können. Das Stück ist greulich, aber an theatralischer Technik wie an realer Menschenbeobachtung geht es weit über Klinger's Versuche heraus. Noch schrieb Wagner: „Leben und Tod Sebastian Silig's“; er wurde bei der Seyler'schen Gesellschaft angestellt, und starb schon 4. März 1779.

Auch der ehemalige Vorsteher des Ritterordens in Weplar, v. Goué, leistete Sturm- und Drang-Trauerspiele: „Amalifunde und Gulliver“; „Mafuren oder der junge Werther, nach dem Myrthen“; auch an Elegien ließ er es nicht fehlen. — Mit größerem Talent trat der Maler Müller aus Kreuznach auf, geb. 1750; zuerst mit äußerst realistischen Idyllen, die in ihrer derben Arbeit weit mehr an Voss oder an Heinse als an Geyser erinneren: „der Faun“, „der erschlagene Abel“, „der Satyr Mopsus“, „Bachidon und Milon“, „die Schaffsur“; dann versuchte er sich an einem „Faust“, dessen Anfang mit dem Lessing'schen übereinkommt: die Teufel in einer gothischen Kapelle; Lucifer klagt über die Erbärmlichkeit der Zeit: „kann man noch was Großes in dieser Welt suchen? — will einen einzigen großen kennen lernen, einen einzigen festen und ausgebacknen Kerl, zu dem man sagen könnt', fix und fertig ist der! wagst du's, mir solch einen zu zeigen?“ — Mephistopheles verspricht den Kerl zu schaffen, aber es kommt blos zu Studentenstreichen.

Auch Lenz fuhr in der alten Weise fort, obgleich er zuweilen irre wurde. So schreibt er einmal, als er seinen „Menoga“ wieder ansieht: „Ich verabscheue die Scene nach der Hochzeitnacht. Wie könnt' ich Schwein sie auch malen! Ich, der stinkende Athem des Volks, der sich nie in eine Sphäre der Herrlichkeit zu erheben wagen darf!“ Der Inhalt seiner neuen Komödie „die Soldaten“ (23. Juli 1775 an Herder geschickt) ist wieder wüsth, die Verführung eines Mädchens; aber er hat einen positiven Zweck dabei, es ist eine wirkliche Geschichte und er will das Mädchen an ihrem Verführer rächen. „Bis dahin muß ich noch stumm die Bühne zusammenbeißen und die Leiden des Volks in meinem verborgensten Herzen wüthen lassen.“ Es ist doch ein starker Realismus in diesem theatralisch ganz formlosen Stück. — Ein Weispiel. — Marien's Vater giebt ihr den Rath, den vornehmen Verwerber anzulocken, den bürgerlichen aber nicht abzuschrecken; sie küßt ihm die Hand: „Gute Nacht, Pappuschka!“ Als er fort ist, tritt sie mit einem Seufzer an's Fenster, indem sie sich aufschürt: „Das Herz ist mir so schwer. Ich glaube, es wird gewittern diese Nacht. Wenn es einschläge — (sieht in die Höhe) Gott, was hab' ich denn Böses gethan? — Stolzius, ich lieb' dich ja noch — aber

wenn ich nun mein Glück besser machen kann — und Papa selber mir den Rath giebt“ (zieht die Garbine vor), „trifft mich's, so trifft mich's, ich sterb' nicht anders als gerne.“ — Später begegnet sie dem Vater als Bettlerin.

Auch die Theaterdichter, die nicht zu den eigentlichen Genies gehörten, huldigten dem allgemeinen Geschmaç; so Dr. Unzer in Hamburg in „Diego und Leonore“ (ein Protestant liebt in Portugal eine Katholikin, ein eifersüchtiger Mönch übergiebt ihn der Inquisition, sie vergiften sich, doch wird er vor dem Tode ihr zu Liebe noch katholisch); Sturz in Kopenhagen in der „Julie“, die beide eifrig gegeben wurden.

An Gegenwirkung konnte es nicht fehlen. Wieland schrieb die „Titanomachie“, eine recht gelungene kleine Farce in kraftmännischer Manier; zugleich aber hatte er sich wegen seiner eignen lusternen Bilder nach der andern Seite gegen die Philister der Sittlichkeit zu vertheidigen. Er versuchte das in den „Unterredungen mit dem Pfarrer zu *“ zu thun, freilich mit sehr schlechtem Erfolg, worüber er Jacobi's beständige Vorwürfe zu hören hatte. „Ich soll Geduld mit Ihnen haben,“ schreibt ihm Wieland 9. Apr. 1775: „das will ich auch so lange, bis Ungeduld die letzte Faser vollends abgerissen hat, womit mein Herz mit Ihnen verwachsen war. Klopstock und Goethe haben sich Ihrer Seele bemächtigt, und neben diesen beiden ist für Wieland kein Platz. Ich zweifle, ob die Natur jemals zwei antipodischere Wesen hervorgebracht hat als Klopstock und mich. Er verachtet mich und meint, ich hasse ihn. Darin irrt er. Klopstock ist für mich der Mann im Monde, ein Wesen aus einer mir unbekannten und mit meinen äußern und innern Sinnen in gar keiner Beziehung stehenden Reihe von Dingen, kurz ein Wesen, wovon ich nichts begreife. En un mot, mon ami, je ne me plaindrai jamais de vous, de m'avoir quitté pour Klopstock et pour Goethe. L'amour ne se commande pas. Il y a longtemps que vous cherchez votre Alter Ego: vous aviez cru le trouver en moi; vous vous trompiez; il y a mille différences entre nous, qui à la longue ne pouvaient manquer de faire leur effet.“

„Wäre Goethe,“ antwortet Jacobi 22. April, „Ihnen erschienen, wie er vor neun Monaten mir erschien, in all seiner Liebenswürdigkeit, und es hätte beider Seelen gegenseitige Liebe befruchtet, Ihr Inwendiges jenes gewaltige Wesen erfüllt, das mit dem Aufkeimen des herrlichen Samens angeht und zunimmt mit seinem Gedeihen zu Freundschaft: o wer hätte dann noch an den ruhmlosen in sich gekehrten Bruder Fritz gedacht! — Klopstock ist Ihnen der Mann im Monde — mir war 'er immer Nebenmensch. Den Werth und Unwerth seiner Schriften im Verhältniß zu meinem Individuum hier zu bestimmen, ist nicht nöthig; genug daß zu allen Zeiten ihr Verfasser

wir als ein wunderbarer Geist erschienen, den ich gewünscht, einmal unmittlbarer betrachten zu können. Nun habe ich ihn gesehn, und in ihm einen Menschen erkannt, den ich lieben und hochachten muß. Ihnen würde es nicht anders gehn, und fast in jeder Absicht würden Sie besser mit Klopstock als mit Goethe harmoniren.“

Es war zwischen Goethe und Jacobi nicht mehr Alles in Nichtigkeit. Der Letztere hatte sich während seines Aufenthalts in Frankfurt über den Anfang der „Stella“ sehr befriedigt ausgesprochen; als ihm aber Ende März das ganze „Schauspiel für Liebende“ zugesandt wurde, mit dem alten Schluß, wo der liederliche Fernando beide Weiber heirathet und glücklich wird, wurde er stutzig. Jacobi war ein Ehemann, der seine Frau aufrichtig liebte und in der Familie alle intimen Angelegenheiten zu besprechen pflegte. Zwar huldigte er daneben noch der göttlichen Sophie, aber nur geistig; zwei Weiber zu haben erschien ihm zu viel. Er wurde irre nicht blos am Gedicht, sondern am Dichter, und scheint das ziemlich lebhaft ausgesprochen zu haben; denn Goethe's Erwiderung April 1775 ist leidenschaftlich erregt. „O du Menschenkind! Steht nicht geschrieben: so ihr glaubtet, hättet ihr das ewige Leben! Und du wähnstest manchmal, der Sinn dieser Worte sei in deiner Seele aufgegangen. Sei's nun — geringer kann ich's nicht thun — deine Liebe wag' ich dran — sonst wär' ich der heiligen Thränen nicht werth, die du in Köln an mein Herz weintest. — Lieber Fritz, besinne dich! gieb mir Stella zurück! — Wenn du wüßtest, wie ich sie liebe, und um deinetwillen liebe!“ — Auch an Gutschen stellt Goethe das Stück als Herzenssache dar, zu heilig, um es drucken zu lassen.

In Jacobi blieb doch ein Gemüthsconflict zurück, der später einen höchst seltsamen Verlauf nahm. — Sophie, „das göttliche Weib, zugleich Aspasia und Laura“, wie Heinse sie nennt, hielt sich im Mai bei ihm in Düsseldorf auf, während Wieland in Halberstadt die alte Freundschaft mit Gleim auffrischte. „Sie sind ein glücklicher Mann!“ schreibt ihm Wieland; „Sie haben Sophie, können Sich nach Herzenslust an ihr erlaben, und dürfen ihr horreurs sagen. Ich hätte wohl der dritte Mann dabei sein mögen. Ich bin zwar keiner von denen, welche die Knie beugen; der Nimbus, den ich ehemals um unsere Freundin sah, ist längst verschwunden; aber wie man ihr horreurs sagen könne, weil man sie kennt, ist mir ein gänzlich Geheimniß. Wahrheiten, ganz leise Wahrheiten möchte ich ihr wohl zuweilen sagen; aber ich wollte Alles wetten, meine Wahrheiten würden schlimmer aufgenommen werden als Ihre horreurs, und das aus dem einfachsten Grunde von der Welt.“ — Um diese Zeit schrieb Jacobi den vortrefflichen „Brief an Marianne“ über die Gefahren der Coquetterie, das Vorspiel zum „Allwill“. Heinse fuhr in

der Uebersetzung des Tasso in Prosa fort, und schrieb in den Mercur Briefe über den Ricciardetto; Werthes war in der Schweiz; K. Schmidt veröffentlichte seine „Catullischen Gedichte“; Georg Jacobi wurde durch Goethe zu namhaft bessern Leistungen angeregt; Wieland's Dichtungen in dieser Periode („Der Mönch und die Nonne auf dem Mädelstein“) waren sehr schwach; mit besonderer Vorliebe — als Prinzenhofmeister — schrieb er an der Fortsetzung des „Goldenen Spiegels“, der „Geschichte des weisen Danischmends“, der in dem schönen Thal Samal ein herrliches Naturleben der Unschuld gründet, wo lauter Guller's sich ihres Rousseau'schen Daseins freuen, bis leider Kalender und Fakire eintreffen, Aberglaube, Luzus und Niederlichkeit verbreiten, und so das Paradies zerstören. — Die Fortsetzung des Shakespeare hatte Eschenburg übernommen, dem Lessing mit seiner gelehrten Kenntniß zu Hülfe kam.

Trotz aller Gunst, die Klopstock in Karlsruhe empfing, fühlte er sich doch auf die Länge dort nicht wohl; er reiste plötzlich ohne Abschied fort (— doch erhielt ihm der Markgraf sein Wohlwollen und seinen Gehalt —), traf 30. März 1775 bei Goethe ein, und besuchte dann, bis zum 10. April, die Freunde in Göttingen. Dann fanden sich Alle bei Frau von Winthelm in Hamburg zusammen: auch Voß, Miller aus Leipzig und die beiden Stolberg; Voß zog ganz zu Claudius, der die Redaction des Boten niederlegte, nach Wandsbeck (einige Zeit darauf besuchte er seine Eltern), eben dahin folgte ihm Hölty.

Aus Hamburg reisten die beiden Stolberg Anfang Mai mit ihrem Freunde v. Haugwitz zu Goethe, der seiner Liebe entfliehn wollte und sich zu einer Schweizerfahrt verstanden hatte. Im Goethe'schen Hause predigten die Grafen, die eben Freiheitsoden drucken ließen, zur Vermunderung der Frau Rath von Tyrannenblut; sie erregten als vornehme Revolutionärs durch Baden im Freien den Anstoß des sittlichen Spießbürgers. Merck, denen sie Goethe 20. Mai zuführt, sagte: „daß du mit diesen Burschen ziehst, ist ein dummer Streich; deine Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben, die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts als dummes Zeug.“ Friedrich Stolberg erfreute sich noch dazu eben einer unglücklichen Liebe, von der er viel Wesen machte; gegen Goethe ging er überhaupt mehr heraus, als gegen die Pfarrer- und Bauernsöhne in Göttingen.

Von Eili nahm Goethe keinen Abschied. Die Reise ging über Mannheim, Karlsruhe, Straßburg; in Emmendingen befaßl ihm (4. Juni) seine

Schwester Cornelia, die sich in ihrer Ehe unglücklich fühlte und daher gegen jede Liebe mißtrauisch war, sich von Eili zu trennen. Ueber Schaffhausen ging es nach Zürich, wo Lavater jetzt Prediger an der Waisenhauskirche war.

Im April war sein neues „Phyognomisches Fragment zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe“ mit dem Motto: „Gott schuf den Menschen sich zum Bilde!“ durch Goethe herausgegeben, dem Markgrafen von Baden zugeeignet, prächtig ausgestattet, mit einer Menge von Portraits und Idealfiguren, deren Ausführung durch Zeichner und Setzer Lavater selbst freilich nicht genügen wollte, und die er in den Noten kritisirte. Es bestand aus einer Reihe einzelner Aufsätze, die nur durch den Gegenstand zusammenhängen: sie suchten alle, freilich mehr durch Versicherungen als durch Beweise, zu erhärten, daß Phygnomik nicht bloß eine Kunst, sondern eine Wissenschaft sei. „Ich finde,“ schreibt Merck an Nicolai, „den Theil gut geschrieben, weil von den anstößigen Bemerkungen nichts vorkommt, sondern nichts als Brei und Milchspeise ausgeknet wird. Der Stil, so wunderbar buntschiefzig er ist, hat doch Farbe. Die lächerlichen Herrlichkeiten, die er bei verunglückten Silhouetten ausgekratzt hat, haben mich angeekelt. Denn was hilft, daß, was man a priori weiß, in die stumpfen Umrisse zu legen, und nachher zu fordern, daß alle Menschen die in die Eh- und Bettgeheimnisse seiner Bekannten und Freunde nicht eingeweiht werden, alles das auch sehn sollen.“

Gleich nach dem Erscheinen dieser Schrift war Lavater eine schwere Kränkung zugefügt worden. Ein junger Geistlicher in Zürich, Hottinger, früher sein eifriger Anhänger, hatte „Nachrichten“ über ihn veröffentlicht, in welchen er ermahnt wurde, seinem unbändigen Leibpferdchen, der Imagination, worauf er manchmal über Stod und Staude ventre à terre herumjage, den Kappzaum anzulegen. Wenn sein Kopf einmal von einer Idee warm sei, so habe er für alles Uebrige keinen Sinn mehr; er gleiche einem Liebhaber, dem, wo er gehe und stehe, immer nur sein Mädchen vor Augen sei, oder vielmehr gewissen Chinesen, die, wenn sie einige Jahre hindurch unausgesetzt auf ihre eigne Nasenspitze gesehen, nichts als Ein- oder Ausichten in die Essenz der Gottheit träumten. Von seiner Wundersucht waren eine Masse lächerlicher Geschichten erzählt, und wenn auch Lavater, Pfenniger u. s. w. die Antwort nicht schuldig blieben, so that die Schrift doch in Zürich eine um so größere Wirkung, da gleichzeitig eine höhnische Erklärung Semler's veröffentlicht wurde, den Lavater aufgefordert hatte, die Wundercuren Gagner's unparteiisch zu prüfen. Herder, der in der Sache ganz mit ihm einig war („Ich glaub' so gut wie du wirkliche Teufel“, 20. Mai), konnte ihn doch nicht trösten: „Ich bin so nichts in mir,“ schreibt ihm Lavater; „so entsetzliche Leere bei

dem tiefen Wunsch, Wahrheit zu sein, bei der großen Sehnsucht nach Liebeskraft. Ich bin so entsetzlich flüchtig . . . O Herder! all unser Wissen, Empfinden und Lieben ist nichts, bis Gott uns gesagt: hier bin ich!"

Für seinen Leumund in Zürich mußte ihm der Besuch vornehmer und verehrender Fremder höchst willkommen sein. Es macht ihm Ehre, daß er ihnen empfahl, den alten Bodmer zu besuchen, der doch in Sachen Gottinger's keineswegs seine Partei ergriffen hatte. Gleich nach der ersten Begrüßung führte ihm Goethe die Stolbergs zu, die ihm förmlich zu einem physiognomischen Portrait saßen. Friedrich Leopold's Portrait spricht entschieden für Lavater's gutes Auge.

„Siehe den blühenden Jüngling von 25 Jahren! das leicht schwebende, schwimmende, elastische Geschöpf! es liegt nicht; es steht nicht; es stemmt sich nicht; es fliegt nicht: es schwebt oder schwimmt. Zu lebendig, um zu ruhen, zu locker, um festzustehn, zu schwer und zu weich, um zu fliegen. Ein Schwebendes also, das die Erde nicht berührt . . . Keine drohende Obermacht; kein eiserner Muth — elastisch reizbarer wohl, aber kein eiserner; kein fester, forschender Tiefsinn; keine langsame Ueberlegung oder kluge Bedächtlichkeit . . . Und doch nicht die mindeste Steifheit im Blick oder Urtheil! und doch der unbefleckteste Wahrheitsinn! Immer der innige Empfinder, wie der tiefe Ausdenker . . . Ewiger Schwebler, Seher, Idealist, Verschönerer, Gestalter aller feiner Ideen! Immer halbtrunkener Dichter, der sieht was er sehen will! . . . Sein Blick nicht Flammenblick des Adlers! . . . Die Aufgezogenheit seiner vorragenden Oberlippe gegen die unbeschnittene, unedige, vorhängende Nase zeigt, bei dieser Beschlossenheit des Mundes, viel Geschmaç und seine Empfindsamkeit; der untere Theil des Gesichts viel Sinnlichkeit, Trägheit, Achtlosigkeit. Der ganze Umriss des Halbgesichts Offenheit, Redlichkeit, Menschlichkeit, aber zugleich leichte Verführbarkeit und einen hohen Grad von gutherziger Unbedachtbarkeit, der Niemand als ihm selber schadet. Im Bogen der Augenlider und im Glanz der Augen sitzt nicht Homer, aber der innigste Ergreifer Homer's . . . Die halblichtbaren Augenlider, von einem solchen Bogen, mehr feinführender Dichter, als nach Plan schaffender Künstler; mehr der verliebten als der strengen . . . Das ganze Angesicht des Jünglings ist viel einnehmender und anziehender als das um etwas zu lockere, zu gedehnte Halbgesicht; das Vordergesicht zeugt bei der geringsten Bewegung von empfindsamer, sorgfältiger, erfindender, ungelerner innerer Güte, und sanft zitternder, Unrecht verabscheuender, freiheitsdürstender Lebendigkeit. Es kann nicht den geringsten Eindruck von den vielen verbergen, die es auf einmal, die es unaufhörlich empfängt. Jeder Gegenstand, der ein naheß Verhältniß zu ihm hat, treibt das Geblüt in die Wangen und Nase; die jungfräulichste Schamhaftigkeit im Punkt der

Ehre verbreitet sich mit der Schnelle des Blizes über die zart bewegliche Haut.“

Durch ihr vornehm burschikoses Wesen erregten die beiden Grafen in dem ehrsam spießbürgerlichen Zürich argen Anstoß, und warfen einen Schatten auch auf Lavater, weil er mit ihnen verkehrte. Goethe trennte sich bald von ihnen, und machte mit seinem Landsmann Passavant, einem jungen Geistlichen, eine Fahrt in die Urkantone. 16. Juni war er in Schwyz: „Lachen und Jauchzen bis um Mitternacht!“ 21. Juni auf dem St. Gotthard. Hier kehrte er um, obgleich sein Freund ihn zu einer Reise nach Italien zu bewegen suchte: noch war Lili's Anziehungskraft, der er entfliehen wollte, zu stark. „Ach Lili konnte nicht so leicht von diesem Herzen fallen!“ „Er ist der alte freigeborne Vogel nicht, er hat schon einem angehört!“ Das wunderholde Lied entstand hier, ebenso das „auf dem See“. „Und frische Nahrung neues Blut —“, „Aug' mein Aug', was sinkst du nieder —?“ — Auch an Lotte erinnerte er sich wieder einmal, und schrieb ihr einen zärtlichen Brief, ebenso an Gustchen. — Die Landschaften bildlich zu fixiren, drängte es ihn stärker als je: „Was ist denn das, dieses sonderbare Streben von der Kunst zur Natur, von der Natur zur Kunst zurück? Deutet es auf einen Künstler, warum fehlt mir die Stetigkeit? ruft's mich zum Genuß, warum kann ich ihn nicht ergreifen?“ Die Stelle steht in den Schweizerbriefen, die als Nachtrag, als Vorgegeschichte des Helden dem Werther zugefügt wurden: über die Freiheit der Schweizer wird darin ziemlich verächtlich geurtheilt.

Als er 2. Juli nach Zürich zurückkehrte, fand er die Stolberg's schon abgereißt. Mit Lavater und seiner Freundin, Frau Barbara Schultze, geb. 1745, verlebte er einige genussreiche Tage. 12. Juli ging es weiter; im Schwäbischen scheint er Schubart aufgesucht zu haben*), jenes verkommene Genie, dessen innere Geschichte durch Strauß dem deutschen Volke bekannt gemacht ist. Geb. 26. März 1739 in Oberfontheim, Lehrer und Kantor in verschiedenen Städten, in ärmlichen Verhältnissen 10. Jan. 1763 vorzeitig verheirathet, gewissenlos in seiner Ehe wie in seinem Haushalt, war er seit Sept. 1769 als Organist in dem liederlichen Ludwigsburg völlig verdorben. 21. Mai 1773 seines Dienstes entsetzt, hatte er in München nicht übel Lust, katholisch zu werden — rein des Auskommens wegen, darüber machte er sich keine Illusion! — Doch fand er in Augsburg eine passende Beschäftigung in der Herausgabe der „Deutschen Chronik“, die für Süddeutsch-

*) Wahrdt war um diese Zeit in der Nähe von Zürich, in Marsching, als Director eines Philanthropins, wo er es aber nicht lange aushielt.

land von hoher Wichtigkeit war: mit schlagendem Witz wurden die schwachen Seiten der Großen und der Spießbürger gegeißelt, und für die neuen Ideen, für Friedrich den Preußen, für Klopstock, für Sturm und Drang die Sympathie des Volks geweckt. „O England, von deiner Laune und Freiheit nur diesen Hut voll!“ hatte er in der „Deutschen Chronik“ ausgerufen; aber der Bürgermeister von Augsburg sagte: „es hat sich ein Vagabund eingeschlichen, der begehrt für sein heilloses Blatt einen Hut voll englischer Freiheit; nicht eine Nußschale voll soll er haben!“ und Schubart mußte Anfang 1775 nach Ulm entweichen, wo er mit seiner Chronik viel Glück machte (Miller u. a. war sein Freund), bis er 23. Jan. 1777 durch einen Gewaltstreich desselben Herzogs von Würtemberg, durch den Moser gelitten, verhaftet, und viele Jahre lang auf dem Hohenasperg in schändlicher Haft gehalten wurde.

Auch mit Venz scheint Goethe in Straßburg zusammengetroffen zu sein. Dieser verzehrte sich noch immer in dem unglücklichen Bestreben, sich sein Verhältniß zu dem glücklichen Nebenbuhler um die Gunst des Volks in's Reine zu setzen. Aus diesem Bestreben ging ein aristophanisches Lustspiel, Pandemonium Germanicum hervor, über die Wirren der neuen Literatur, in dem er sich zwar Goethe subordinirte, und für sich nur in Anspruch nahm, mit ernstem, mühevолlem Kampf gewollt zu haben, was Goethe mit Leichtigkeit erreicht: aber man sieht doch, daß die Sache ihn drückte. Für Jacobi's „Iris“ schrieb er damals verschiedene Gedichte, auch über Goethe und Friederike; er selbst war seit dem März von einer neuen Leidenschaft erfaßt, zu einem vornehmen Hoffräulein, Adelaide v. Waldner: wieviel in diesem Verhältniß Phantasie oder Wirklichkeit war, ist müßig zu untersuchen, aber in seinen spätern dramatischen und lyrischen Versuchen spielt es die Hauptrolle, das Amazonenkleid und das Portrait der Gefeierten drängt sich überall vor. — Es ist mitunter ein schön wilder Ton in diesen Gedichten. So an das Herz: „Kleines Ding, um uns zu quälen hier in diese Brust gelegt! Ach, wer's vorfah', was es trägt, würde wünschen, thätst ihm fehlen! Deine Schläge, wie so selten mischt sich Lust in sie hinein! und wie Augenblicks vergelten sie ihm jede Lust mit Pein! Ach und weder Lust noch Qualen sind ihm schrecklicher als das: kalt und fühllos! O ihr Strahlen, schmelzt es lieber mir zu Glas! Lieben, hassen, fürchten, zittern, hoffen, zagen bis in's Mart, kann das Leben zwar verbittern; aber ohne sie wär's Quark!“ — „Nein ich schreie: Vater! Retter! dieses Herz will ausgefüllt, will gesättigt sein! zerschmettre lieber sonst dein Ebenbild!“ — „— — Zwar wär' es Sünd' auf lebenslang, doch macht mir nicht die Hölle bang!“ — „Du allein giebst Trost und Freude; wärst du nicht in dieser Welt, straks fiel alle Lust zusammen, wie ein Feuerwerk zerfällt. Wenn die schöne Flamme' erlischt, die das all gezeu-



bert hat, bleiben Rauch und Brände stehen vor der königlichen Stadt.“ — Dann wieder sanfter: „Du nicht glücklich? stolzes Herz, was für Recht hast du zum Schmerz? ist's nicht Glüd genug für dich, daß sie da ist, da für sich?“ — „An ihrem Blicke nur zu hangen verlang' ich, weiter nichts, und von dem Reichthum ihres Lichts ein Fünkchen in mein Herz zu fangen.“ — Mit Merck und Lavater stand er schon längere Zeit in Briefwechsel; mit leidenschaftlicher Verehrung sucht er sich nun Herder zu nähern: „Ach so lange ausgeschloffen, unstät, einsam und unruhvoll! Meinen edelsten Freunden ein Räthsel; mir selbst ein Exempel der Gerichte Gottes, der nie ungerecht richtet, und selbst wo er züchtigt, einen Herausblick zu ihm erlaubt.“

In Darmstadt fand Goethe den alten Freund Herder vor, der sich seit dem 2. Juni mit seiner Frau daselbst aufhielt. Noch kurz zuvor hatte er sich über Merck mit äußerster Verachtung ausgesprochen; jetzt fand er ihn „besser und mitleidwürdiger“; Merck hatte durch Krankheiten und Todesfälle in seiner Familie viel gelitten, er hatte sich jetzt resignirt, in Darmstadt zu bleiben. Auch er fand Herder „sehr zu seinem Vortheil verändert, ungleich toleranter und mäßiger. Das Bissige mag immerfort Bestandtheil seines Wesens bleiben, es ist aber doch sehr eingewickelt.“ Herder hatte inzwischen nicht gefeiert: da die „älteste Urkunde“ in Hannover kein Glüd gemacht, hatte er sich populärer auszudrücken gesucht; noch Oct. 1774 war gefolgt „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit; Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts“: Herder suchte eine stufenweise fortschreitende Offenbarung in der Geschichte nachzuweisen. Darauf: „Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblüht“, welcher Abhandlung die Berliner Akademie Juni 1775 den Preis ertheilte, obgleich Herder selbst sie für eine belletristische Schulübung erklärte. April 1775 hatte er, wohl mit Kleukers Beirath, die „Erläuterung zum N. T. aus einer neu eröffneten morgenländischen Quelle (Zend-Avesta)“ veröffentlicht, die der Zeit nach mit einer ganzen Reihe ähnlicher Schriften zusammenfiel: Meiners' „Vorlesungen über die Religionsgeschichte der alten Völker, besonders der Aegypter;“ desselben „Ueber die Mythen der Alten, besonders die Eleusinischen Geheimnisse“ (welche letztere, ungefähr wie die Freimaurer, als eine Zuflucht der reiferen Religiosität in platonischer Art gegen die Roheit des Volksglaubens dargestellt wurden); Wieland's geistvolle kleine Abhandlung „über die Brahminen“, worin er zur lucianischen Vorsicht gegen die morgenländischen Bücher ermahnte, das pantheistische Emanationssystem als die Basis aller orientalischen Religionen, mit Ausnahme der jüdischen nachwies, und gegen die rationalistische Einmischung der Philosophie in die Theologie eiferte; des Alchymisten Dberreit (geb. 2. Dec. 1725 zu Arbon) „Verthei-

digung der Mystik und des Einsiedlerlebens" gegen Zimmermann; endlich Hamann's „Hierophantische Briefe“, Juni 1775, gegen Starck und Meiners, über die sich Herder herzlich freute, und welche Merck „einen dunkeln Himmel“ nannte, „mit tausend herrlichen Sternlein besät.“ Es ist wieder eine höchst wunderliche Composition: Deismus, Katholicismus und Heidenthum wird als verwandt dargestellt, das echte Christenthum in der lutherischen Kirche gefunden, das romantische Durcheinander von orientalischen, griechischen und christlichen Mysterien mit löblichem Ernst bekämpft. „Der Skepticismus scheint sehr natürlich in eine übertriebenere Verleugnung des Sensus communis zu verfallen, als diejenige ist, welche man aus bloßer sittlicher Scheu für die im Evangelio aufgedeckte Herunterlassung zur Thorheit und Schwäche und Trost unsers im Ganzen genommenem Geschlechts schuldig wäre. Daher ist die unvermeidliche Folge des künstlichen Unglaubens eine ebenso unerkannte als unwillkürliche Leichtgläubigkeit.“ — „Von Hamann,“ schreibt Claudius an Herder, „habe ich diesen Winter verschiedene Briefe gehabt, die ich alle gelesen, aber, versteht sich, nicht verstanden habe. Indes versteht man doch hier und da ein halbes Wort, und wer hat es denn gesagt, daß man alle Briefe verstehen soll, die man liest? Ich mag mit dem Zeichendeuter gern zu thun haben.“ Auch empfahl ihn Hamann lebhaft in der Königsb. Z. — Zwischen Herder und Hamann dauerten die alten Klagen fort, daß sie einander nicht verstanden: „Gott versteht uns!“ tröstete sich Herder mit Sancho Panza. — Die Allg. Dt. Bibl. gab um diese Zeit ein Bild von Hamann's Gesamtwirken, ziemlich grob und oberflächlich; der Leser sagt zum Schluß: „wenn es nicht darum wäre, daß man ein solches Buch auch einmal müßte gelesen haben, so hätte ich auf das bißchen Wahrheit, das ich unter diesem Schwall von dunkeln Schattenbildern von fern mehr errathen als erkannt habe, auch wohl ohne ein Buch kommen können.“ Hamann ließ sich nicht irren, er fuhr fort, in apokalyptischen Visionen und buntscheckigen Bildern gegen den gesunden Menschenverstand zu eifern, der statt Kelch und Brod Worte und Steine gebe, und den Satz zu vertheidigen: „jeder Mensch ist Schöpfer und Urbild seiner ihm gesunden Vernunft.“

Von Merck begleitet, kehrte Goethe 25. Juli 1775 aus Darmstadt nach Frankfurt zurück. Vili's Zauber machte sich wieder geltend; alle Tage war er um sie. „Gustchen, Gustchen!“ schreibt er 3. Aug. aus Offenbach, wohin er sie begleitet, „ein Wort, daß mir das Herz frei werde! nur einen Händedruck!.. Diese Thränen und dieser Drang! O daß ich Alles sagen könnte! Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich

trübe, — ich! . . . Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinnen sog. Engel und ich saße wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagei auf der Stange; Gustchen, und Sie so weit! So weit! . . . Ich saß eine Viertelstunde in Gedanken, und mein Geist flog auf dem ganzen bewohnten Erdboden herum. Unglückliches Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will! Entweder auf einem Punkt, fassend, festklammernd, oder schweifen gegen alle vier Winde! Selig seid ihr, verklärte Spaziergänger, die mit zufrieden anständiger Vollendung jeden Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen und ihres Tagewerks göttergleich sich freuen! — . . . Ich höre ihre Stimme —“ — Dort bleibt er, schreibt an Lavater, an die Karschin 16. Aug: „Ich treibe mich auf dem Lande herum, um das Leid und die Freude, was eben Gott jungen Herzen gegeben, in freier Luft zu genießen. Geschrieben hab' ich allerlei, gewissermaßen wenig und im Grunde nichts. Wir schöpfen den Schaum von dem großen Strom der Menschheit mit unsern Kielen, und bilden uns ein, wenigstens schwimmende Inseln gefangen zu haben.“ Und an Merck: „Ich bin wieder garstig gestrandet, und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war. Ich passe wieder auf neue Gelegenheit abzubringen. Allenfalls magst du meinem Vater beweisen, daß er mich auf's Frühjahr nach Italien schicken müsse — d. h., Ende des Jahres muß ich fort; daur' es kaum bis dahin, auf diesem Passin herumzugondoliren und auf die Frosch- und Spinnenjagd mit großer Freilichkeit auszugehn.“ „Es waren Augenblicke,“ erzählt er später, „wo die vergangenen Tage sich wieder herzustellen schienen, aber gleich wie wetterleuchtende Gespenster verschwanden. Es war ein vermünschter Zustand, der sich dem Hades, dem Zusammensein jener glücklich-unglücklich Abgeschiedenen vergleichen läßt.“

Noch schlimmer wurde es, als mit der Messe eine Schaar von Vili's Verwandten ankamen, und Goethe durch Eifersucht gepeinigt wurde. Die Stimmung drückt „Vili's Part“ aus, wo der verzauberte Bär erst die Götter anruft, ihm die Freiheit zu schaffen, dann aber hinzusetzt: „Nicht ganz umsonst reiß' ich so meine Glieder: ich fühl's, ich schwör's! Noch hab' ich Kraft.“ — Das himmlische „Herbstgefühl“ und das „Bundeslied“: „In allen guten Stunden, erhöht von Lieb und Wein“ — sind gleichfalls aus dieser Zeit. — Wenn übrigens Vili Lust gehabt hätte, eifersüchtig zu sein, an Grund hätte es ihr nicht gefehlt. — „Ich hab' immer eine Ahnung,“ schreibt Goethe an Gustchen 10. Sept., „Sie werden mich retten aus tiefer Noth, kann's auch kein weibliches Geschöpf als Sie. Neulich reiß' ich zu Ihnen, durchzog in trauriger Gestalt Deutschland, sah mich weder rechts

noch links um, nach Kopenhagen, und kam und trat in Ihr Zimmer und fiel mit Thränen zu Ihren Füßen und rief: Gustchen, bist Du's!" — 14. Sept. „Was Sie von Lili sagen, ist ganz wahr. Unglücklicherweise macht der Abstand von mir das Band noch fester, das mich an sie zaubert. Ich kann, ich darf Ihnen nicht Alles sagen.“ — 17. Sept. „Ich machte eine Scene an meinem Faust; verliebte ein Paar Stunden mit einem Mädchen, das ein seltsam Geschöpf ist; spielte ein paar Stunden Pharaon . . . Mir war's in all' dem wie einer Ratte, die Gift getroffen hat: sie läuft in alle Löcher, schlürft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, das ihr in den Weg kommt, und ihr Innerstes glüht von unauflöschlichem Feuer. Heute vor acht Tagen war ich in der grausamst feierlichst süßesten Lage meines ganzen Lebens. Wie ich durch die glühendsten Thränen der Liebe Mond und Welt schaute, und mich Alles seelenvoll umgab!“ — 20. Sept. „Wenn ich dir mein gegenwärtig Verhältniß zu mehr recht lieben und edlen weiblichen Seelen sagen könnte — nein, wenn ich's könnte, ich dürft's nicht, du hieltest's nicht aus. Ich auch nicht, wenn Alles auf einmal stürmte, und wenn Natur nicht in ihrer täglichen Einrichtung uns einige Körner Vergessenheit schluden ließ.“ —

Um diese Zeit war Zimmermann*) mit seiner Tochter, die er durch seine hypochondrischen Quälereien zur Verzweiflung brachte, in Frankfurt. Er zeigte Goethe verschiedene Silhouetten vor, darunter die einer Frau von Stein in Weimar; Goethe schrieb als Motto: „es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehn, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt.“ „Ich soll Ihnen mehr von Goethe erzählen?“ fragt Zimmermann die Dame; „Sie wünschen ihn zu sehn? Arme Freundin, Sie wissen nicht, wie gefährlich Ihnen dieser lebenswürdige Mann werden könnte.“

In Weimar hatte Karl August, 18 J. alt, an seinem Geburtstag 3. Sept. 1775 die Regierung angetreten; auf seiner Reise nach Darmstadt, wo er die Prinzessin Luise (geb. 30. Jan. 1757) heirathen wollte, sprach er 21. Sept. in Frankfurt vor und lud Goethe feierlich nach Weimar ein. Die Hochzeit fand 3. Oct. statt, und auf der Durchreise 12. Oct. machte der Herzog mit Goethe ab, ihn durch eine Kutsche abholen zu lassen. Goethe machte seine Abschiedsbefuche — die Trennung von Lili war nun entschieden — und zog sich auf sein Zimmer zurück, um am „Egmont“ zu arbeiten. Abgesehen von historischem Costüm, sind es wieder vorwiegend Selbstgeständnisse; sein war — „die ungemessene Lebenslust, das grenzenlose Zutrauen zu sich selbst, die Gabe,

*) Er kam von Lavater, und war vorher, mit Herder zugleich, in Darmstadt bei Merck gewesen.

alle Menschen an sich zu ziehen, und so die Gunst des Volks, die stille Reizung einer Fürstin, die ausgesprochne eines Naturmädchens, die Theilnahme eines Staatsklugen zu gewinnen;" sein waren die Worte: „Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist es dann? Wenn der Morgen uns nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt, ist's erst des An- und Ausziehens werth?" „Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sei?" „Ich stehe hoch, und muß noch höher steigen; ich fühle mir Hoffnung, Muth und Kraft.“

Die Kutsche blieb aus, und der mißtrauische Vater, dem die Sache nie geheuer gewesen, war überzeugt, man wolle den Sohn nur beschämen, um den alten Streich an Wieland zu strafen; er trieb ihn an, nach Italien zu gehn. 30. Oct. reiste Goethe ab, zunächst nach Heidelberg, um mit einem alten Vertrauten über Lili zu plaudern. „Wer Gedächtniß hat," heißt es im Tagebuch, „soll Niemand beneiden. Adieu, Lili! zum zweitenmal. Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden, es hat sich entschieden, wir müssen unsere Rollen einzeln ausspielen. — Und du!" (eine Andere!) „wie soll ich dich nennen, dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Solche Blume, wie nehm' ich Abschied von dir! — Getrost, noch ist es Zeit! die höchste Zeit! — Einige Tage später, und schon — O lebe wohl — bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden!" „Das Weitere steht bei dem lieben Ding, das den Plan zu meiner Reise gemacht hat." („Das liebe Ding, das sie Gott heißen, sorgt doch sehr für mich.") — „Was nun aber der politische, moralische, epische oder dramatische Zweck von allem diesem? — Der eigentliche Zweck der Sache, meine Herren, ist, daß sie gar keinen Zweck hat. Soviel ist gewiß, treffliches Wetter ist's.“

In Heidelberg machte man ihm neue Heirathsvorschläge; er hörte sie ruhig an. Von der Kutsche, die sich verspätet, kam Nachricht; nach einigem Schwanken kehrte Goethe um. „Kind nicht weiter!" rief er mit Egmont der wartenden Freundin zu. „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehn die Sonnenpferde der Zeit mit unserm Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts, als muthig gefaßt die Zügel festzuhalten, und bald links bald rechts vom Steine hier, vom Sturze dort die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!" —

7. Nov. 1775 kam Goethe in Weimar an. „Wie ein Stern ging er auf," schreibt Knebel. „Er hatte noch die Werther'sche Montirung an und viele kleideten sich danach.“ „O bester Bruder," schreibt Wieland 10. Nov. an Jacobi, „was soll ich dir sagen! Wie ganz der Mensch beim

ersten Anblick nach meinem Herzen war! wie verliebt ich in ihn wurde als ich am nämlichen Tage an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß! Alles was ich Ihnen, nach mehr als einer Krisis, sagen kann, ist dies: seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe wie ein Thautropfen von der Morgensonne. Ich bin zu voll, um schreiben zu können. Der göttliche Mensch wird wohl länger bleiben... So unaussprechlich groß, wichtig und lieb mir Goethe geworden ist, so fühle ich doch im Innersten, daß auch Frig, anstatt dabei zu verlieren, mir noch theurer geworden ist als jemals. Mir ist, ich liebe Sie nun auch in ihm. Wenn Sie bei uns wären! Doch es ist besser so, ich könnte euch beide zugleich nicht aushalten; das Feuer von zwei Dämonen, wie ihr seid, würde mich verzehren... Sie können Sich darauf verlassen, daß es zwischen Goethe und mir schon so weit gekommen ist, daß Welt, Sünde, Tod, Teufel und Hölle nichts mehr dagegen ausrichten können.“ — „Mit Goethe und Ihnen,“ erwidert Jacobi unerwartet kühl, „ist es genau so gegangen, wie ich es vorausgesehen hatte. Es wird sich von selbst nach und nach in die Richte senken, und was schadet's, wenn's dabei auch hie und da ein wenig kracht und erschüttert?“

„Haben Sie ein ander Beispiel,“ fragt Wieland Merck, „daß jemals ein Dichter den andern so enthusiastisch geliebt hat?.. Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen Sohn liebe, und, wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön über den Kopf wächst.“ Auch poetisch wurde er nicht müde, den „schönen Zauberer“ zu feiern, der mit seinem Strahlenblick Alles zu seinen Füßen warf. — Seine eigne Dichtung hatte sich der Goethe'schen genähert: „das Wintermärchen“, nach einer Erzählung in 1001 Nacht, das zu Anfang des folgenden Jahrs im Mercur erschien, ist reizend, — beiläufig, ohne Zoten und ohne Dogmen — so daß auch Heine ganz begeistert wurde: „Der Alte wird wieder jung!“ — Die folgenden Erzählungen „Gandalin“ und „Sommermärchen“ (nach einem Roman des Chrétien de Troyes) sind nicht ganz von dieser Reinheit, aber den frühern bedeutend vorzuziehn. Goethe versprach Beiträge für den Mercur. Wieland unterhandelte wegen einer Anstellung in Bayern, entschloß sich aber doch zuletzt, in der „glücklichen Obscurität“ von Weimar zu bleiben.

Noch lustiger wurde die unbändige Studentenwirthschaft, als 26. Nov. die beiden Stolberg in Weimar ankamen. Nachdem der jüngere Bruder eine Kammerherrnstelle in Weimar angenommen, bereisten sie noch einige kleine Höfe, und trafen dann in Berlin mit Claudius zusammen, der 3. Decbr. durch Herder's warme Vermittelung unter dem Titel „Oberlandcommissarius“ von Moser eine Stelle in Darmstadt erhielt: es galt, das Landvoll über

seine wahren Bedürfnisse aufzuklären*). Nachdem Claudius — der Nicolai ganz wohl gefiel — in Berlin Freimannrer geworden war, begleiteten ihn 25. Dec. die Grafen nach Wandsbeck, wo eben auch Voß von einem Besuch in Flensburg wieder eingetroffen war, der sich nun, um Ernestine bald heirathen zu können („der Friede Gottes,“ schreibt er ihr, „umschwebe deine Engelseele; ich liebe dich mit der Liebe der Unsterblichen!“), sich nach allen Seiten um eine Anstellung bemühte: so schrieb er nach Karlsruhe, er sei bereit, „Landsdichter“ zur Cultur der Bauern zu werden, und sandte als Probe seine Idyllen ein. Die Stolberg's erzählten viel von ihren neugewonnenen genialen Freunden, zum Verdruß des Mecklenburgers, der als eifriger Parteymann darin eine kleine Untreue gegen den Bund sah. Mit Begeisterung hörte man gemeinsam Händel's Messias, und war gern im Hause der Wittve Alberti, die „ein Heer schöner Kinder hatte“; übrigens lebte man, wenn auch mit schmaleren Mitteln, ebenso lustig wie in Weimar: Ernestinen's Geburtstag wurde sogar mit Kapaun, Austern und Rheinwein gefeiert; Claudius erschien gepudert: „was wir doch für Kinder sind, wenn wir lieben!“ Selbst Tokaier stellte sich mitunter ein, Gott weiß woher.

23. Dec. 1775 machte Goethe mit den lustigen Gesellen — Knebel, Einsiedel u. s. w. — eine Zigeunerfahrt nach Waldeck, wo tolle Maskenspiele getrieben, Schlittschuh gelaufen, getrunken, und der Homer gelesen wurde. Ein Brief an den Herzog legt Zeugniß ab für ihr schönes und inniges Verhältniß; er schließt: „Gehab' dich wohl bei den hundert Lichtern, die dich umglänzen, und all den Gesichtern, die dich umschwänzen! Findest doch nur wahre Freud' und Ruh bei Seelen, grad und treu wie du.“ Wie

*) Claudius machte sich darüber die wunderlichsten Vorstellungen. „Also geheimer Canzleisecretär?“ schreibt er 2. August auf die erste Anfrage an Herder; „der Avisenschreiber, den halb Wandsbeck für einen lausigen Avisenschreiber hält, geheimer Canzleisecretär? Ich weiß nicht ganz genau, was ein geheimer Canzleisecretär in Darmstadt zu thun hat, aber ich kann rechnen und schreiben, weiß vom Staats- und Völkerrecht nicht viel, finde mich leicht in etwas und arbeite schnell, habe ehemals wohl Italienisch schreiben können, schreibe noch französisch, grammatisch aber nicht delicat, verstehe Griechisch, Lateinisch, Englisch, Dänisch, Holländisch, Deutsch, etwas Schwedisch und Spanisch, habe die Institutiones und Pandekten gehört und Historie, weiß aber von Institutiones, Pandekten und Historie nicht mehr, als eben zur Lebensnahrung und Nothdurft gehört, bin ehrlich und lasse mich nicht bestechen. Wenn ich nun mit diesem Wissen und Nichtwissen geheimer Canzleisecretär werden kann, so erkenne ich es mit Dank, daß der Herr Präf. von Moser mich dazu machen will, aber nach meiner Neigung möchte ich lieber eine weniger glänzende und mehr ruhige Stelle haben, und etwa Vorsteher eines im Walde gelegenen Hospitals oder anderer milden Stiftungen, Verwalter eines Jagdschlosses, Garteninspector u. s. w. werden, dabei ich Zeit hätte, meinen Grillen nachzuhängen.“

er alle die Gestalten — die ihn als Dr. Faust ansahen — beherrschte, ist wunderbar. Seine Stimmung bezeichnet das Eislebenslied: „Sorglos über die Fläche weg, wo vom kühnsten Wagen die Bahn dir nicht vorgegraben du siehst, mache dir selber Bahn! — Stille, Liebchen, mein Herz! Kracht's gleich, bricht's doch nicht! Bricht's gleich, bricht's nicht mit dir!“

„Ich lerne täglich,“ schreibt er 31. Dec. an Lavater, „mehr steuern auf der Woge der Menschheit. Bin tief in See.“ — An Merck, 5. Jan. 1776: „Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem Theatro mundi was zu tragiren weiß und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich betrage.“ — 22. Jan.: „Ich bin nun in alle Hof- und politische Handel verwickelt und werde fast nicht wieder weg können. Meine Lage ist vorthellhaft genug, und die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesicht stünde. Ich überreile mich darum nicht, und Freiheit und Genüge werden die Hauptconditionen der neuen Einrichtung sein.“ — 29. Jan. „Es geht mir verflucht durch Kopf und Herz, ob ich bleibe oder gehe.“ — An Lavater, 6. März: „Sei nur ruhig um mich und ermatte dich nicht ohne Noth. Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — voll entschlossen, zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen.“ — 8. März: „Den Hof hab' ich nun probirt, nun will ich auch das Regiment probiren.“ — Es hatte sich bis dahin meist um das Liebhabertheater gehandelt, an dem sich die höchsten Herrschaften theilnahmen, und dessen Leitung Goethe zufiel. Für sich selbst streifte er im Lande umher. „Wandrer's Nachtlied“: „Ach ich bin des Treibens müde!“ wurde 12. Febr. auf dem Ettersberg gedichtet.

Noch zu Weihnachten hatte Goethe an den Herzog geschrieben: „Holde Lili! warst so lang all meine Lust und all mein Sang; bist ach! nun all mein Schmerz, und doch all mein Sang bist du noch!“ Doch unterlag er bereits der Anziehungskraft eines stärkeren Magneten.

Frau Charlotte v. Stein, geb. v. Schardt, geb. 25. Dec. 1742, seit 1764 mit einem Hofmann und Gutsbesitzer (auf Roßberg) verheirathet, der ihr eine angesehenere Stellung in der Gesellschaft verschaffte und sie im Uebrigen frei gewähren ließ, Mutter mehrerer Kinder, war durch Geist, Bildung und Talent unbestritten die Königin des weimarer Hofes, und hatte das sehr deutliche Bewußtsein, die Huldigungen zu verdienen, die ihr in so reichem Maß zufließen. Warm genug, das Schöne in allen Formen zu begreifen und sich anzueignen, besaß sie doch soviel Kühle des Herzens, sich dem Gefühl nicht unbedingt gefangen zu geben, und eine so freie Herrschaft der Form, daß sie ohne Furcht vor Anstoß wagen durfte, was keine Andere. Daß mit Goethe

jogleich ein inniges Verhältniß entstand, war natürlich, sie waren auf einander angewiesen; daß dies Verhältniß 14 Jahre dauerte, spricht für die unerschöpfliche Fülle ihrer Natur nicht minder als für ihre Lebensflugeit. Bisher waren es junge Mädchen gewesen, die den Dichter durch ihre natürliche Anmuth fesselten: jetzt trat er einer Frau gegenüber, die ihm an Alter, Erfahrung, Weltflugeit und gesellschaftlicher Bildung bei weitem überlegen war. Jede Liebhaberei ihres Freundes fand bei ihr eine verwandte Neigung, Landschaftsmalerei, Spinoza, Werther und Sathros: sie war stets die erste, der er seine neuen Dichtungen vorlegte. Sie verstand tolerant zu sein, und den dünnen Seidenfaden, an dem er hing, doch nicht aus den Händen zu lassen; die Ausbrüche seiner Leidenschaft wußte sie ohne Härte in Schranken zu halten, und seine Rückkehr zu erleichtern. Das Glück seiner Zukunft fühlte er in ihr, ihr legte er seine Erinnerungen zu Füßen.

Wo er konnte, erwies sich Goethe hülfreich: so veranstaltete er Febr. 1776 eine Sammlung für Bürger, um seine Uebersetzung des Homer zu erleichtern, die ansehnlich genug ausfiel. 16. März erhielt er einen Zettel „Der lahme Kranich ist angekommen, er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze.“ Er war von Lenz, der es nicht länger in Straßburg aushielt: „Mir fehlt zum Dichten,“ schrieb er an Merck, „Müße und warme Luft und Glückseligkeit des Herzens, das bei mir tief auf den kalten Nesseln meines Schicksals halb im Schlamm versunken liegt und sich nur mit Verzweiflung emporarbeiten kann.“ Leidenschaftlich hatte er sich Herder genähert; es war die Rede von einer Reisehofmeisterstelle nach Italien, doch kam er nur bis Zürich; vorher war er bei Schloffer's gewesen — Goethe's Schwester blieb stets seine entschiedene Gönnerin — dann trieb es ihn, über Darmstadt, nach Weimar — wie es scheint, hoffte er seine Angebetete, Frä. v. Waldner, dort zu treffen. Der Herzog nahm ihn, als ein Original, wohl auf.

24. März „fürte“ Goethe nach Leipzig ab, wo er mit dem alten Freunde Deser viel verkehrte, und seine erste Geliebte, Annette Schönlkopf, als Frau Dr. Kanne wiedersah. Mit besonderem Interesse hing er an der schönen Sängerin und Schauspielerin Corona Schröter, geb. 1750: „sie ist ein Engel!“ schreibt er an die Stein: „wenn mir Gott doch so ein Weib bescheeren wollte, daß ich euch könnte in Frieden lassen! doch sie sieht dir nicht ähnlich genug.“ Er wußte sie für Weimar, zunächst für das Liebhabertheater zu gewinnen. Nach seiner Rückkehr, 4. April, führte er Lenz bei der Freundin in Rochberg ein, und dieser schrieb an Lavater: „Ich bin verschlungen vom angenehmen Strudel des Hofs, der mich fast nicht zu Gedanken kommen läßt, weil ich den ganzen Tag oben beim Herzog bin.“ Auch Wieland war ganz von ihm gewonnen: „Ich habe den Jungen lieb ge-

wonnen," schreibt er 12. April an Merck; und 13. Mai: „Lenz am Hofe! — was dünkt euch dazu? Seit er hier, ist kaum ein Tag vergangen, wo er nicht einen oder den andern Streich ausgeführt, der jeden andern als ihn in die Luft gesprengt hätte, aber er geht seinen Weg fort. Ein herrlicher Junge, weiß Gott, und Poet à triple carillon.“ 27. Mai: „Lenz liefert alle göttlichen Tage regulièremment seinen dummen Streich“: — einmal war er ungeladen ohne weiteres im Domino auf einem Hofball erschienen!

Mehr und mehr hatte sich Goethe bestimmt zu bleiben. Daß er nicht daran dachte, ein Hofmann zu werden, zeigt die herrliche Skizze „Hans Sachsens poetische Sendung“, in dem er den volksthümlichen Sängers als Ideal aufstellte. 16. April hatte ihm der Herzog ein Gartenhaus geschenkt, in dem er nun ungestört der Natur leben konnte. Nur eine Seele hatte er nicht gewinnen können, die er doch hoch verehrte: die Herzogin Luise. Diese hohe, aber in ihren Formen nicht leichte Frau (Knebel's Schwester pflegte zu sagen: „Sie ist gewiß aus einem großen Haus, sie sieht so stolz und unzufrieden aus“), litt unter der lärmenden Geselligkeit: „sie leuchtete,“ erzählt Knebel, „gleich einem verdunkelten Stern aus der Atmosphäre hervor. Sie hatte zum Theil wohl Ursache, sich über Mangel an Schickslichkeit an ihrem Hofe zu beklagen. Sie ertrug Vieles mit großer Geduld und erhielt ihre Würde in gleicher Stetigkeit.“ Aber — sie schwieg nicht, und der hungrige Hofadel, über die bürgerlichen Eindringlinge empört, sorgte dafür, daß jeder Streich an die große Glocke gehängt wurde. So ward Goethe durch folgenden Brief Klopstock's, 9. Mai, überrascht: „Hier ein Beweis von Freundschaft, liebster Goethe! Er wird zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß; denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich ja schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, einreden werde; auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deswegen, weil Sie vielleicht in diesem oder jenem andere Grundsätze haben als ich, strenge beurtheile. Aber Grundsätze beiseite, was wird der Erfolg sein? Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben . . . Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollen. Sie nehmen jezo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Ton fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? wenn es nun wird geschehen, was ich fühle, daß geschehn wird! Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jezo noch niederhalten können, denn sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden, und läßt sich der

auch niederhalten? — Luise's Gräm, Goethe! — Nein; rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie lieben, wie ich.“ — Von der Antwort soll der Rath abhängen, den er Stolberg ertheilen will, zu kommen oder nicht *).

Wunderlich genug sieht der Brief aus; kaum hatten die alten Beichtväter so etwas gewagt. Wenn man sich aber an die sprichwörtliche Hundedemuth gegen die Fürsten erinnert, so hat so ein Versuch doch seine Verdienste. — Die beste Freundin Goethe's, Frau v. Stein, schreibt 10. Mai an Zimmermann: „Goethe cause ici un grand bouleversement; s'il sait y remettre ordre, tant mieux pour son génie. Il est sûr qu'il y va de bonne intention; cependant trop de jeunesse et peu d'expérience — mais attendons la fin. Tout notre bonheur a disparu ici, notre cour n'est plus ce qu'elle était. Un seigneur, mécontent de soi et de tout le monde, hasardant tous les jours sa vie avec peu de santé pour la soutenir, une mère chagrine, une épouse mécontente, tous ensemble de bonnes gens, et rien qui s'accorde dans cette malheureuse famille.“ — In Folge dessen ließ es auch Zimmermann an Warnungen nicht fehlen.

Was aber konnte Goethe antworten? Nicht wohl etwas anderes, als was er wirklich antwortete, 21. Mai: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts und machen uns immer ein Paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt' als ein Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen, oder sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz über bliebe, wenn ich auf alle solche Anmahnungen antworten sollte. Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß es ein Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen und fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer, und, will's Gott, besser, als er uns gesehn hat.“

Diese Störung greift auch von anderer Seite in sein Herz ein. Drei Tage vor dieser Antwort schrieb er — für Gustchen in sein Tagebuch, aus seinem Garten: „Da laß ich mir von den Vögeln etwas vorsingen und

*) Claudius war 1. April mit Sprickmann (geb. zu Münster 7. Sept. 1749, dann Rath daselbst, Dichter des Lustspiels „Die natürliche Tochter“ 1774, später des Trauerspiels „Eulalia“), der, durch Möser empfohlen, sich dem Göttinger Bunde angeschlossen, über Hannover, wo er Hölth besuchte, und nach einem achttägigen Aufenthalt bei Herder mit seiner Frau nach Darmstadt abgereist, wo er 29. April seine förmliche Bestallung empfing.

zeichne Rasenbänke, die ich will anlegen lassen, damit Ruhe über meine Seele komme und ich wieder von vorn mög' anfangen zu tragen und zu leiden. Gustchen, könnt' ich dir von meiner Lage sagen! die erwünschteste für mich, die glücklichste, und dann wieder . . . Ich sagte immer in meiner Jugend zu mir, da soviel tausend Empfindungen das schwankende Herz bestürmten: was das Schicksal mit mir will, daß es mich durch alle die Schulen durchgehen läßt — es hat gewiß vor (mich) dahin zu stellen, wo mich die gewöhnlichen Qualen der Menschheit gar nicht mehr anfechten müssen; und jetzt noch sehe ich Alles als Vorbereitung an) — ich habe das ausgestrichen, weil's dunkel und unbestimmt gesagt war. — Es ist eine herrliche Empfindung, da haufen im Feld allein zu sitzen. Alles ist so still: ich höre nur meine Uhr tacken und den Wind und das Wehr von ferne. Gute Nacht!"

Stolberg kam nicht, er nahm die Stelle eines eutinischen Gesandten in Kopenhagen an, und es mußte Goethe um so mehr verdrießen, als der Bescheid sich bis in den August verzog. „Sie haben,“ schrieb Klopstock, „den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war.“ Ueber diesen Zerwürfniß schloß auch der Briefwechsel mit Gustchen ein: ohnehin bedurfte das Verhältniß zu Fr. v. Stein (in den Liedern heißt sie Lida) einer solchen Ergänzung nicht.

Inzwischen hatte sich Goethe gebunden. 11. Juni 1776 erhielt er seine förmliche Anstellung als Geh. Legationsrath, mit 1200 Thlr. und Sitz und Stimme im Conseil. Dabei blieb ihm volle Freiheit zu gehn, sobald er wollte. An seine Eltern wurde geschrieben: „Nie würde der Herzog darauf verfallen sein, Goethe einen andern Charakter als den seines Freundes anzutragen. Er weiß zu gut, daß alle andern unter seinem Werth sind, wenn nicht die hergebrachten Formen solches nöthig machen.“ — Hier Einiges aus den Briefen an Lida.

Jan. 1776. — „Liebe Frau, leide, daß ich dich so lieb habe. Wenn ich Jemand lieber haben kann, will ich dir's sagen, will dich ungeplagt lassen. Du begreift nicht, wie lieb ich dich habe.“ „Mich verdrießt doch auch, daß ich dich so lieb habe, und just dich!“ — Febr. „Ich bin voll Danks gegen dich Engel des Himmels. Ich muß dir's sagen, du Einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe in's Herz gab, die mich glücklich macht. Wenn ich meinem Herzen gefolgt hätte — nein ich will brav sein. Ich liege zu deinen Füßen und küsse deine Hände.“ „Du wirfst mir die Ungezogenheiten nicht abgewöhnen, die werden nur mit meiner Unruhe und Liebe im Grabe enden.“ — März. „Du einziges Weibliches, was ich noch in der Gegend liebe! und du Einziges, das mir Glück wünschen würde, wenn ich was lieber haben könnte als dich! Wie glücklich müßte ich da sein — oder wie unglück-

lich!“ — „All' meine Thorheit und all' mein Wiß sind Gott weiß wohin! Geduld, liebe Frau! ach und ein bißchen Wärme! Es verschlägt Sie ja nichts — doch ich habe mich nicht zu beklagen. Sie sind so lieb als Sie sein dürfen.“ „Lassen Sie's gut sein; weil ich doch nun einmal die Schwachheit für die Weiber haben muß, will ich sie lieber für Sie haben als für eine andere.“ — April. „Warum mich betrügen und dich plagen? Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel. Ich sehe dich künftig wie man Sterne sieht.“ „Adieu, liebe Schwester! weil's doch so sein soll.“ „Da meine Liebe für Sie eine anhaltende Resignation ist, so mag's denn so hingehn! — Mai. „Also auch das Verhältniß, das reinst, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt habe, auch das gestört! Und das Alles um der Welt willen! Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß du mir was sein sollst!“ „Verzeihen Sie, daß ich Sie leiden mache! Ich will's künftig suchen allein zu tragen.“ — Juni. „Sie sind lieb, daß Sie mir Alles gesagt haben. Man soll sich Alles sagen, wenn man sich liebt.“ „Ich hab Sie viel lieber seit neulich, viel theurer und werth'er ist mir deine Gutheit zu mir, aber freilich auch klarer und tiefer ein Verhältniß, über das man so gern wegschlüpft, über das man sich so gern verblendet.“ — 9. Juli. „Gestern Nachts liege ich im Bette, schlafe schon halb, Philipp bringt mir einen Brief, dumpfsinnig les' ich — daß Lili eine Braut ist! lehre mich um und schlafe fort. — Wie ich das Schicksal anbete, daß es so mit mir verfährt! So Alles zur rechten Zeit — — Lieber Engel, gute Nacht.“

24. Juni war auch Klinger angekommen, und wohnte mit Penz in einem Hause; seinen Empfang beschreibt er einem Züricher Freunde: „Ich lag an Goethe's Halße, und er umfaßte mich mit inniger, mit aller Liebe: Rärrischer Junge! und kriegte Küsse von ihm: Toller Junge! und immer mehr Liebe. Denn er wußte kein Wort von meinem Kommen, so kannst du denken, wie ich ihn überraschte. O was ist von Goethe zu sagen! ich wollte eher Sonne und Meer verschlingen! — Wieland*) ist der größte Mensch, den ich nach Goethe gesehn. — Hier sind die Götter! hier ist der Sitz des Großen! Glaub von Allem nichts, was über das Leben hier geredet wird, es ist kein wahres Wort daran. Es geht Alles den großen, simplen Gang, und Goethe ist so groß in seinem politischen Leben, daß wir's nicht begreifen.“

*) 13. Mai 1776 hatte Wieland an Merck geschrieben: „Euerm Klinger sollte nun, dünkt' ich, nachgerade doch auch ein Wort der kritischen Ermahnung an's Herz gelegt werden, oder wollt ihr ihn lieber noch fortjollen lassen? Das ist nun auch wieder einer von den Leuten, die aus ihren Materialien nichts machen können.“

Aber die alten Beziehungen wollten sich doch nicht wieder knüpfen. „Vor einigen Monaten,“ schreibt Lenz 9. Juni an Herder, „war ich freilich in glücklicherer Stimmung, aber mein Herz bleibt dennoch dasselbe, taub für die ganze Natur, ein hinschwindender Schatten, nicht einmal der Reminiscenzen fähig.“ Und Goethe an Wieland, 24. Juli: „Lenz wird endlich gar lieb und gut in unserm Wesen, sitzt jetzt in Wäldern und Bergen allein, so glücklich als er sein kann. Klinger kann nicht mit mir wandeln, er drückt mich, ich hab's ihm gesagt, darüber er außer sich war und's nicht verstand, und ich's nicht erklären konnte noch mochte.“

Goethe schrieb das aus Ulmenau, wohin er den Herzog 18. Juli begleitet hatte, um die dortigen Bergwerke zu untersuchen: während der Fürst jagte, trieb der Dichter Landschaftsmalerei. Es war ein inniges Aneinanderschließen der beiden. „Hab mich immer lieb,“ schreibt Goethe an Merck, „glaub', daß ich mir immer gleich bin; freilich hab' ich was auszustehn gehabt; dadurch bin ich nun ganz in mich gekehrt. Der Herzog ist ebenso, daran die Welt freilich keine Freude erlebt; wir halten zusammen und gehn unsern eignen Weg, stoßen so freilich allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten für'n Kopf, werden aber doch durchdringen, denn die Götter sind sichtbar mit uns.“ Und „an das Schicksal“ dichtet er 3. Aug.: „Was weiß ich, was mir hier gefällt, in dieser engen kleinen Welt mit leisem Zauberband mich hält! Mein Carl und ich vergessen hier, wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet; und ach! ich fühl's, im Stillen werden wir zu neuen Scenen vorbereitet. Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl, daß ohne dich wir nur vergebens sinnern, durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl voreilig dir niemals was abgewinnen. Du hast für uns das rechte Maß getroffen, in reine Dumpfheit uns gehüllt, daß wir, von Lebenskraft erfüllt, in holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.“ — 24. Aug. waren sie wieder in Weimar; an demselben Tage rühmt Wieland gegen Merck, wie „lieb und brav und fest und männlich“ sich Goethe benehme. — „Ueber Carl und Luise,“ schreibt Goethe an Lavater, „sei ruhig; wo die Götter nicht ihr Possenspiel mit den Menschen treiben, sollen sie doch noch eins der glücklichsten Paare werden, wie sie eins der besten sind; nichts Menschliches steht dazwischen, nur des unbegreiflichen Schicksals verehrliche Gerichte.“ Und wenn die Freunde sagten, wie das Alles enden solle, schildert er (11. Sept.) mit Selbstgefühl, wie er im Sturm männlich am Steuer stehe: „Mit dem Schiffe spielen Wind und Welle, Wind und Welle nicht mit seinem Herzen. Herrschend blickt er in die grimme Tiefe, und vertrauet, landend oder scheiternd, seinen Göttern.“

Seit Anfang Sept. 1776 war Lenz in Roßberg bei Fr. v. Stein,

mit der er Englisch trieb. „Er soll Sie sehen,“ schreibt ihr Goethe, als er ihn anmeldet, „und die zerstörte Seele soll in Ihrer Gegenwart die Balsamtropfen einschlürfen, um die ich Alles beneide. Er war ganz betroffen, da ich ihm sein Glück ankündigte. Er war ganz im Traum, da ich's ihm sagte, bittet, nur Geduld zu haben, nur ihn in seinem Wesen zu lassen;“ und gleichzeitig an Merck: „Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind, wir wiegen und tänzeln ihn, und geben und lassen ihm vom Spielzeug was er will. Er hat Sublimiora gefertigt, kleine Schnitzel. — Klinger ist uns ein Splitter im Fleisch, seine harte Heterogenität schwört mit uns und er wird sich heraus-schwören.“ Gleichfalls 9. Sept. schreibt Wieland über Lenz: „Man kann den Zungen nicht lieb genug haben. So eine seltsame Composition von Genie und Kindheit! so ein zartes Maulwurfsgefühl und so ein nebliger Blick! und der ganze Mensch so befangen, so liebevoll! Wir lieben ihn Alle wie unser eigen Kind, und so lange er selbst gern bleibt, soll ihn nichts von uns scheiden.“

Lenz' Gedichte aus dieser Zeit athmen durchweg die Leidenschaft zu einer Dame aus hohem Stande. Sie strahlt im Lichterglanz und Zuwelen: „und denkst nicht, daß hier in Nacht ein ausgeweintes Auge wacht, das überall, wohin es flieht, kein Mittel mich zu retten sieht... Fern und verachtet und mißkannt, wo Niemand weiß, wer mich verbannt, ach wie so glücklich ist der Mann, der dir zu Füßen sterben kann!“ — „Verzeih den Kranz, den eines Wilden Hand um dein geheiligt Bildniß wand, hier, wo er unbekannt der Welt, in dunkeln Wäldern, die ihn schützen, im Tempel der Natur es heimlich aufgestellt, und wenn er davor niederfällt, die Götter selbst auf ihren Flammenitzen für eifersüchtig hält.“ Aber die Götter spotten nur des armen Tantalus, der, im Bewußtsein, die Königin der Götter zu lieben, närrische Grimassen schneidet, der statt seiner hohen Geliebten nur eine Wolke anbetet, und den Amor spöttisch tröstet: „ein echter Liebhaber muß eigentlich nichts thun, als den Göttern zur Farce dienen.“ In einem „Dramolet auf dem Olymp“ hat Lenz diesen schaurigen Gedanken ausgeführt. Gleichzeitig erschien: „Petrarch, ein Gedicht aus seinen Liedern gezogen“: der traurige Dichter stirbt, gerädert von dem Wagen seiner Geliebten. Am ausführlichsten werden seine phantastischen Herzenserlebnisse in einem Roman in Briefen geschildert, der unter dem Titel: „der Waldbruder, ein Pendant zu Werther's Leiden“, später in Schiller's Horen erschien. Herz, des Dichters Ebenbild wird durch Frä. Schatowilleuse in seiner Leidenschaft geäfft und unglücklich gemacht. Ihm steht ein gewisser Nothe gegenüber: „Ich lebe glücklich wie ein Poet, das will bei mir mehr sagen als glücklich wie ein König... Ich bin überall willkommen, weil ich mich überall hinzupassen weiß.. Selbst die heftigste

Leidenschaft muß der Selbstliebe untergeordnet sein, aber sie verfällt in's Abgeschmackte . . . Mein Epicuräismus führt doch weiter als dein tolles Streben nach Luft- und Hirnspinnstücken . . . Nichts lieblicher als die Eheknoten, die für mich geschlungen werden und an denen ich mit solcher Artigkeit unterwegs zu schleichen weiß. Denk was für ein Aufwand von Reizungen bei all den Geschichten um mich her ist, welch eine Menge Charaktere sich mir entwickeln, wie künstliche Rollen um mich angelegt und wie meisterhaft sie gespielt werden. Das ergötzt meinen innern Sinn unendlich, besonders weil ich zum Voraus weiß, daß sich die Leute alle an mir betrügen, und mir hernach doch nicht einmal ein böses Wort darum geben dürfen.“ Kann man zweifeln, wem das gilt? — Noch bedenklicher ist eine in der ersten Hälfte des Jahres gedruckte Tragödie: „Die Freunde machen den Philosophen“, die Schröder wunderlicher Weise für sein Lieblingsstück erklärte. Strephon, oder Lenz oder Herz oder Tantalus, führt wie der spätere Roquairol ein Stück im Stücke auf, in dem er seine eigne Herzensgeschichte erzählt. Dame Seraphine, seine hohe Geliebte, ist bereit, einem armen Marquis ihre Hand zu geben, „um so ihrer Liebe einen Beschützer zu erkaufen;“ da aber Strephon dagegen ist, heirathet sie einen Don Prado, der vornehm ist und sie wirklich liebt; sie erklärt ihm in der Hochzeitnacht, sie liebe einen andern, und er erwidert: „Die Flamme, die für dich in diesem Herzen brennt, ist viel zu rein, als daß ihr ältere Verbindungen, die du getroffen hast, nicht heilig sein sollten . . . Ich will den Namen eurer Heirath tragen!“ — —

Und um die nämliche Zeit mußte Goethe's „Stella“ über die Bretter gehn, die eine unheimliche Aehnlichkeit mit Strephon zeigt; die in der ersten Ausgabe bekanntlich mit einer allseits zugestandenem Bigamie fröhlich endigt. Wenn man bedenkt, daß eben damals Bürger's Doppelsehe wirklich stattfand, so wird man den Eifer wohlmeinender Moralisten doch begreifen. Nicolai, der das Stück schon Dec. 1775 las, schrieb an Merck: „ich hätte mir einen ganz andern Ausgang vorgestellt, nämlich daß die beiden Weiber den Schurken, der sie ohne Ursache verlassen hat und gewiß nächstens wieder verlassen wird, beide würden verabschiedet haben. Aber — ich bin wohl kein Liebender!“*) — In Berlin wurde Stella mit ungeheurem Beifall gespielt, verschiedene Zeitungen stellten es noch über den Werther; Herder, Wieland, Zimmermann waren begeistert. Von den Kanzeln predigte man dagegen, in Hamburg setzte man April 1776 durch, die Aufführung zu verbieten. Einen eignen Eindruck machte das Stück auf Jacobi.

*) „Wenn es Goethe einfallen sollte,“ sagt Nicolai in demselben Brief, „mit mir zu spielen wie mit Wieland, so dürfte es ihn gereuen; denn ich weiß, ohne mich rühmen zu wollen, daß ich vor dem Publicum sehr bald mit ihm fertig werden wollte.“

Das Octoberheft der Iris 1775 hatte den Anfang von „Allwill's Papieren“ gebracht. Wieland gerieth sehr in Verwunderung; er mußte nicht, ob er sie Goethe oder Heinse zuschreiben sollte, und war nicht wenig betroffen, als sich F. H. Jacobi als Verfasser meldete: er prophezeite laut, Jacobi werde ihn auch als Dichter bald überragen. Auch Goethe war sehr zufrieden: schon bei ihrer ersten Zusammenkunft hatte er ihn ermahnt, das unfruchtbare Feld der Speculation zu verlassen und poetisch zu schaffen, und als Jacobi sich willig zeigte: „Mir ist ganz wohl, euch zu sehen in freier Gotteswelt, theils des gegenwärtigen Genusses willen, der verjüngt Leib und Seele, theils auch in Hoffnung guten Vorbedeutens, daß du dich muthig entreißen wirst der papiernen Festung der Speculation.“ — Jacobi's Talent lag aber ausschließlich in der Reflexion über seine eignen Empfindungen, und da ihm nun das Modell der Wertherbriefe vorlag, setzte er sich sofort hin und begann Allwill's Papiere. Es sind Briefe theils im eignen Sinn, theils im Ton seiner nächsten Umgebungen. Zu dem einen idealen Portrait mußte ihm seine Frau sitzen: er holte sie einige Male dazu ausdrücklich an seinen Schreibtisch. Wichtiger ist ein weiblicher Werther, die junge Wittve Sylli: sie ist, zum Theil durch zerlegenden Verstand, mit der Welt zerfallen, sieht Jedermanns Hand wider sich, hat eine große Sehnsucht nach Liebe, und wird von allen Betheiligten als erhabnes Weib angeschwärmt. „Als ich Sylli's Brief schrieb,“ erklärt Jacobi später der Freundin Sophie, „befand ich mich in einer Situation, wo mir Alles, was sie sagte, geradewegs aus dem Herzen kam:“ — eigen genug, daß er seine Empfindungen einer Frau in den Mund legt! — Die Hauptsache aber ist der Held Allwill, der Goethe's Maske trägt: er ist 25 J. 3 M. 4 T. alt; Heinse's u. f. w. Aeußerungen über Goethe werden auf ihn angewandt; Briefstellen aus Goethe in die seinigen verwebt; das Detail seiner Gewohnheiten ist wiedergegeben. Freilich müssen dann auch Faust, Werther, Elvigo, Weigligen, Erugantino, Fernando u. f. w. ihre zweifelhaften Farben leihen.

Es war das ursprünglich nicht in schlimmer Absicht geschehen. Jacobi hatte sich aus dem Druck einer ängstlichen Erziehung frei gemacht, und wollte nun ursprünglich den wahrhaft freien Menschen schildern, der ohne Rücksicht auf Sitte und Gesetz nach souveränen Eingebungen seiner Natur groß und edel handelt. Wenn er sich hinter Goethe zurückzog, von dessen Einfluß er auf seinen noch schwankenden Charakter Befestigung hoffte, so war das ursprünglich Bescheidenheit; daß er seit längerer Zeit ähnlich fühlte, zeigt der Brief an Wieland S. 502, Anm. — Dieser Individualismus wurde durch Goethe bekräftigt, dem Jacobi 6. Nov. 1774 verspricht zu erzählen: „in was für Fesseln man mir von Kindesbeinen an Geist und Herz geschmiedet, wie

man Alles angewendet, meine Kräfte zu zerstreuen, meine Seele zu verbiegen. Dennoch ward mir viel von meiner Anlage gewahrt, und drum weiß ich, an wen ich glaube. Der einzigen Stimme meines eignen Herzens horche ich: diese zu vernehmen, zu unterscheiden, zu verstehn, ist mir Weisheit, ihr muthig zu folgen Tugend.“ — Allwill ist also ursprünglich, was Jacobi zu sein wünschte.

Die Anlage der Charaktere ist vortrefflich, aber Jacobi hatte nicht das Talent, sie in Handlungen durchzuführen: er konnte nichts, als ihre Empfindungen und Gedanken, um doch den Dialog zu erhalten, einseitig steigern. — Die Fortsetzungen des Allwill erschienen im April-, Juli- und Decemberheft des Mercur 1776. Wieland's Wärme blieb sich immer gleich; er tadelte den Dichter freilich, daß er seine Schöpfung, die für die Ewigkeit sein könne, in einzelne Fragmente zerbröckele; nur einmal, Juli 1776, wurde er wild, als Allwill einen gar zu verwegenen Kraftgeniebrief schrieb, und hatte schon vor, Einwendungen dagegen aufzunehmen und den Uebermuth des Helden zurechtzuweisen. Er bemerkte nicht, daß Jacobi's Stimmung sich mittlerweile geändert hatte, daß er sich des Unterschiedes zwischen seinem Glauben und dem Glauben Goethe's bewußt geworden war.

Schon ein Jugendbrief Allwill's wird bedenklich: „Wenn ich nun über so vieles, o! über so vieles in herbes, tiefes Trauern versank, so fuhr es mir wohl unversehens wie ein giftiger Pfeil durch die Brust: was soll deine Reue, dein Klagen! es ist nur Hohn damit! Ein unbezwinglicher Leichtsinn, eine verruchte Achtlosigkeit liegt zu tief in deiner brausenden, unaufhörlich gährenden Natur. Wer dich kennt, traut dir nicht.“ Und die Person, welche Jacobi's Gattin vertritt, bemerkt warnend: „Allwill ist ein recht wackerer Junge, und ich traue ihm von manchen Seiten sehr; von andern Seiten aber traue ich ihm nicht: es ist etwas von Nachlässigkeit in ihm.“

Bald enthüllt er sich denn auch weiter: „Bisher habe ich's mit Allem zu ernstlich gemeint; ich spüre, daß man dabei zu Grunde geht, und um nichts. Ich bin von Innen und von Außen in einem wunderbaren Gedränge. Etwas Ruhe habe ich wieder genossen, weil ich einige Tage her unpäßlich war. Bliebe mein Kopf so dumpf, so neblicht, wie diese Zeit über, dann säh' ich der Verwirrung ein Ende: Alles sollte bald gerichtet und geschlichtet sein. Beim Rebel fließen die Dinge so hübsch in einander; es erscheinen einem nie mehr als neben einander in einem Gliede Platz haben; keine Farbenverwirrung, Alles grau, Alles flach. Wenn mein Geist unnebelt ist, dann bin ich so verständig wie ein Schulmeister. In dergleichen Rücksichten ist mir eine solche neblichte Disposition zuweilen eine wahre Wohlthat: und je mehr ich der Sache nachdenke, desto heller leuchtet es mir ein, daß die Tugend der echten Moral

nichts anders als eine Art von Nebel ist, der alles leichtfertige Außenwesen, als da sind Glanz, Farbe, Licht und Schatten, an den Gegenständen verhüllt und nur das solide Unveränderliche an ihnen beäugen läßt."

Immer zweideutiger äußert er sich über die Frauen: „Der eigentlichen Liebe scheint das schöne Geschlecht nicht fähig zu sein; mir wenigstens ist noch kein Weib erschienen, das den Stoff dazu gehabt hätte . . . Es muß eine Fülle sein, eine Seligkeit . . . O daß ich dies Alles so fühlen muß! daß ich zu dem glühenden Sinn, zu dem tobenden Herzen diesen hellen unbestechlichen Geist, diese himmelanschwebende Seele erhalten mußte! — Thränen über den armen Eduard, den die Liebe zum Schönen verzehrt und der in ewiger Zerrüttung mit den Zähnen knirschen muß; der den Frieden Gottes ahnt, und verdammt ist zu täglicher Sünde!" — „Der Umgang mit dem andern Geschlecht reizt mich; die artigen Geschöpfe haben so etwas Ansmiegendes, was mir behagt. Neben ihnen stimmt allmählig das Allzuheftige in meiner Empfindungsart sich herab; sie stehlen mir Gleichmüthigkeit und Ruhe in's Herz. Kommt nun gar noch eine etwas nähere Beziehung hinzu . . . das bringt immer richtig meinen Satan um sein Latein; es ist so gut, als ob er in einem Weiskessel scheiterte, und ich — habe gewonnen Spiel. Eben deswegen ist es mir unerträglich, von eben belobten Göttinnen irgend eine anzubeten; ihr im Ernst zu Füßen zu liegen. Vor Jahren, ja . . .! allein ich wurde ziemlich bald inne, wie es mit meinen Unsterblichen beschaffen war, und bemühte mich glücklich, den Willen des allgewaltigen Schicksals auch zu dem meinigen zu machen. — Ich habe nichts dagegen, daß es Clarissen u. s. w. überall giebt: aber, nur keinen zu großen Lärm davon! Diese erhabnen Einbildungen sind Schuld, daß so viele Menschen verächtlich von den Weibern denken, die Gott gemacht hat; von Weibern für diese Erde. Sie klagen über Grausamkeiten, Treulosigkeiten . . .; da doch die guten Geschöpfe meist nicht einmal wissen, was das für Dinge sind. Lassen wir sie, wie die Natur sie beliebt hat, ohne sie zu Engeln martern und versuchen zu wollen; alsdann werden sie uns gern lieben, mit soviel Innigkeit, Festigkeit und Großmuth, als ihre lieben Seelchen nur vermögen." — „Daß ich immer eine oder die andere Prinzessin, welche mich ihrer vollkommenen Hochachtung würdigt, ausnehmend verehere, ist natürlich in meinem Alter. Und ich komme fast immer ganz unschuldig dazu, stifte auch überall mehr Gutes als Böses. Einen Aufschlag auf irgend ein weibliches Geschöpf zu machen, um es zu verführen, ist von jeher so fern von mir gewesen, daß ich einen Menschen, der dazu fähig ist, nicht ohne Haß und Ekel ansehen kann. Daß aber eine freundschaftliche Verbindung so warm und innig werde, daß sie ferner kein Maß und Ziel mehr wisse — wer könnte das Herz haben, sich davor zu hüten!"

„Das verkehrte Hoffen und Erwarten von mir ist mir unerträglicher als Verachtung und Haß. Ich will durchaus nicht die Vollkommenheit eines Andern sein. Bin ich einmal todt, so mögen sie mich selig sprechen oder gar canonisiren, und dem Teufel, der es nicht leiden will, die Hölle so heiß machen als sie Lust haben. Aber solange ich lebe, sollen sie ihn nicht tödlicher gegen mich machen als er schon ist. Mir efelt gar zu sehr, wenn ich mich als so ein Bildchen sittlicher Heiligkeit, das ich werden soll, betrachte.“ Und so geht er denn zuletzt ganz frei heraus: „Ein feuriger, geistvoller Jüngling, der ein Epictet sein will, muß schlechterdings dabei zum Schelme werden. Wie kann er alles Schöne mit Entzücken lieben und nie irre gehn? wie kann er schon wissen, was jene Freude zur Thorheit macht? euch euern Ueberdruß, euern Ekel, eure Mattigkeit nachfühlen, lieben Graubärte? In seinem Kopf muß eure Vernunft zum ärgsten Unverstand werden; höchstens kann sie durch Schreckbilder einige Schwermuth in seine Einbildungskraft staffiren. — Um die Lehren eurer klugen Weisheit zu verstehen, muß die Seele sich im Zustand des Gleichgewichts befinden, müssen ihre lebhaftesten Begierden eingeschläfert sein. Hole der Hentke einen solchen Zustand! Genießen und Leiden ist die Bestimmung des Menschen. Der Feige nur läßt sich durch Drohungen abhalten seine Wünsche zu verfolgen: der Herzhafte spottet des; und weiß sein Schicksal zu tragen. — Ich bin ja mehr als sonst ein Mensch gehütet worden, irgend zu wollen was ich wollte, zu empfinden was ich empfand; wurde früh genug mit Strenge angewiesen, wie ich etwas schön und gut, und nur dies Etwas so finden müsse; gefüllt bis obenan mit erkünsteltem, erzwungenem Glauben; verwirrt in meinem ganzen Wesen durch gewaltsame Verknüpfung unzusammenhängender Begriffe; hingewiesen, hingestoßen zu einer durchaus schiefen, ganz erlogenen Existenz. — Dennoch behielt wahres Leben in mir die Oberhand. Mich rettete mein eignes Herz. Darum will ich ferner ihm gehorchen und mein Ohr nach seiner Stimme neigen. — Was ist zuverlässiger als das Herz des edel Gebornen? — Nimm alle Sittenlehren zusammen und versuche streng nach ihren Vorschriften zu wandeln: wenn du wahres Gefühl von Schönheit und Vortrefflichkeit hast, auf wieviel Ausnahmen wirst du stoßen? Willst du nun aus Furcht, zu irren, keine solche Ausnahme gelten lassen: wie muß da nicht endlich dein Herz und Verstand sich verstopfen, dein Geist zu jedem freien Bestreben unfähig werden? . . . Hochweise Herrn! meine gefunden Sinne gingen bei eurer Krankendiät zu Schanden. Deswegen überlaßt mich meiner guten Natur, welche verlangt, daß ich jede Fähigkeit in mir erwachen, jede Kraft der Menschheit in mir rege werden lasse. Freilich drängt sich's da wohl einmal: aber die freie Bewegung hilft durch, paßt, sondert und vereinigt . . . Es weht durch alle Empfin-

vervielfältigt und unendlichen Mangel schafft, mit seinen unendlichen Nöthen, Angst, Schmerz, Gewaltthätigkeit, Betrug, Arglist und Tücke. — Was die Welt so verderbt, daß wir sie böse nennen müssen, ist nur jene Ungenügsamkeit, jenes blinde Ringen, zu widernatürlichen Bedürfnissen widernatürliche Mittel zu finden. — Könnte ich nur jedes liebe unschuldige Geschöpf aus deinem Bann entfernen! — Gutes Mädchen, das sage ich nicht, daß er dich nicht liebt. Er liebt dich gewiß, mit mehr Wahrheit vielleicht als kein anderer Mensch dich lieben könnte; liebt gerade alles wahrhaft Schätzbare an dir, gerade das, worin deine gutgeschaffene Seele ihre angemessenste Thätigkeit, ihre eigenste Wonne fühlt. Nicht wahr? das fühlst du, das sichert dich, daß er dich innig liebt, wie du dich selbst, und wie du ihn liebst; und du hast Recht, so an ihn zu glauben; dein ist seine ganze Liebe. Aber, armes Kind! Alwill liebt nie anders; er ist immer seinem Gegenstand ganz; morgen vielleicht dem Ehrgeiz, einer Kunst, vielleicht einer neuen Geliebten. Sieh, dieser Alwill — der Unglückliche! muß unstät und flüchtig sein; er ist verflucht auf Erden — aber gezeichnet mit dem Finger Gottes, daß kein Mensch Hand an ihn zu legen magt.“

Correcter entwickelt Sylli, die sich auf die Sache versteht, seinen Charakter. Zuerst: „An diesem Alwill in eurer Mitte kann ich unmöglich Behagen finden . . . er macht mich zittern für Unheil. Der unbändige Mensch mag wohl dabei ein wackerer Junge sein und es mit andern gewöhnlich besser meinen als mit sich selbst: aber dadurch wird er nur gefährlicher; das giebt ihm die offene unschuldige Miene, wogegen kein Rath ist, worauf man ihm die Hand von Ferne reicht, sich ihm anschlängt. Erst hintennach wird man gewahr, was er für unsichere Straßen wandelt, wie verwegen er im Handeln ist, wie wohlfeil er seine Haut bietet, und folglich die seines Genossen mit. — Keine Tugend, keine Liebenswürdigkeit, die sich nicht in ihm abspiegelte wie Sonne im Meer. Und das so ganz aus nackender Eigenschaft seiner Natur . . . Clemens nennt ihn einen Besessenen, dem es fast in keinem Falle gestattet sei, willkürlich zu handeln. — Ein furchtbarer Charakter! Und wie täuschend da, wo er das Schöne und Gute sich aus Lust zu eigen macht!“ — Dann: „Ich kenne diese Menschengattung aus dem Grunde . . . Schon die vorzüglichen Anlagen, die bei ihr vorausgesetzt werden müssen, führen die Gefahr des Mißbrauchs mit sich. Hüte dich vor dem, den Gott gezeichnet! Jedes Uebermaß von Kräften reizt zu irgend einer Art von Gewaltthätigkeit und Unterdrückung. Hierzu kommt bei den Alwillen, daß ihren vorzüglichen Gaben eine besonders zarte und lebhaft sinnliche, eine große Gewalt des Affects und eine ungemeine Energie der Einbildungskraft zum Grunde liegt . . . Man kann ohne Gefahr annehmen bei der Gattung, daß wo der hellere

Kopf ist, auch ein schwererer Grad von Ruchlosigkeit sich einstellen werde. Bei der Helle des Kopfes wird der Uebergang von der Empfindung zur Reflexion, zur Beschauung und Wiederbeschauung, mit Hilfe des Gedächtnisses, immer schneller, mannigfaltiger, gegenseitiger, durchgreifender, umfassender: bis endlich Anschauung, Betrachtung und Empfindung jeder Art von der zur größten Fertigkeit gediehenen Selbstbesinnung, Geistesgegenwärtigkeit und innern Sammlung, welche die Helden dieser Gattung selbst in der ärgsten Beklemmung der Leidenschaft nie ganz verläßt, unaufhörlich nur verschlungen werden, und für sich keine Gewalt und natürlichen Rechte mehr haben. Der ganze Mensch, seinem sittlichen Theil nach, ist Poesie geworden; und es kann dahin mit ihm kommen, daß er alle Wahrheit verliert und keine ehrliche Faser an ihm bleibt. Die Vollkommenheit dieses Zustandes ist ein eigentlicher Mysticismus der Gesetzesfeindschaft und ein Quietismus der Unsitlichkeit. — Jede leidenschaftliche Bewegung ist ihrer Natur nach eigensüchtig. Daher kann man in der Regel annehmen, daß überhaupt der empfindsamere Mensch als solcher auch der eigensüchtigere ist. Nicht, daß er es wollte; im Gegentheil, er möchte gern sich aufopfern; aber er kann nicht, weil er so über alle Maßen zuerst von sich selbst gerührt ist. . . . Weil die Allwille sich selbst äußerlich nicht schonen, Größe und in manchen Fällen Edelmuth beweisen, auch, solange sie nicht ganz verdorben sind, die schönsten Regungen der Seele häufig blicken lassen, ja durch sie nicht selten auch geleitet werden, so kann man sie weder ganz verachten noch beständig hassen. Und dies eben macht sie so gefährlich. Denn ihre Eigensucht ist hart und grausam wie keine andere. Einer eigentlichen Verläugnung sind sie nicht fähig, und die Federkraft der Sittlichkeit in ihnen ist so gut als todt.“

Nun male man sich Goethe's Empfindungen aus, wenn er diese und ähnliche Expectorationen las, aus denen ihm wie aus einem Zerrspiegel sein eigener Charakter entgegentrat! Daß er nie auch nur das leiseste Wort darüber äußerte; auch da nicht, wo es zu seiner Vertheidigung sehr angebracht gewesen wäre, das lag tief in seinem Charakter; er schwieg stets, wo ihn etwas ernsthaft kränkte. Daß er aber im Stillen einen tiefen Groll gegen Jacobi hegte, wird man ebenso begreiflich finden, als daß dieser Groll in einem Augenblick zum Ausbruch kam, wo Niemand die Ursache errathen konnte. Nicht, als sei es Jacobi's Absicht gewesen, in diesem ruchlosen Menschen Goethe zu schildern; er glaubte eine freie Schöpfung zu geben, da aber seine Phantasie nicht eigentlich productiv war, so wurde ein karrikirtes Portrait daraus.

Allwill's Papiere drehen sich um die Frage: Soll der Mensch nach Grundsätzen handeln, gleichviel ob überlieferten oder selbstgebildeten, oder nach

dem Herzen und dem Instinct? Man fühlt sich jeden Augenblick versucht, einzugreifen und auf einen Umstand aufmerksam zu machen, auf den keiner der Sprechenden verfällt, daß nämlich die Grundsätze als solche nur für die Lehrjahre ausreichen, daß aber, sobald diese vollendet sind, aus den Grundsätzen Gesinnung, Instinct, Natur werden muß. Jene Fragen können einen Jüngling wohl beschäftigen; wenn aber ein Mann mit ihnen noch nicht in's Reine gekommen ist, so wird sein Charakter überhaupt nie fertig werden. — Alwitt's Maxime wäre zweckmäßig, wenn man nur eine Stimme der Natur in seinem Innern vernähme; es machen sich aber verschiedene geltend, so daß die Nothwendigkeit einer Auswahl vorhanden ist: und die Maxime, unter diesen Stimmen immer derjenigen zu folgen, die am natürlichsten klingt, ist keineswegs eine Stimme der Natur, sondern eine Maxime, deren Werth oder Unwerth man näher zu untersuchen hat.

Vielleicht noch schlimmer als bei diesen Anfechtungen wurde Goethe zu Muth, wenn er die echte Nachkommenschaft seines Werther vor sich sah. — Miller in Ulm — der vom Göttinger Bunde — rückte mit einer ganzen Sammlung von Empfindsamkeiten auf den Markt: „Beitrag zur Geschichte der Bärtlichkeit, aus den Briefen zweier Liebenden“, d. h. Unterredungen zweier edler Seelen, die leider im Augenblick der Vereinigung der Tod trennt, über ihre Herzensangelegenheiten; „Briefwechsel dreier akademischer Freunde“, worin Miller zu Voß' äußerstem Verdruß Göttinger Geschichten aufwärmte; „Predigten für das Landvolk“, endlich „Siegwart, eine Klostergeschichte“ — das Alles Mitte 1776. Das überspannte Buch wurde noch populärer als der „Werther“, obgleich die alten Bundesbrüder, namentlich Voß, sehr ungehalten waren *). Sophie schmachtet für Siegwart, bescheidet sich aber, in ihm einen reinen, ihr ewig unerreichbaren Heiligen anzubeten; Siegwart schmachtet für Marianne, diese wird in's Kloster gesteckt, er will sie befreien, sie stirbt vor Gram — scheinbar; er geht aus Verzweiflung in's Kloster, eine Nonne ruft ihn als Beichtiger, es ist Marianne, die nun wirklich stirbt. Er stirbt auch auf ihrem Grabe. Es sterben noch andere. Daneben viel Gellert'sche Moral, Tugend und unerträgliche Gefühlsverhimmelung; auch Satire gegen die Roheiten des Junkerthums. — Eine ganze Zahl von Klostergeschichten erwuchs auf diesem

*) „Du weißt,“ schreibt Voß an einen Freund, „wie Miller sich allenthalben verbrannt hat. Ich möchte das Mädchen nicht sein, dem solch ein versengtes Herz zu Theil wird, denn ich glaube doch, es kommen Tage, wo die Erinnerung jener Liebeleien martert. . . Er erfaßt das Gute, das ihm sein Genius beschert, in einem Strom von wässrigen Geschwätzen.“ — Voß dichtete damals: „Sagt mir an, was schmunzelt ihr? schiebt ihr's auf das Kirmeßbier, daß ich so vor Freuden krähe und auf einem Bein mich drehe?“ und das allerliebste: „Bald soll die Hochzeit sein!“

Sumpfboden. — Auch der nüchterne Zachariä schrieb im Zeitgeschmack „Taiti oder die glückselige Insel“, worin die Civilisation angeklagt wurde, die Sitten verderbt zu haben. — Solche Anklagen der Empfindsamkeit richteten sich dann auch gegen das öffentliche Leben: „Unsere neuern Staatsverfassungen,“ schreibt Heinse an Gleim 15. Febr. 1776, „sind alle außer der Natur, und die Quellen und Bäche der ersten Schöpfung Gottes sind zu stillen todtten Seen geworden . . . Wenn ich nicht als ein Kind des Verderbens ohne weitere Ueberlegung in die weite Welt gen Süden laufen soll, stehn Sie bei Ihrem Sohn, in dieser unheilbaren Krankheit . . . Geschrieben an dem Tage, da ich unbegreifliches Ding zuerst die Strahlen des Lichts in dieser räthselhaften unbegreiflichen Welt erblickte.“ — Heinse suchte sich im Anschau der bildenden Kunst zu trösten, und schickte Aug. 1776 Berichte über die Düsseldorfer Galerie in den Mercur, in denen, mit Zustimmung des Maler Müller, Rubens verherrlicht wurde.

Am unheimlichsten mußte es Goethe sein, wenn ein leerer Vielschreiber, weil es die Mode so mit sich brachte, in seiner Manier sich versuchte. „Karl Ferdiner oder der Verlobte zweier Bräute“ erinnert auf eine höchst bedenkliche Weise an „Stella“; der Verfasser war Dusch, den Lessing vor Jahren gezeigelt. Hier lernt man Wieland's poetische Feinheit schätzen, der in „Gandalin oder Liebe um Liebe“ dasselbe Thema, aber mit ganz anderer Kraft behandelte. Der Scherz gegen die Wertherliebe war leicht, anmuthig und heiter, und die ganze Casuistik der Galanterie bleibt ohne Schlüpfrigkeit. „Schon wieder von Liebe und ewig von Liebe?“ „Aber sollte uns Liebe nicht lieber sein als Hader und Zwist?“ Fräulein Sonnemon wird von unzähligen Liebhabern umworben, die als Knechte ihrer Launen willenlos zu ihren Füßen liegen. Ritter Gandalin soll die Probe der Treue bestehn, aber keine Versuchung fliehn. Er besteht viel, aber eine verschleierte Dame nimmt ihn doch gefangen, da er unsicher ist, wen er heißer liebt, Sonnemon oder die Verschleierte, ergiebt sich schließlich, daß beide eins sind. Die Scherze gelten stets der Art von Liebe, „die tief im Eingeweid brennt und nagt, die alle Lust zu Spiel und Scherzen, die Schlaf und Eßlust euch versagt, und ohne Raft, den Pfeil im Herzen, durch Berg und Thal euch treibt und jagt, bis ihr, erschöpft von Angst und Schmerzen verblutet, lechzend, athemlos der schönen Feindin vor die Füße hinsinkt, das Köpfschen in ihren Schooß verbergt und stirbt, und glaubt wie süße der Tod euch schmede, wenn allenfalls ihr zartes Pfötchen um Brust und Hals euch noch zur Lege freundlich krabbelt, und euer gebrochenes Herzchen wohl gar an ihrem Busen sich verzappelt!“ — „Wohl mag's solche Studenten und Jungfern geben,“ heißt es in der Zuschrift, „die verliebt in einander sind, Verse an einander machen, an ein Stück Mondschein

glauben, schöne Schriften lesen, wider der Eltern Willen heirathen wollen, und das Alles für eine besondere Tugend halten.“ Synischer drückte sich Lichtenberg aus, der zu Anfang des Jahres aus London zurückkehrt und ordentlicher Professor der Physik in Göttingen geworden war. „Der Mensch ist ein solches Wunder von Seltsamkeit, daß ich überzeugt bin, es giebt Leute, die oft meinen sie glaubten etwas, und glauben's doch nicht, und Dinge einem Andern nachzumeinen und nachzufühlen glauben, die sie ihm bloß nachsprechen . . . Die Frage: ist die Macht der Liebe unwiderstehlich? oder: kann der Reiz einer Person so stark auf uns wirken, daß wir dadurch unvermeidlich in einen elenden Zustand gerathen müssen, aus welchem uns nichts als der ausschließende Besitz dieser Person zu ziehn im Stande ist? habe ich unzählige Male bejahen hören, und oft mit aufgeschlagenen Augen und über das Herz gefalteten Händen . . . Ich behaupte mit völliger Ueberzeugung: die unwiderstehliche Gewalt der Liebe, uns durch einen Gegenstand entweder höchst glücklich oder höchst unglücklich zu machen, ist poetische Fäselei junger Leute . . . Die guten Mädchen haben die Ausdrücke Himmel auf der Welt, Seligkeit, womit manche Dichter die glückliche Liebe belegten, als ewige unwandelbare Wahrheit angesehen, da es doch nur weiches Geschwätz junger Schwärmer ist, die weder wußten, was Himmel noch was Welt war. Die Benennungen sind nur insofern wahr, als es wahr ist, daß Mädchen Göttinnen sind. Die Griechen, nicht allein das weiseste und tapferste, sondern auch das wollüstigste Volk auf der Welt, hielten wahrlich die Mädchen nicht für Göttinnen, oder den Umgang mit ihnen für ein Paradies, oder ihre Liebe für unwiderstehlich. Sie brauchten sie, die organisirten Fleischmassen zu zeugen, aus denen sie selbst nachher Helden, Weise und Dichter formten, und ließen sie übrigen gehn . . . Mir läuft die Galle allemal über, wenn ich unsere albernen Varden das Glück des Landmanns beneiden höre: Du willst glücklich sein wie er, und dabei ein Gef sein wie du! Arbeite wie er, und lerne dein braunes Mädchen genießen wie dein braunes Brod, von Hunger verflärt und gewürzt, so wirst du glücklich sein wie er. Nicht Adel der Seele, sondern Müßiggang ist die Quelle jener gefährlichen Leidenschaft, die, ich getraue es allgemein zu behaupten, sich noch niemals einer wahrhaftig männlichen starken Seele bemächtigt hat.“

Einen stärkeren, aber weniger einseitigen Gegner fand die Empfindsamkeit an Justus Möser, der den Deutschen rieth, „lieber Bären zu bleiben, als sich von einem französischen Friseur zum Affen machen zu lassen.“ Einmal läßt er eine schöne Seele durch ihre Kammerfrau schildern: „Ihre Zärtlichkeit geht über Alles; ihre Sinne sind so verfeinert, daß sie aus der ganzen Natur nichts wie den flüchtigsten Duft genießt. Gehe ich mit ihr Abends im Mondenschein,

so hört sie nichts als das Säufeln der Zephyre, das Geklopel der Blätter... Da singt ihr die Nachtigall so süß... daß ich oft befürchte, sie thaut mir unter den Händen weg und fließt mit dem Silberbach in die elyrischen Felder.. Gott sei mir gnädig, wenn sie einmal verliebt werden sollte! In Zärtlichkeit aufgelöst, wird sie den beständigen Kreislauf in allen Adern ihres Geliebten haben wollen. So eine Empfindsamkeit, wo man immer weint, bebt, zittert, erstarret, wo man die Natur nur zum schönen Spielwerk gebraucht, scheint mir ein Fieber der Seele zu sein... Die empfindsamen Bücher verstimmen die ganze menschliche Natur und verbreiten Schwäche durch alle Nerven. Anstatt einer wahren starken Natur entsteht eine gemachte und künstliche; eine kranke Einbildung tritt an Stelle einer richtigen Vorstellung; wo die Religion Freude und Muth gebietet, winselt das weich fließende Herzchen.“

In dieser Weise spottet er stets; sobald er Ernst macht, trifft er sehr richtig den eigentlichen Grund dieser Verkehrung aller Perspectiven: die mikroskopische Beobachtung der Seele. „Auch die besten unter unsern Schriftstellern schreiben nicht mehr für das gemeine Auge; ihre Worte sind nach ihrer zu tiefen Einsicht gestimmt, und es kommt mir oft so vor, als wenn sie durch ein Vergrößerungsglas arbeiteten und die Dinge in einem ganz andern Lichte sähen. Die natürliche Folge ist, daß sie auch ihre Empfindungen erhöhen; ja ich kenne viele, die durch die neuentdeckten Aehnlichkeiten und Verhältnisse in dem Unendlichen der Natur in eine ganz unbegreifliche Schwärmerei versetzt werden. — Es ist gegen die Natur der Sache, unendlich kleinen Theilchen und unendlich feinen Unterschieden Größe und Farbe zu geben, daß sie ein Jeder sehn und empfinden kann. Außer dem engen Kreise der Wissenschaft verwirrt man damit nur den gesunden Menschenverstand. Die ganze Behandlung einer Sache und die Sprache wird dadurch entweder zu scharf bestimmt oder zu mannigfaltig, um sie zu seinen ordentlichen Bedürfnissen zu gebrauchen. Es geht ihr wie unsern Sinnen, wenn sie schärfer empfinden als für unsre Gesundheit und Bequemlichkeit gut ist. Das ganze Reich des Unendlichen, das für unsre Sinne versteckt liegt, ist überdem das Feld der Speculation und Systeme. Jeder legt hier sein Eignes an, bestimmt danach seine Worte oder erfindet für seine Hypothesen besondre Zeichen; und wenn die gemeine Menschensprache damit überladen wird, so entsteht daraus, wie aus einer Menge zu vielerlei Münzen, Beschwerde und Verwirrung; man unterscheidet, wo man nicht unterscheiden sollte, und wird spitzfindig, anstatt brauchbar zu werden; ein Mensch versteht den andern nicht mehr; und unsrer jetzigen Sprache wird es wie der ehemaligen scholastischen ergehn, die durch ihre Feinheit verunglückt ist; oder sie wird der gothischen Schnitzerei ähnlich werden, welche den Mangel der Größe ersetzen wollte.“

Nicht minder geißelt Merck (im Mercur) den falschen Idealismus: „die wahre Welt, die unsere jungen Dichter umgiebt, erscheint ihnen durch kein gefärbtes Medium genug, daß sie zu ihrer Nachbildung angereizt würden; daher werfen sie sich mit Gewalt in idealische Abgründe, und malen was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat... Bedächten sie doch einmal, daß Drama nichts Anderes ist als Fragment menschlicher Geschichte, aus Reminiscenz eiguer Erfahrung mit Treue und Kunst nachgebildet, so daß jeder glaubt es zu sehen oder gesehen zu haben. Nehmen sie aber ihren Stoff aus dunkeln Träumen poetischer Begierde: wer soll ihre Figuren wieder erkennen und sagen, das ist Fleisch von meinem Fleisch!“

Nicht aus der Lectüre, sondern aus dem Leben soll der Dichter seine Menschenkenntniß schöpfen: das ist der Punkt, auf den auch Lichtenberg immer hindrängt. Um die leere Romanhaftigkeit zu hintertreiben, empfiehlt er einen Orbis pictus aus wirklichen Gestalten und läßt Chodowiecky mit seinem außerordentlichen Talent für Detailwahrheit dafür arbeiten. Leider sieht er „die Gabe, das Capital von Bemerkungen über den Menschen zu vergrößern, und eigne Empfindungen mit den verständlichsten individualisirenden Ausdrücken zu Buch zu bringen, immer mehr erlöschen.“ Denn auch die Dichter, welche gegen die Empfindsamkeit kämpfen, stehn meistens außerhalb der Natur: auch sie betrachten den Roman nur als den gleichgültigen Faden, Ansichten und Meinungen zusammenzubringen, dogmatisch oder satirisch Moral zu predigen. So war es mit Hermes*), Nicolai; so mit Wezel. Der Letztere brachte den „Tobias Knaut“ zu Ende, und schrieb „Belphegor, die wahrscheinlichste Geschichte unter der Sonne“, mit dem Motto „Bellum omnium contra omnes!“ eine wüste Sammlung scheußlicher Erfindungen nach dem Muster des Candide, aber ohne eine Spur von der Grazie dieses seltsamen Werks; die Anlage einer eiteln und neidischen Seele gegen die Welt und ihr Gesetz. Durch alle möglichen Martern, zwischen Negern, Amazonen, Wunderzwergen, immer von einer bössartigen Geliebten Klante verfolgt, windet sich der empfindsame und misanthropische Held bis zu der Apfelweinkneipe seiner Heimath durch. Der Mensch erscheint nur als der Spielball einer wüsten

*) Ueber „Sophien's Reisen“, die jetzt zu Ende gingen, schreibt Merck im Mercur: „Es ist viel, daß ein Geistlicher von so mannigfaltigen Gaben sich den kleinen Bedürfnissen der Gesellschaft aufopfert, und die Moral, die sonst die Herren dieses Standes nur en gros umzusetzen gewohnt sind, durch eine so gefällige und gemeinnützige Schrift en détail in Aller Hände zu bringen sucht. Diese Absicht, sowie der unterhaltende Stil des Verfassers, die Geschwindigkeit seines Geistes... lassen auf seine Kanzelberedamkeit, auf die Popularität und Gemeinnützigkeit seines Vortrags die gegründet vortheilhaftesten Schlüsse machen.“

Macht. — Nicht minder verwilbert sind zwei „Ehestandsgeschichten“: „Peter Merks“ und „die wilde Betty“; der erste begräbt sechs Weiber von verschiedenem Gehalt, die zweite betrügt ebensoviel Männer. — Dieser cynische Pragmatismus ist nur die Rehrseite der überquellenden Empfindsamkeit.

Wieland's überwiegende Neigung für psychologische Betrachtungen mußte in diesem allgemeinen Gange der Zeit willkommene Nahrung finden; auch wird die Geschwägigkeit des Mercur immer behaglicher. Juni 1776 erschien „Bonifaz Schleicher's Jugendgeschichte, oder kann man ein Heuchler sein ohne es selbst zu wissen? Eine gesellschaftliche Unterhaltung.“ Der Stil erinnert ein wenig an den Sebalbus, aber es ist doch eine sehr feine psychologische Studie; offenbar hat Lavater zu dem Zerrbild gefessen, doch sind absichtlich Umstände eingefügt, die nicht passen. — Gleichzeitig behandelte Wieland die Frage: „was ist Wahrheit?“ „Das Wahrste von Allem, was jemals wahr genannt wurde, ist, daß mitten unter allem Trug von Erscheinungen, Gespenstern und Traumbilden, womit wir umgeben sind, jeder Sterbliche gerade soviel Wahrheit auffassen kann, als er zu seiner eignen Nothdurft braucht.“ „Es kann von dem einen Menschen mit innigster Ueberzeugung etwas als wahr empfunden und erkannt werden, was ein Anderer mit gleich starker Ueberzeugung für Irrthum und Blendwerk hält.“ Unter allen Kennzeichen der Wahrheit ist das sicherste „das innige Bewußtsein dessen, was wir fühlen; vorausgesetzt, daß ein Mensch überhaupt gesund und des Unterschieds seiner Empfindungen und Einbildungen sich bewußt ist.“ So wird an der Sache herumgetastet, und der Sicherheit wegen allgemeine Toleranz empfohlen.

Ein sehr beliebter Stoff der Untersuchung war Schwärmerei und Enthusiasmus; darüber schreiben u. A. Heinrich Meister, Eberhard, der Lavateraner Stolz (geb. 1753); Wieland, den die Sache sehr beschäftigte, suchte erst die beiden Begriffe zu sondern: das eine sei innere Wärme der Seele, das andere ein Fieber, in dem man steht, was nicht ist. Dann stellte er Juni 1776 im Mercur die Frage: „wird durch die Bemühungen kaltblütiger Philosophen und Lucianischer Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses oder Gutes gestiftet? und in welchen Schranken müßten sich die Antiplatoniker und Lucianer halten, um nützlich zu sein?“ — Es gingen sofort zwei Antworten ein, die Wieland auch in seiner Zeitschrift abdruckte.

Die eine sprach sich in der neuen Geniesprache auf das heftigste gegen die Lucianischen Geister und für den Enthusiasmus aus: „das heiße Ringen und Drängen nach einem Gegenstand, der groß und hehr dem Geiste vor-schwebt, alle Kräfte, alle Sinne gefangen genommen hat — nicht ruhen,

nicht still stehn — immer fortdrängen, fortringen, bis er errungen, umfaßt, in all seiner Herrlichkeit voll Wonnegenuß verschlungen ist: — wehe dem, den keine Nerven dazu schwingen!“ — „Räsonnement, das nicht aus Empfindung ausgeht, und in Empfindung zurückkehrt, ist leer, öd' und unfruchtbar.“ — Ebenso „eine Religion, wo Alles auf Helle des Kopfs und aufgezählten, geradbrechten Pflichten herumtreibt.“ — Der Wig der kaltblütigen Geister ist „ein Gespenst mit klappernden Zähnen und in der Morderhand die Pritsche.“ „Am meisten schaden die Herren sich selbst. Ihr Herz engt sich zusammen, ihr Auge verliert Helle und Einsicht, sieht nichts mehr wie es ist; ihre Kraft schrumpft ein, in ihrer Seele herrscht Dürre; sie schließen sich eine Quelle von Süßigkeiten, um in Mistlachen zu baden, und reiten auf Hypothesen, Unsinn, Abstractionen im Abgrund des Meeres.“ — Wieland machte spöttische Anmerkungen zu diesem Aufsatz; die meisten, auch Kant, Hamann und Jacobi, hielten Herder für den Verfasser; doch war es Häfeli, Schüler und Freund Lavater's.

Ein zweiter Aufsatz erschien in der Form eines Sendschreibens an Lenz, der ermahnt wurde, seinem Genius zu folgen, und sich durch die Regeln der Vernunftmenschen nicht irre machen zu lassen: „Rein ich kann dir's nicht sagen, wie mir wurde, als ich den kalten Unmenschen Aristoteles die Regeln dreheln sah, womit er die Wege bezeichnen wollte, worauf die Unsterblichen zu meiner Seele gedrungen waren.“ — „Was liegt euch daran, wenn Lavater den Himmel herunterbeten will? Ist es euch nicht lieber, als wenn er euch die Kraft zum Beten nähme?“ „Der Spötter sieht nichts rein, der Enthusiast Alles; den macht sein Betrug immer glücklich; jenen Betrug nicht und Wahrheit nicht. Der Spötter kann Menschenkenntniß haben, der Enthusiast hat Engelsgefühl.“ „Der Scheiterhaufen der schlimmsten Schwärmerei ist ein sanfterer Sitz als die Gleichgültigkeit.“ — Der Verfasser war Schloffer, Goethe's Schwager, der um diese Zeit mit Lavater, Pfenninger u. s. w. persönlich sehr viel verkehrte: „ein herrlicher Mann,“ schreibt Lavater an Herder, „bei aller Kälte; soviel Welt und Religion!“

Ein Dritter — der aber seine Arbeit in sein Pult verschloß — wies nach, daß der Fragesteller sich selber nicht verstanden habe; daß Philosophiren nicht anders geschehen könne, als kaltblütig; daß dem kaltblütigen Philosophen keine Menschengattung so fremd sei, als die Lucianischen Spötter; kein Gegenstand so bedeutend und lehrreich als der Enthusiasmus, eigner und fremder, Enthusiasmus der Darstellung und Enthusiasmus der Empfindung; daß die Schwärmerei, d. h. die Neigung, Schwarm zu machen, bei Lucianischen Geistern ebenso vorkomme als bei Enthusiasten, und daß der kaltblütige Philosoph mit ihr nichts Anderes zu thun habe, als sie gelegentlich im natürlichen

Gang seines Denkens zu zertreten. — Es war Lessing, den wir längere Zeit aus den Augen verloren haben.

Es war Lessing endlich gelungen, der drückenden Enge seines Aufenthalts zeitweilig durch eine Reise zu entfliehen. „Ja wohl meine Liebe!“ hatte er 10. Jan. 1775 an Eva geschrieben, „würde ich selbst nicht begreifen, wie es möglich gewesen, daß ich in so langer Zeit nicht an Sie schreiben können, wenn ich nicht von einem Tage zum andern mich gar wohl zurück erinnern könnte, wie es unterblieben. Vorigen ganzen Sommer habe ich mich mit dem Fieber geschleppt: aber doch hatte das Fieber nur wenig Schuld. Hätte ich Ihnen eine einzige kleine, eben nicht angenehme, nur nicht eben sehr unangenehme Nachricht von mir geben können, so würde ich gerade während des Fiebers die beste Zeit gehabt haben es zu thun. Aber Ihnen den Kopf noch wüster zu machen, mit Dingen, die ich selbst gern aus meinem Kopfe hätte, und an die ich doch nothwendig denken muß, wenn ich an Sie denke: wenn ich das auch in der größten Hitze des Fiebers gekonnt hätte, ich würde mich selbst verachten... Diese drei Jahre waren ein garstiger Traum für Sie; aber wirklich, man muß selbst so gut sein als Sie, wenn das Schlimmste endlich doch nur ein Traum gewesen sein soll... Sie wollen es selbst nicht, daß ich es Ihnen mit Worten viel bethauern soll, wie sehr ich mich freuen werde, Sie wieder zu sehn. Wenn ich anders noch weiß, was sich freuen heißt! Gesund werden Sie mich finden, und gesünder als ich leider vermuthen darf Sie zu finden: ich scheine also auch meinen Bekannten so vergnügt, als man nur sein kann. Aber Gott gebe, daß sie nicht einmal sagen mögen: wir haben uns schrecklich mit ihm betrogen. So weit bin ich schon, daß ich sehe, all mein Kummer, all meine Bemühung mich aus den verwichenen Umständen zu setzen, ist vergebens. So geschehe denn, was geschehen soll!“ Und an seinen Bruder: „Ich befinde mich seit 14 T. in einer höchst unangenehmen Lage, so daß ich mir durchaus durch irgend einen gewaltsamen Schritt anderwärts Luft machen muß; wenn ich hier nicht im Schlamm erstickten soll.“ — Er beschloß eine Reise nach Wien.

9. Febr. 1775 reiste Lessing aus Wolfenbüttel ab, zunächst nach Leipzig *). Den alten Freund Weiße fand er ganz in seinen „Kinderfreund“ vertieft. „Lessing,“ schreibt dieser, „ist täglich bei mir gewesen und hat mir viele Beweise seiner alten Freundschaft gegeben, so weit diese bei ihm gehn kann, denn an's Herz geht sie nicht leicht. Im höchsten Vertrauen hat er

*) Crusius starb 18. Oct. 1775, 60 J. alt, als erster Professor der Theologie.

mir gesagt, daß ihn sein unruhiger Geist bald wieder von Wolfenbüttel wegtreiben werde; wohin? das weiß er nicht. Wahrhaftig tauschte ich doch meine Unwissenheit mit meinem Phlegma, das sich ein bißchen Brot in Ruhe lobt, nicht um all' die unruhige Weisheit.“ Was sie über Literatur geredet, ist schon berichtet. — Neben Weiße besuchte Lessing hauptsächlich Frau Ernestine Reiske, die ihren Mann 14. Aug. 1774 verloren, und seine hinterlassenen orientalischen Manuscripte ihm anvertraut hatte. Reiske hatte ein verkümmertes Schullehrerleben geführt, in Noth und Sorge selbst in Glend. Ernestine hatte ihre Liebe auf Lessing geworfen, und drückte sich noch im Lauf der nächsten Jahre ziemlich lebhaft darüber aus: „Wir machen die Liebesgrillen den Kopf zuweilen schwindlig.“ „Nur der Eine ist es, den mein Herz verehrt, den ich lieben kann, und den ich noch in den letzten Augenblicken meines Daseins lieben werde. Und der Eine ist entfernt.“ „Wenn Sie beten, so schicken Sie einen frommen Seufzer auch für mich zu Gott, daß er mein Herz bald zur Ruhe bringen möge; wenn es in dieser Welt nicht möglich ist, doch im Grabe.“

Von da ging Lessing nach Berlin, wo er sich 14 T. bei seinem Bruder aufhielt, und mit Hamler, Moses, Nicolai verkehrte. Sulzer war abwesend, auf einer Reise durch die Schweiz, Italien und Frankreich (auf der Rückreise 2. Sept. 1775 besuchte er Goethe); er wurde in seiner Abwesenheit zum Director der philosophischen Abtheilung der Akademie ernannt. — In Dresden klagte Lessing gegen Brandes über die Verwilderung des Theaters durch die Genies, und unterhandelte mit dem Bibliothekar Daxdorf über eine neue Ausgabe Windelmann's. 28. März reiste er nach Prag ab, und kam drei Tage darauf in Wien an, wo er von Eva mit unbefreiblichem Entzücken empfangen wurde. Sonnenfels, der eben eifrig für Abschaffung der Folter arbeitete, besuchte er nicht.

6. April kam Prinz Leopold von Braunschweig nach Wien, um nach Italien zu gehn: er forderte Lessing auf, ihn auf dieser Reise zu begleiten, und dieser willigte nach einigem Zaudern ein. Nachdem sie vorher eine Audienz bei der Kaiserin gehabt — der Lessing über die österreichischen Zustände keine Schmeicheleien sagte — reisten sie 25. April ab — eine Kiste mit Büchern und unschätzbaren Manuscripten, die Lessing nach Wolfenbüttel sandte, ging verloren. 7. Mai schrieb er aus Mailand seinem Bruder, sein alter Wunsch, in Italien zu leben und zu sterben, sei wieder rege geworden; doch wurde er bald verdrießlich, weil er dem Prinzen in alle Gesellschaften folgen mußte; außerdem litt er an den Augen, und die Sehnsucht nach Eva regte sich wieder. „Lassen Sie Sich tausendmal von mir in Gedanken umarmen, und erhalten Sie mir Ihr Herz, dessen ganzen Werth ich kenne, und

in dessen Besitz allein ich noch auf den Rest meines Lebens glücklich zu sein hoffen darf.“ Das Grab ihres Mannes besuchte er in Venedig, wo er 23. Mai die Vermählung des Dogen mit dem Meere ansah: der Kaiser mit vielen Erzherzögen war dabei. Ueberall — in Bologna, Florenz — wurden dem Prinzen rauschende Festlichkeiten bereitet, die aber Lessing sehr ermüdeten: „ich habe von der Reise weder Nutzen noch Vergnügen!“ 17. Juli fuhren sie nach Corsica, von da 3. Aug. über Genua nach Turin, wo er viele berühmte Gelehrte kennen lernte; auch der Architectur und dem Schauspiel widmete er seine Aufmerksamkeit. 22. Sept. kamen sie in Rom an; Lessing lernte den Maler Hackert kennen, studirte die Antiken im Fluge, und wurde dem Papst vorgestellt, der ihm sehr imponirt zu haben scheint. In Neapel 17. Oct. erhielt der Prinz den Befehl, schleunig zurückzukommen; Lessing begleitete ihn noch bis München und kam selber 24. Dec. 1775 in Wien an. Hier fand er Eva's Briefe vor, die seiner ungenauen Bestellung wegen ihm nicht zugekommen waren. Eva war 7. Mai aus Wien abgereist, hatte ihn und seine Briefe in Heidelberg lange vergebens erwartet, und war 4. Aug. nach Hamburg zurückgekehrt.

Um sich nicht dem Fürsten Kaunitz vorstellen zu dürfen, reiste Lessing schon 5. Jan. 1776 aus Wien ab, und ging nach Dresden, wo der Kurfürst ihn gnädig empfing, und ihm die Stelle Hagedorn's versprach, wenn derselbe sterben sollte. Einen jungen Verehrer — v. Henning, Schwager von Reimarus, Restner's Freund, der in Berlin mehrere Jahre in vertrautem Umgang mit Moses gelebt — lernte er kennen: dieser beschwor ihn treuherzig, kein Italiener und kein Katholik zu werden, was man ausgesprengt hatte. Nachdem er noch seine alte Mutter besucht, die er seit elf Jahren nicht gesehen, ging er 24. Jan. nach Berlin, wo er die Gesellschaft seiner alten Freunde beträchtlich vermehrt fand: Engel, der eben, 34 J. alt, als Professor am Joachimsthal nach Berlin berufen war (vorher Dramaturg bei Eckhof in Gotha) und den „Philosophen für die Welt“ herausgab, an dem Moses, Garve, Eberhard u. s. w. eifrig arbeiteten, um das „gebildete“ Publicum spielend in die Geheimnisse der „Weltweisheit“ einzuweihen. Engel's Specialität war die Rettung des Philisters (Tobias Witt, Lorenz Stark) gegen die Empfindsamen und Genialen: er unterhandelte mit Lessing viel über Emilia Galotti, für welche er dramaturgische Studien schrieb. Reichardt, 25 J. alt, hatte die Direction der italienischen Oper übernommen; das Schauspiel hatte (nach Koch's Tod 1775) Döbbelin; Gedike (geb. 15. Jan. 1755 in Boberow in der Mark, Pastorsohn, nach Emile'schen Grundsätzen erzogen) war erst Hauslehrer bei Spalding (der eben, 61 J. alt, eine zweite junge Frau nahm), dann 1776 Lehrer am Werder; Bießer (geb.

17. Nov. 1749 zu Lübeck, hatte zu Göttingen die Rechte studirt und daselbst mit Bürger einen Shakespeare-Club gegründet; hatte Aufsätze für die Allg. Dt. Bibl. geliefert und war Privatdocent zu Bülow geworden, aber im Sommer 1775 abgesetzt: „er feierte,“ erzählt Voß, „Klopstock's Geburtstag auf dem Lande; u. A. mußten einige Mädchen um einen Altar tanzen und Blumen darauf werfen. Dies ward bekannt, man hatt' ihn im Verdacht des Heidenthums und nahm ihm sein Amt.“ (Er ging nach Berlin.) wurde bald darauf Privatsecretär beim Minister Zedlig. Alle diese Männer hielten zusammen und wirkten für die Aufklärung; von Paris aus stand Lacault mit ihnen in Verbindung, der sich für die deutsche Literatur noch immer lebhaft interessirte.

23. Febr. war Lessing wieder in Braunschweig. Mit finstern Ahnungen war er zurückgekehrt; und nicht ohne Grund, denn eben hatte der Herzog, um seinen Finanzen aufzuhelfen, 4000 M. in englischen Gold gegeben! — Dazu kam noch eine starke Kränklichkeit; er schreibt an Eva: „wenn ich dann, wenn ich eigentlich weiß, was und wie ich Ihnen schreiben kann, wenn ich dann nachlässig bin: so will ich mir selbst es nie vergeben — so will ich mich selbst verachten — was ich wahrlich jetzt noch nicht kann, weil ich doch am besten wissen muß, wie viel es mich kostet, schlechter zu scheinen als ich bin.“ Er wollte geradewegs an den Herzog schreiben, wenn man ihm nicht Verbesserung gewähren könne, so müsse er um seinen Abschied einkommen, da das Derangement seiner Affairen ihn dazu nöthige; mit Recht machte ihn Eva aufmerksam, daß er dadurch seiner Ehre zu nahe träte, und bot ihm Geld an. Endlich 5. Juni kam ein Arrangement zu Stande: Lessing erhielt Hofrathstitel, Zulage und Vorschuß und blieb. „Beruhigen Sie Sich meinethwegen!“ schreibt er an Eva; „mein Verdruß befällt mich immer am lebhaftesten, wenn ich an Sie schreibe, und da entfahren mir manche Ausdrücke, die die Sache ärger machen als sie ist.“

Ein angenehmer Verkehr war ihm Leisewitz, seit Nov. 1775 in Braunschweig als Advocat angesiedelt, wo er Materialien für die Geschichte des 30j. Krieges sammelte. Lessing gab ihm 16. Juni warme Empfehlungen nach Berlin, wo er auch viel Beifall fand: „Julius von Tarent“ wurde viermal bei vollem Hause gegeben. — Gleich nach Leisewitz' Rückkehr, 3. Aug., reiste Lessing mit Eschenburg nach Hamburg. Vorher hatte er Jerusalem's kleine Schriften herausgegeben: „größtentheils Goethe zum Troß,“ schreibt er an Elise Reimaruss, „um Jerusalem's echte Geistesgestalt der Welt vorzulegen.“ Elise Reimaruss war noch immer seine entschiedne Verehrerin: „sein Geisteserbstück,“ schreibt sie an ihren Schwager v. Henning's, „steht im Verhältniß mit seinem Pulsschlag. Einst fanden wir, daß sein

Puls bei völliger Gemüths- und körperlicher Gesundheit die Geschwindigkeit eines Fieberpulses hatte. Möchten Sie in diesem seltenen Mann doch auch einmal außer dem Philosophen den angenehmen Gesellschafter kennen lernen, der die Jagd nach Allem was Wiß und Schein heißt, ebenso erbsündenmäßig haßt, als seine ungefuchte Laune die Freude der Geselligkeit unvermerkt zu beleben und zu erhöhen weiß." Eva nennt sie „eine liebenswürdige Frau von vielem Verstande, der vermuthlich Alles, was Herz an Lessing ist, gehört.“ „Daß Lessing sich verheirathet, wird Ihnen vermuthlich ebenso besonders vorkommen, als daß Jerusalem sich erschöpf, und doch wird es bald ebenso wahr.“ „In der Versammlung der Brüder und Schwestern“ war Lessing oft, auch mit Klopstock (der eben seinen letzten Absagebrief an Goethe schrieb), Zimmermann, Bode. Voß, der, eben von einem Besuch in Jüdensburg zurückgekehrt, ihn zum ersten Male sah, schreibt: „Er hat einen Blick, wie ich noch nie gesehen habe, in seinen blauen Augen: einen rechten Geierblick.“ „Sehe ich denn wirklich so verwünscht freundlich aus?“ fragte Lessing, als er sein Portrait von Graf sah. — 30. Aug. war Lessing wieder in Wolfenbüttel. — Zwei Tage darauf erlag der arme Hölth in Hannover der Schwindsucht.

5. Sept. 1776 kam der Buchhändler Schwan aus Mannheim nach Wolfenbüttel, und bot Lessing im Auftrag der pfälzischen Regierung eine Stelle bei der Akademie mit einer Pension von 100 Louis, gegen die Verpflichtung, an den Arbeiten der Akademie Theil zu nehmen und jährlich einmal nach der Pfalz zu kommen. Lessing nahm ohne Bedenken den Antrag an, versprach sich noch in demselben Winter einzufinden, und glaubte nun für seine Zukunft gesichert zu sein, da auch der Herzog von Braunschweig sich günstig aussprach.

Nun trat die Zeit ein, sein Verhältniß zu Eva zum Abschluß zu bringen. Hier zeigt sich die eigenthümliche Heirathscheu, die Lessing früher im Mellefont geschildert. Gegen Mutter, Bruder, Schwester schwieg er; ja er suchte, als man es von anderer Seite erfuhr, zu vertuschen. Jede Zögerung war ihm willkommen, jeder Zeuge verhaßt; Eva mußte ihm Kleider und was sonst nöthig war besorgen. 8. Oct. 1776, ganz in der Stille, auf einem Landhaus bei Hamburg, fand die Hochzeit statt; 27. Nov. entschuldigte er sich gegen seine Schwester wegen der „versäumten Formalität“ der vorherigen Anzeige: „meine Frau ist in allen Stücken so, wie ich mir sie längst gewünscht habe; ebenso herzlich gut und rechtschaffen, als wir nur immer unsere Mutter gegen unsern Vater gekannt haben.“ — Lessing war 47 J. alt. — Wenige Tage darauf heirathete sein Bruder Karl in Berlin die Tochter des Buchhändlers und Zeitungsbesitzers Voß.

Gleich in den ersten Monaten seiner Ehe arbeitete Lessing an jenen Schriften, die in der Kirche ein so großes Aergerniß stiften sollten. „Sonderbar genug,“ schreibt Elise, „daß er noch so wenig das Mißtrauen der Orthodoxen erregt, daß ich noch neulich Goetze mit großer Achtung von ihm reden hörte.“

Weimar war inzwischen um eine große Kraft reicher geworden. Herder war in Bücheburg nach dem Tode seines Vorgängers die Superintendentur übertragen, was gleich darauf neue Streitigkeiten mit den ihm untergebenen Geistlichen veranlaßte. Als er, auf landesherrliche Verordnung, einen Candidaten ohne Examen ordiniren sollte, weigerte er sich in den heftigsten Ausdrücken: „Ewiges Brandmal würde es mir an Stirn und Brust sein, wenn ich einen zweimal abgewiesenen, einer Infamie bezüchtigten, mir nur durch üble Gerüchte und persönliche Grobheit bekannten Menschen, dessen Fähigkeiten ich nicht geprüft, und der nicht zum voraus den Eid der Simonie abgelegt, ordinirte. Die Hände lege Niemand bald auf, sagt Paulus, du machst dich sonst theilhaftig fremder Sünden.“ Und weiter: „Ein halb Jahrhundert würde durch mich eige Kirche wißt von Gottes Wort, und von hundert Verlorenen, Geärgerten, Verführten träufte ewiges Blut auf meine Seele! . . . Wieviel gehört dazu, daß ein unwissender, ärgernder, unwürdiger Prediger seines Amtes entsetzt werde, wenn er einmal darinnen ist! Die Pest schleicht im Dunkeln und im hellen Mittag daher! Der rauchende Höllebrand steht auf Kanzel und Altar, du siehst wohl, daß er raucht und tödtet, aber wie willst du ihn fassen? Bürgerliche Gesetze und die liebe Ehrbarkeit schügen ihn: du kannst nichts, als für ihn und seine arme Dahingegebene beten, Strafe Gottes, die über's Grab hin tödtende Strafe Gottes fühlen, und einen Richter erwarten, der jedes Scheusal und jedes Aergerniß und jedes Blut der Seele auf seine Ursache zurückzubringen weiß!“ — „Mein Leben,“ schreibt er an Lavater, „ist wahrer Tod, unwirksam und schwach sind alle meine Geisteskräfte. Und Niemand beut mir die Hand! Niemand hilft mir!“

Um dieselbe Zeit (Aug. 1775) meldete ihm Hofrath Brandes, er sei zur Professur in Göttingen vorgeschlagen worden; allein man mußte erst darüber nach London berichten, und der König „hatte zwar von der Geschicklichkeit Herders die größte Meinung, inzwischen machte man gegen seine Orthodoxie verschiedene Zweifel und Einwendungen; die Facultät dagegen „accordirte ihm zwar die Orthodoxie, tadelte aber seine oft unbestimmten und dunkeln Ausdrücke“*). „Puis on lui impute de ne pas croire S. Jacques et

*) „Also Herder,“ schreibt Nicolai an Merck, 28. Dec. 1775, „will die Orthodoxie

S. Judas les vrais auteurs des Epitres que nous avons sous leurs noms.“ Die Freunde riethen ihm, sich einem Colloquium zu unterwerfen; mit Indignation wies Herder (5. Jan. 1776) das Ansinnen zurück. „Pro tempore Prediger der Grafschaft Schaumburg-Lippe bin ich auf die Augsburgerische Confession berufen, und als Superintendent gar bestellt, über die rechthgläubige Lehre nach den symbolischen Büchern in diesem Lande zu wachen, darüber hab' ich Bestallung, Eid und Pflicht. Wer also meine Orthodogie ansieht, sieht meine gegenwärtige Stelle, Ehrlichkeit bei Amt und Eid, Landestreue und Gewissen an. Der dunkle Verleumder trete hervor... Die Zeiten sind vorbei, da man mit dem Kopf in der Hand nach Rom wallfahrtete... Mir ist's einerlei, wofür man meine Schriften halte; genug, daß der Zweck von dreien oder vieren ist, Orthodogie, wahre Theologie herzustellen, gerade dem Strom des deistischen Jahrhunderts unserer unrechthgläubigen Theologen entgegen, und vielleicht kommt die Zeit, die da sagt, daß meine undogmatischen Schriften dies tiefer und wurzelfester gethan als hundert Spinnweben von Dogmatiken und verjährten Kalendern. Es ist neu für mich, daß, um orthodox zu sein, man eine Dogmatik müsse geschrieben haben; eben hinter sie haben sich alle Keger versteckt, sowie aus ihr alle Kekerien entstanden. Nicht eigen fabricirte Dogmatiken sind nach Deutschlands Gesezen das Siegel der Orthodogie, sondern Confessionen, die Confessionen Deutschlands. Wer auf diese zusagt, muß so lange orthodox gelten, bis man ihn als falsarium bezüchtigt; und dies thue man mir! Ich will zeigen, daß ich mit Herz und Mund auf symbolische Bücher geloben kann, was viele nicht können... Fleuch, unwürdiges Lehramt“ u. s. w. — Indes ließ er sich doch befänstigen, und schrieb 31. Januar, er sei zu dem sauren Gang nach Göttingen fertig. — Den folgenden Tag erhielt er eine Aufforderung nach Weimar, und schrieb bald darauf in Göttingen ab.

Goethe hatte, um diesen Ruf möglich zu machen, mit äußerster Hartnäckigkeit gegen das Vorurtheil aller landeseingefessenen Geistlichen kämpfen müssen, die Herder für einen Freigeist hielten: er bezeichnet sie in Knüttelversen als Esel, auf denen Herder reiten und die er durch Rippenstöße curiren solle. Aber Goethe hatte sein Stück durchgesetzt: 13. Juni erhielt Herder die förmliche Vocation zum h. weimarischen Generalsuperintendenten; drei Tage

in Göttingen gefühlvoll vortragen, und die hochwürdigen Herrn von der Facultät wollen sie nur in Syllogismen vorgetragen wissen. Wenn ich mir vorstelle, daß Herder mit Walch über Theologie redet, so müssen sie entweder beide als zwei Augure über einander lachen, oder es wird ein Gastmahl des Fuchses und des Storchs daraus.“ Inzwischen finden sich doch unter Herder's Papieren jener Zeit der Entwurf eines Grundrisses zu Vorlesungen über die Dogmatik und Aehnliches.

darauf starb seine verehrte Freundin, die Gräfin Maria (der Graf folgte ihr 10. Sept. 1777). Abends 2. Oct 1776 kam Herder in Weimar an, wo Goethe zu seiner Ankunft Alles festlich bereitet hatte, und wurde gleich darauf in's Consistorium eingeführt, nicht ohne kleine Aergernisse.

Wenn Goethe in ihm noch den alten Revolutionär erwartet hatte, so konnte die Enttäuschung nicht ausbleiben. Für die Lustbarkeiten des Hofes fühlte sich Herder zu ernst gestimmt, auch paßte sein Amt nicht dazu; er schloß sich der Herzogin Louise und ihrer Partei an — zu der sich allmählig auch Knebel gesellte, der bald sein innigster Freund war. Herder wollte vor Allem Geistlicher sein, und wie kirchlich er damals dachte, zeigt ein Votum aus den ersten Jahren des Weimarer Aufenthalts. „Kirchenbuße und Kirchencensur im reinen biblisch-apostolischen Sinne genommen, kann meines Bedünkens weder abgeschafft, noch in etwas anders umgewandelt werden, so lang die Bibel da ist, und wir im dritten Artikel eine Gemeinde der Heiligen, in der Vergebung der Sünden stattfindet, glauben oder zu glauben scheinen. Kann kein Institut ohne Disciplin bestehn, wie viel weniger eine Gemeinde, bei der probitas morum das Kennzeichen ihres Glaubens sein soll. Abschaffung der Kirchenbuße wäre für den großen Haufen eine Acte der Impunität, und da kein Mensch es je aufbringen wird, wenn es einmal weg ist, ein Same zu Aergernissen in die Zukunft hinaus, woran ich keinen Antheil haben will. Soll etwas abgeschafft werden, so schaffe man die Dispensationen ab, die mehr als Alles ärgern. Kirchenzucht ist vom Begriff der Kirche unabtrennbar; in diesem liegen die Gesetze zu jener; sie kann also auch keinem fremden Gericht überlassen, weder in Staupenschlag noch Geldbuße verwandelt werden, denn sie ist Wort Gottes, praktische Ordnung des Heils in Ansehung öffentlich gefallener Sünder, Wohlthat zur Wiederaufnahme derselben in eine Gesellschaft, die rein und heilig sein soll.“

Solche Ansichten stimmten nicht zu dem herrschenden Ton. „Es war damals,“ berichtet später seine Gattin, „bei Vielen Mode, von Allem, was kirchliche oder Schul-Einrichtung hieß, äußerst gering zu denken. Der geistliche Stand wurde bei jeder Gelegenheit lächerlich gemacht; Parallelen zwischen dem armseligen Landgeistlichen und dem kräftigen, in freier Natur lebenden Soldaten oder Jäger häufig gezogen, wobei dann freilich jener in das jämmerlichste Licht kam. — Im Consistorium galt Herder für einen von den neuen Grundsätzen angesteckten Mann; jede Anregung zur Verbesserung in Schul- oder Kirchensachen, wenn sie von ihm herkam, schien verdächtig und wurde als unausführbar bestritten. Bei seiner feurigen Natur und seinen umfassenden Entwürfen war ihm das schwer zu tragen, und nicht selten bemächtigte sich seiner Seele der bitterste Unmuth. — Zu seinen Amtsgeschäften gehörte

die Predigt, die Beichte, die Confirmation sämmtlicher Kinder, die Taufen, Trauungen und Leichen der ersten Classe; die Einführungen der Geistlichen, und endlich die Revision einer beträchtlichen Anzahl von Kirchenrechnungen seiner Diocese. Die letztern waren ihm das peinlichste Geschäft: wöchentlich, bisweilen beinahe täglich, mußte er die Beschwerden der Geistlichen und Schullehrer, schriftlich oder mündlich vernehmen; er mußte sich dabei auch über die Oekonomie des Landes Kenntnisse erwerben, um die mannigfaltigen Klagen beurtheilen zu können.“

Mit Claudius, dem „reinsten Menschen, den er je gesehen“, stand Herder noch immer in lebhaftem Verkehr; leider konnte sich dieser in die Darmstädter Stellung nicht finden: einem Freund, der ihn über sein Thun und Lassen befragte, erwiderte er, „er thue nichts und lasse Alles, und gegen Herder bricht er 10. Aug. in lebhafte Klagen aus“). Erst zu Anfang des folgenden Jahres fand man eine angemessene Beschäftigung für ihn, die Redaction einer Zeitung nach der Art des wandsbeker Boten, in der er unter der Maske des lahmen Invaliden Görgel den Landleuten Zufriedenheit predigte. Er hatte sich, wie auch Merck, eifrig des unglücklichen jungen Flachsland angenommen, Herder's Schwager, der immer tiefer in unheilbaren Trübsinn verfiel. Endlich schickten sie ihn nach Weimar, mit einem wunderlichen Reisegefährten, der in diesem genialen Treiben auch eine Rolle spielen sollte.

Es war Chr. Kaufmann, geb. 1753 zu Winterthur, in dem Lavater Febr. 1776 „einen neuen edlen Jüngling, einen Mann von Gefühl, Willen und That“ entdeckt hatte; er hatte sich auch in Darmstadt sehr beliebt gemacht, und kam nun 6. Oct. mit dem jungen Flachsland in Weimar an: — „meines Bruders Engel!“ schreibt Caroline Herder gleich darauf an Gleim; „er macht unsere erste Glückseligkeit in diesen Tagen aus, einer der edelsten Menschen, ein Märtyrer für die Wahrheit und das Beste der Menschen. Ach man entweicht sein ganzes Wesen, wenn man nur von ihm schwärmt und ihm nicht nachfolgt!“ Seine Devise war: „man kann Alles was man will, wenn man will was man kann!“ und da er immer auf der Gottesspur zu sein vorgab, erhielt er den Beinamen „Gottespürhund“. Auch in Weimar übte er seine dämonische Kraft nach allen Seiten aus: drei Jahre später, als Goethe in ihm das leibhaftige Urbild zu seinem eignen Satyros erkannt hatte, schrieb er: „Alle, denen der falsche Prophet die Eingeweide bewegt hat, kommen mir vor wie vernünftige Menschen, die einmal des Nachts vom Alp

*) „Wie abenteuerlich,“ schreibt Elise Reimarus, „müßte es in einer Welt von lauter Genies zugehn!“

beschwert worden sind, und bei Tage sich keine Rechenschaft zu geben wissen.“

Klinger, der „Löwenblutsäufer“, ging, als Kaufmann kam, zuerst nach Leipzig, mit der Absicht, Artillerist zu werden, und in Amerika für die Freiheit zu sechten, etwa wie Lafeu, Wild und Blasius in „Sturm und Drang“; aber er ließ sich von dem Director Seyler (der bald darauf nach Mannheim übersiedelte) bestimmen, als Theaterdichter zu bleiben. (Leop. Wagner war der gelegentliche Recensent.)

26. bis 31. Oct. arbeitete Goethe „die Geschwister“ aus; das Stück wurde 21. Nov. aufgeführt (gleich darauf auch „die Mitschuldigen“): der Dichter spielte den Wilhelm, Frä. Amalie Kogebue, für welche er eine kleine Inclination hatte (das Gedicht „Liebebedürfnis“ fällt in diese Tage), die Marianne. Das Stück ist im Stil der Stella, der aber diesmal viel einheitlicher und dem Inhalt angemessener gehalten ist, ein liebliches Fragment bürgerlichen Kleinlebens, von der Sehnsucht nach ehelichem Glück durchhaucht, die Goethe so voll empfinden konnte. Freilich hat Wilhelm eine Vergangenheit, die nicht ganz in diese Atmosphäre paßt, er hat darin etwas von Fernando und den übrigen. Bei einer vermeintlichen Untreue der Geliebten ruft er aus: „du liegst schwer über mir und bist gerecht, vergeltendes Schicksal! — Warum stehst du da? und du? just in dem Augenblick! — Verzeiht mir! hab' ich nicht gelitten dafür? Verzeiht! es ist lange, ich habe unendlich gelitten! Ich schien euch zu lieben, ich glaubte euch zu lieben, mit leichtsinnigen Gefälligkeiten schloß ich euer Herz auf und machte euch elend . . .!“ — Auch einen wirklichen Brief der Frau v. Stein konnte sich der Dichter nicht enthalten in dieses Drama aufzunehmen: „Die Welt wird mir wieder lieb, ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich mir und Ihnen Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich so bereit zu sterben, und ich bin's nicht mehr.“ — Hier noch Einiges von Goethe's Briefen.

Juli 1776. „Mein Herz ist noch des alten Schmerzes voll. Leb' ich doch stets um deretwillen, um deretwillen ich nicht leben soll.“ „Sie fehlen mir an allen Ecken; ich schleiche meinen Tag herum und es ist mir weh bei der Sache.“ „Dachtest du an mich wie ich an dich denke? Mein ich will's nicht, will mich an der Melancholie meines alten Schicksals weiden, nicht geliebt zu werden wo ich liebe.“ — Aug. „Ach wenn du da bist, fühl' ich, ich soll dich nicht lieben! Ach wenn du fern bist, fühl' ich, ich lieb' dich so sehr!“ „Dein Verhältniß zu mir ist so heilig, sonderbar, daß ich recht fühle: es kann nicht mit Worten ausgedrückt werden und Menschen können's nicht sehen.“ „Du hast Alles, was ich gethan habe von dir loszukommen, wieder

zu Grunde gerichtet.“ — Sept. „Wenn das so fortgeht, beste Frau, werden wir wahrhaftig noch zu lebendigen Schatten. Ich halt's nicht aus. Soviel Liebe, soviel Theilnehmung, soviel treffliche Menschen und soviel Herzensdruck!“ „Sie haben eine Art zu peinigen wie das Schicksal: man kann sich nicht darüber beklagen, so weh es auch thut.“ — Oct. „Sie kommen mir eine Zeit her vor wie die Madonna, die gen Himmel fährt; vergebens daß ein Zurückbleibender seinen Arm nach ihr ausstreckt, vergebens daß ein scheidender thranenvoller Blick den ihrigen noch einmal niedermünscht, sie ist nur in den Glanz versunken, der sie umgiebt, nur voll Sehnsucht nach dem Stern, der ihr über'm Haupte schwebt.“ —

Frau v. Stein hatte so lange Lenz bei sich gehabt und gehegt; 14. Nov. kehrte er nach Weimar zurück; 26. Nov. beging er eine „Eselei“, in Folge deren ihm der Rath ertheilt wurde, sich zu entfernen, mit Reisegeld; das letztere schlug er aus, und schickte durch Herder, der sich sehr lebhaft, wenn auch umsonst, seiner angenommen hatte, „ein Pasquill“ an Goethe. Darauf 30. Nov. die strenge Anweisung, sofort abzureisen; nur mit Mühe erlangte er einen Tag Aufschub. „Traurig genug,“ schreibt er an Herder, „kaum gesehen und gesprochen, ausgestoßen aus dem Himmel als ein Landläufer, Rebell, Pasquillant . . . Ich dachte nicht, daß es so plötzlich aus sein sollte, und hatte mir meine süßesten Arbeiten aufgespart. Diese Gelegenheit ist hernach auf immer für mich verloren.“ — 1. Dec. reiste er ab, zu Schlossers, wo er noch Weihnachten war.

Auch die Gutgesinnten in Weimar waren durch Goethe umgestimmt; Wieland schrieb gleich darauf an Merck: „Lenz ist ein heteroklites Geschöpf; gut und fromm wie ein Kind, aber zugleich voller Affenstreiche, daher er oft ein schlimmerer Kerl scheint als er ist und zu sein Vermögen hat. Er hat viel Imagination und keinen Verstand, viel pruritus und wenig wahre Zeugungskraft; möchte immer was beginnen und wirken und weiß nicht was, und richtet, wie die Kinder, manchmal Unheil an, ohne Bosheit, blos weil er nichts Anderes zu thun weiß.“

Was hatte er verbrochen?*) — Es ist nicht auszumitteln, doch muß es ziemlich arg gewesen sein, denn Goethe war sehr erregt und hat ihm nie

*) Man hat die Conjectur aufgestellt, das strafbare Pasquill sei der bald darauf gedruckte „Matz Höcker“, welcher die moderne poetisirende Liebe verspottet, die Leute, die „immer an Licht und Schimmer sich weiden, gar keinen Schatten dazwischen mehr leiden, allzeit leben im süßen Traum, keinem Gefühl lassen Zeit und Raum.“ „Ist das ein ewiges Reimen und Singen, ein lächerliches Feilschen und Dingen, jeder des andern im Herzen lacht, wenn er ihn treuherzig gemacht. Die Herren wollen nur ihren Stil exerciren“ . . . „Der kalte Wohlstand darüber haßt“ u. s. w.

vergeben. „Die ganze Sache,“ schreibt er an Frau v. Stein, „reißt so an meinem Innersten, daß ich erst daran spüre, daß es tüchtig ist und was aus-
halten kann;“ und 1. Dec.: „Ich sollte gar nicht schreiben, denn ich weiß nicht, wie mir ist, die Reise muß wohl gut sein, da sie mich aus der tiefsten Verwirrung mein selbst herausreißt. Ich ruhe auf Ihrer Hand.“ Er reiste nämlich am folgenden Tag mit dem Herzog und Kaufmann nach Wörlitz bei Dessau, wo sie bis zum 21. Dec. schwärmten: auch dort wußte Kaufmann Alles zu bezaubern, der von dort in seinem Apostelgeschäft nach dem Norden abreiste.

Goethe's leichtlebige Natur heilte sich bald. Zwar schreibt er 5. Jan. 1777 an Merck: „es ist ein wunderlich Ding um's Regiment der Welt, so einen politisch-moralischen Grindkopf nur halbwege zu säubern und in Ordnung zu halten;“ aber schon drei Tage darauf an Lavater: „In meinem jetzigen Leben weichen alle entfernten Freunde in Nebel. Es mag so lange währen als es will, so hab' ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffirt — es ist eine treffliche Wirthschaft. Und bei dem Allen, lieber Bruder, Gott sei Dank! in mir und in meinen wahren Endzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünsche, als die ich wirklich mit schönem Wanderschritt mir entgegenkommen sehe.“

Eine Hauptbeschäftigung war noch immer das Liebhabentheater, dessen Mittelpunkt nun Corona Schröter war, und zu welchem sich zuweilen auch Eckhoff aus Gotha einstellte*). Für dasselbe schrieb Goethe zum Geburtstag der Herzogin Louise, 30. Jan. 1777, ein wunderliches Stück, „Vila“, die Heilung einer Frau, die gegen ihren Gemahl eine phantastische Abneigung gefaßt. Das immerhin bedenkliche Stück wurde mit großer Pracht aufgeführt; Defer war aus Leipzig gekommen, um die Decorationen einzurichten. Auch in der gleichzeitigen „Prosperpina“ klingt der finstre Gesang der Parcen: „Du bist unser! hohe Königin!“ unheimlich in die bekannten Verhältnisse hinein. „Warum sind Früchte schön, wenn sie verdammen!“ „In ewigem Haß sei ich mit euch verbunden! ich beherrsche euch, und bin darum elender als ihr Alle!“ Es ist eine wunderbar edle Sprache in diesem Monodram, ein Vorklang zur Iphigenie; Goethe hatte noch verschiedene Stoffe für diese Kunstform im Auge, z. B. Nero, wie er Rom verbrennt.

Wie groß Goethe's Einfluß auf Wieland war, zeigt (Mercur, Jan.

*) Er starb 16. Juni 1778. Er war Redner der Loge.

1777) die Erzählung, „Geron der Adelig“, in reimlosen Jamben: eine Rittergeschichte aus dem Sagenkreis der Tafelrunde, ohne alle Spur von Ironie, so ehrbar und feierlich bearbeitet, daß sich der spätere Fouqué ihrer nicht hätte schämen dürfen. Wieland hatte sie aus einer französischen Quelle, und versichert, sie für eine wahre Geschichte genommen zu haben; er hatte den mittelalterlichen Ton nachgeahmt, und bedauerte, sie nicht noch holzschnittartiger, einfältiger und gothischer vorgetragen zu haben. Die beiden Hauptfiguren — Geron selbst, der sein Weib wegen einer nur im Herzen begangenen Untreue ersticht und dann sich selbst, und namentlich der uralte Ritter Branor mit seiner finstern Tugend, der am Schluß beim Sternenlicht dem Walde zureitet, nachdem er bei Hof seine Geschichte erzählt, ohne daß man erfährt, was weiter geworden, sind romantischer als irgend ein anderes Gedicht dieser Zeit. — Der Gedanke, ob die Menschen im Mittelalter wirklich soviel gewaltiger gewesen, beschäftigte Wieland sehr. „Das ganze Geheimniß,“ sagt er in einer gleichzeitigen Abhandlung, „liegt darin, daß sie noch unzerdrückte und ungekünstelte, noch gesunde, ungeschwächte, ganze Menschen waren.“ „Unter einem solchen Volk ungeschliffener aber freier, edler, starker, gefühl- und muthvoller Menschenkinder müssen freilich die Besten gar herrliche Menschen sein. Ganz natürlich, daß der Großvater mit verjüngender Wärme seinen horchenden Enkeln Geschichten davon erzählt; daß diese Geschichten in Gesängen und Liedern von einem Geschlecht zum andern fortgehn, und daß man desto mehr davon singt und sagt, je weiter sich die Nation von ihrem Heldenalter entfernt. Natürlich, daß endlich eine Zeit kommt, wo man sich diesen großmächtigen Menschen so ungleich fühlt, daß man an ihrem Dasein zu zweifeln anfängt, und alle seine Einbildungskraft aufbieten muß, um sich eine Vorstellung von ihnen zu machen; daß eben deswegen diese Vorstellungen übertrieben, unwahr und romanhaft werden.“ „Haben wir die Nerven erst einmal weggeschwelgt oder wegphilosophirt oder weggetändelt, dann vernünfteln wir über die Herrlichkeit der Wesen ohne Sinne und Leidenschaften; und weil wir in dem Staat, worin wir zu leben die Ehre haben, keine Nerven nöthig haben, sondern Drahtpuppen sind, schwingen wir uns über die parteiischen kleinsügigen Bürgertugenden hinweg und schwätzen von allgemeiner Weltbürgerchaft. Kurz, je mehr wir durch die Abschälungen und Abstreifungen, die man mit uns vorgenommen, verloren haben, je spitzfindiger werden wir zu beweisen, daß ein Mensch desto vollkommener sei, je abgestreifter er ist, d. h. je weniger er zu verlieren hat.“ „Unsere alkoholisirte und so oft nur affectirte Empfindsamkeit, die wir voraus zu haben glauben, ist nur ein schwaches Surrogat für die lebendigen, starken, vollströmenden Gefühle der Natur.“ — Wieland will nun freilich die Vorzüge der Civilisation nicht verkennen:

„gleichwohl wird es mir erlaubt sein zu sagen, daß ein Held mehr werth ist als sein Bild, eine große That mehr als ein Schauspiel oder als eine Abhandlung über ihre Moralität und Verdienstlichkeit; kurz daß die Zeit des Seins vor der Zeit des Nachahmens, daß die Zeit der Natur vor der Zeit der Kunst den Vorzug hat.“

Es war bei Wieland eine vorübergehende Stimmung: denn eigentlich hatte er für das Volksthümliche der Sagen, Märchen und Romanzen, sowie für ihren Inhalt keinen Sinn, wenn sie nicht durch das Medium des modernen Geschmacks gegangen waren; aber für den Augenblick war er ganz voll. Die „Nachricht von dem Ritterwesen der Mittlern Zeiten“, die er schon im Jan. an Merck schickte (darin z. B. die Geschichte von Blondel und Löwenherz) ist ganz im Ton des Helden, ehrbar und feierlich. Er las hauptsächlich provençalische Quellen, während Lessing sich gleichzeitig auf die deutschen warf, namentlich das Heldenbuch. Es war unverkennbar der Einfluß von Goethe und Herder. Persönlich fehlte es an Mißthelligkeiten nicht. „Bei Herder,“ schreibt Wieland Febr. 1777 an Merck, „ist Alles was Sie mir prophezeit haben, Wort zu Wort in Erfüllung gegangen. Da es nicht anders sein konnte und sollte, so hab ich's endlich satt gekriegt, meine Liebe und Gutherzigkeit, die in den Augen Sr. Eminenz Schwäche ist, ganz ruhig wieder eingepackt und meine Strahlen eingezogen. Der Mann ist wie eine elektrische Wolke. Von fern macht das Meteor einen ganz stattlichen Effect, aber der Fenster habe solch einen Nachbar über seinem Haupt schweben. Niemand ist bereiter, das Große und Gute an Andern zu erkennen und gegen jeden herrlichen Kerl sich selbst für nichts zu achten. Aber ich kann für den Tod nicht leiden, wenn ein Mensch seinen eignen Werth so stark fühlt; und wenn volends ein starker Kerl ewig seine Freude daran hat, Andere zu necken und zu packen, dann möcht' ich gleich ein Duzend Pyrenäen zwischen mir und ihm haben.“ — Herder's beständige Kränklichkeit trug auch dazu bei. — „Mit Goethe — was für herrliche Stunden lebte ich im ersten Jahr! Nun ist's, als ob in den fatalen Verhältnissen, worin er steckt, ihn sein Genius ganz verlassen hätte; seine Einbildungskraft scheint erlöschen; statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausging, ist politischer Frost um ihn her. Er ist immer gut und harmlos, aber er theilt sich nicht mehr mit.“ — Den meisten Verdruß machte ihm seine Zeitschrift. „Leben und Tod des Mercur,“ schreibt er an Merck, „hängt nur von euern Recensionen ab! Wenn mich meine Freunde nicht unterstützen, so sehe ich kein ander Mittel als meinen Laden zu schließen, und das wäre nicht viel besser als mich aufzuhängen.“ — „Um einem solchen Wesen würdig vorzustehn,“ bemerkt ihm Jacobi, „muß man selber nichts Rechtes hervorzubringen im Stande sein; man muß triviales Zeug mit Enthu-

flasmus schreiben, oder wenigstens mit allerhand trivialen Leuten von Herzen gut Freund sei können, und überhaupt nicht wissen, wo man eigentlich zu Hause oder wie alt man ist.“ — Mit Gleim, der ihn 25. Juni in Weimar besuchte, stand er immer gut.

Zuweilen kamen auch Nachrichten von Lenz, der sich bis Anfang Mai bei Schlosser aufgehalten hatte, dann aber zu Lavater ging. In dieser Zeit erschien von ihm eine „dramatische Phantasie“, „der Engländer“, der wieder den alten Stoff behandelt: Robert liebt die Prinzessin Armida, erregt als Schildwache vor ihrem Fenster Scandal, indem er einen Schuß abfeuert; will sich als Deserteur angeben, wird durch Armidens Vermittlung begnadigt, von wohlmeinenden Verwandten in die Cur genommen, man sucht ihn auch durch eine Buhlerin zu zerstreuen, als er aber Armidens Verlobung erfährt, verfällt er in Tobsucht und ersticht sich mit einer Scheere. Als der Geistliche den Sterbenden auffordert, zu resigniren, um sich mit seinem Schöpfer zu versöhnen, stirbt er mit den Worten: „Armida, Armida! — Behaltet euern Himmel für euch!“ Die bezeichnendste Stelle aber für den Dichter ist diese: „Sa unter allen Foltern des Lebens, auf die der Scharffinn des Menschen gesonnen haben kann, kenne ich keine größere, als zu lieben und ausgelacht zu werden. Und die Marmorherzen machen ihrem Gewissen diese Peinigung so leicht, weil es ihnen so wenig Mühe kostet, weil sie ihrem Stolz und ihrer eingebildeten Weisheit so schmeichelt, weil sie die schlechtesten Erdenföhne mit so geringen Kosten über den würdigsten Göttersohn hinaussetzt.“ — Lenz besingt sein Schicksal.

Mit tiefer Verehrung hing er an Goethe's Schwester Cornelia, die sich in der Einsamkeit zu Emmendingen immer unglücklicher fühlte. „Wir sind hier allein,“ hatte sie 10. Dec. 1776 an Gustchen Stolberg geschrieben, „auf 30. M. ist kein Mensch zu finden, meines Mannes Geschäfte erlauben ihm nur sehr wenige Zeit bei mir zuzubringen, und da schleiche ich denn ziemlich langsam durch die Welt, mit einem Körper, der nirgend hin als in's Grab taugt. Hier macht die Natur meine einzige Freude aus, und wenn die schläft, schläft Alles.“ — Sie starb im Wochenbett, 8. Juni 1777. Für Lenz war es eine erschütternde Nachricht, nicht minder für Goethe, der in ihr die treueste Freundin seiner Jugend verlor.

Goethe's Verhältniß zu Lida war in der alten Weise fortgegangen. „Ich kann nichts thun als Sie im Stillen lieben. Ihr Betragen zu den andern Sachen, die mich plagen, macht mir einen so seltsamen Druck auf die Seele, daß ich suchen muß mich loszureißen.“ — „Ich habe Sie sehr lieb. Das hab' ich schon so oft gesagt, und mich dünkt, das ist eins von den Dingen, die man ohne neue Wendung immer wieder neu zu sagen glaubt.“ —

„Sie werfen mir immer vor, daß ich ab- und zunehme in Liebe; es ist nicht alle Tage so ganz fühlbar, wie lieb ich Sie habe.“ — „Meine übrigen kleinen Leidenschaften und Zeitvertreibe hängen sich doch nur an den Faden der Liebe zu Ihnen an, der mich durch mein jetziges Leben durchziehn hilft.“ — „Ich bin mit meinem Dasein und meinen Hoffnungen wie zwischen Himmel und Erde aufgehangen.“ — „Ja lieb Gold, ich glaub wohl, daß Ihre Liebe zu mir mit dem Absein wächst, denn wenn ich weg bin, können Sie auch die Idee lieben, die Sie von mir haben; wenn ich da bin, wird sie oft gestört durch meine Thor- und Tollheit. Ich hab' Sie doch allein lieb, das spür' ich an der Wirthschaft mit den übrigen Frauen.“ — „Ich habe wunderliche Gedanken gehabt, u. a., ob ich Sie auch wirklich liebe, oder ob mich Ihre Nähe nur wie die Gegenwart eines reinen Glases erfreut, darin sich so gut bespiegeln läßt.“

„Dunkler, zerrissener Tag!“ schreibt er 16. Juni, als er die Nachricht vom Tode seiner Schwester erhält; und an seine Mutter: „mir ist ihr Tod nur desto schmerzlicher, da er mich in so glücklichen Zeiten überrascht, wo das Glück sich gegen mich immer gleich bezeigt. Ich kann nur menschlich fühlen, und überlasse mich der Natur, die uns heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lange empfinden läßt. Sorgen Sie für des Vaters Gesundheit, wir sind nur einmal so beisammen.“ 17. Juli an Gutschen: „Alles geben die Götter, die unendlichen, ihren Lieblingen ganz! alle Freuden die unendlichen, alle Schmerzen die unendlichen ganz.“

Lenz irrte in den Urkantonen umher, wo er „die Erschaffung der Welt, ein Traum in den Schweizergebirgen“ dichtete; im Sept. war er wieder bei Lavater. Vorher hatte Kaufmann eine Art Versöhnung mit seinem Vater zu Stande gebracht. — Kaufmann hatte sich 18. bis 27. April bei Hamann in Königsberg aufgehalten und war von ihm auch bei Kant eingeführt worden; von dort ging er nach Rußland, wo eben auch Cagliostro sein Wesen trieb. — Hamann hatte durch Reichardt's Vermittlung die Verwaltung des Pachtbause erhalten, in dem er aber bald große Ungelegenheiten fand und wieder in Noth gerieth.

Auch Claudius war die Stelle in Darmstadt immer unerträglicher geworden; schon 28. Febr. hatte er von Moser einen scharfen Verweis erhalten (später äußerte dieser: er war zu faul, mochte nichts thun als Vögel singen hören, Clavier spielen und spazieren gehn) und sofort seine Entlassung eingereicht. Gleich darauf verfiel er in eine tödtliche Krankheit, die J. H. Jacobi Gelegenheit gab, durch eine herzlich erteilte Unterstützung mit ihm in Verührung zu kommen. 22. April reiste er nach Wandsbeck zurück, wo Boß, in gutem Verkehr mit Klopstock und in erbitterten Streitigkeiten mit

Heyne*) und andern Gelehrten, sich vergebens um ein Conrectorat in Hamburg beworben, und deshalb Dec. 1776 selbst Goeze den Hof gemacht hatte**). — Schon lange hatte er sich gesehnt, seine Braut heimzuführen; die Mutter hatte sich immer gesträubt, und auch Klopstock's freundliche und dringende Vermittlung hatte nichts gefruchtet. Endlich 1. Mai 1777 machte sich Voß nach Flensburg auf, und es gelang seiner tapfern Ausdauer, den Widerstand der Familie zu besiegen. 15. Juli war die Hochzeit, gleich darauf führte er seine Ernestine nach Wandsbeck heim, wo Claudius bereits angekommen war. Der schnelle Umschwung hatte ihn doch sehr erschüttert: den Freunden fiel die Veränderung auf, die in seiner Stimmung vorgegangen war, und der gezwungen scherzhafte Ton, mit dem er über sein Schicksal sprach, hatte etwas Niederschlagendes. Zwischen den beiden Familien fand nun ein schöner und inniger Verkehr statt; sie feierten zusammen frugale Schmäuse im Freien, wohin Claudius in der Regel sein jüngstes Töchterchen auf dem Rücken mittrug. Auch Klopstock zeigte sich sehr herzlich; Schönborn und Campe — der eine Pension angelegt hatte — kamen öfters herüber, zuweilen ging man zusammen nach Hamburg, um Brockmann als Hamlet zu sehen.

In dieser Zeit arbeitete Voß, von Klopstock angeregt, eifrig an der Uebersetzung der Odyssee (den Pindar hatte er vorher übersetzt); auch entstanden eine Reihe größerer Idyllen; einige darunter, z. B. „de Geldhapers“ (die auf Gewinnst in der Lotterie speculiren), in plattdeutschen Hexametern. Stoff und Behandlung waren gleich realistisch, und namentlich die ländlichen Speisen werden so detaillirt, daß man eine Menge Worte daraus lernt: aus lexicographischen Interessen ist man furchtbar stark. Der Junker wirbt um die Müllerstochter, bringt ihr ein Ständchen, muß draußen frieren und wird zuletzt schmäählich begossen; der alte Invalide zieht bettelnd herum, und wird von gutmüthigen Mädchen mit Speise versehen; der Reisende hört an einem Teich — Abend und Nacht sehr ausführlich beschrieben. — die Stimme büßender Jungfrauen, die unverheirathet geblieben, und deshalb in Unken verwandelt sind; am Riesenhügel erzählt ein Schäfer dem herumreisenden Krämer die Sage von der Zauberin Hela. Die Einleitung ist gut, die Sagen selbst aber schlecht und gar nicht volksmäßig erzählt; man merkt doch, trotz der Anstrengung, wie schwer es dem Gelehrten wird, sich in die Seele, also auch in die

*) Er verlor 10. Oct. 1775 seine erste Frau und heirathete 1777, 48 J. alt, eine zweite, mit der er noch 41 J. glücklich zusammenlebte.

**) „Er empfing mich sehr höflich, und unterhielt mich durch erbauliche Reden über Goethe und Wieland. Der Mensch sieht abscheulich aus. Er lächelt beständig, und wagt's nicht, seine Augen gerade auf meine zu richten.“

Sprechweise des Volkes zu versehen. Uebrigens hörte es Voß sehr ungern, wenn man seine Dichtungen als niederländische bezeichnete. Auch vortreffliche Satiren, z. B. „der zufriedene Sklave“, fallen in diese Zeit.

Mit den Stolbergs blieb immer einige Verbindung: eben hatte der ältere Bruder, jetzt Amtmann zu Trembsbüttel bei Idesloe, Louise Reventlow geheirathet; der jüngere verweilte als eutinischer Gesandter in Kopenhagen, und beide zusammen gaben zum erstemal ihre Gedichte heraus. Seine Uebersetzung der Ilias hatte F. L. Stolberg Voß zur Aussteuer geschenkt. — Aug. 1777 kam Kaufmann nach Wandsbeck: „ein schöner, sehr kräftiger Mann, der Alles, was er redete, in dunkle, oft derbe Worte hüllte, und doch Alle einzunehmen wußte. Aus seinen Reden sollte man den Schluß ziehen, daß er trotz seinem jugendlichen Aussehn schon mit einem Menschenalter vor uns in Verührung gestanden. Er behauptete, fast gar keinen Schlaf zu bedürfen, aß nichts als Vegetabilien, und trank nur Milch und Wasser. Er hatte einen jungen Mann bei sich, der in seiner Gegenwart nicht reden durfte, und den ganzen Tag schreiben mußte, weil sich bei Kaufmann die Gedanken so drängten, daß er nur dictiren konnte. Eine Menge Briefe hatte der Bote jeden Tag nach Hamburg zu bringen und zu holen. Auch Arzt behauptete er zu sein, dem kein Kranker, der Zutrauen hätte, stirbe, und wirklich machte er einige Curen, die in Verwunderung setzten. Von seinen Heldenthaten in Persien erzählte er gern. Merkwürdig war es mit anzuhören, wie Voß und Claudius sich allerlei Zweifel über diesen Wundermann mittheilten, und wie doch jeder beflissen war, ihn gegen den andern in Schutz zu nehmen.“ — Mit Kaufmann machte Voß 1. Sept. eine Reise nach Gr. Bielen, um seine junge Frau den Eltern und dem alten Freunde Brückner vorzustellen. Dort verweilten sie fast zwei Monate, und es macht Freude, aus Ernestinens Erinnerungen das gemüthliche Bild der mecklenburgischen Heimath sich zu vergegenwärtigen. Ein Nachklang davon ist im 70. Geburtstag. — Kaufmann hatte sich auch verlobt *). — Als Goethe gleich darauf die Selbstbiographie seines alten Freundes Jung herausgab („Heinrich Stillings Jugend“), hielt man in Königsberg allgemein Kaufmann für den Verfasser; in Süddeutschland wurde sie theilweise Goethe zugeschrieben.

12. Sept. ist Goethe auf der Wartburg, in Naturgenüssen schwelgend, und mit einer neuen Farce „die geflickte Braut“ beschäftigt, einer Satire gegen

*) „Gestern.“ schreibt Zimmermann 26. Oct., „hatte ich einen Brief von Lavater, worin er sagt, daß Kaufmann eben von Astrachan in Zürich angekommen sei, von Astrachan bis Zürich seines Gleichen nicht habe, ein herrliches Mädchen heirathen, als Landwirth leben und Großes wirken werde.“

die empfindsamen Naturschwärmer aus Werther's Schule, deren Nerven aber die wirkliche Natur zu robust ist, und die sich ihre Natur, Mondschein, Landschaft und Alles, ohne Zugluft, Ungezieser und Regen in Kisten packen, und deren Geliebte eine mit sentimentalen Büchern ausgestopfte Puppe ist. Die Durchführung dieser vortrefflichen Idee ist etwas zu sehr im Schlafrock; später wurde die Posse „Triumph der Empfindsamkeit“ getauft, und zu einem runderlichen Contrast die „Proserpina“ darin aufgenommen. — 21. Sept. kam auch Merck auf die Wartburg, und blieb acht Tage, in denen er das volle Vertrauen des Herzogs gewann. „Mich freut's,“ schreibt er, „zu sehn, was an Goethe's Situation ist. Das Beste von Allem ist der Herzog, den die Esel zu einem schwachen Charakter gebrandmarkt haben, und der ein eisenfester Charakter ist. Ich würde aus Liebe zu ihm eben das thun, was Goethe that. Die Märchen kommen alle von Leuten, die ungefähr soviel Auge haben zu sehn, wie die Bedienten, die hinter'm Stuhl stehn, von ihren Herrn und deren Gespräch urtheilen können.“ „Der Herzog wird mir immer näher und näher,“ heißt es in Goethe's Tagebuch; „gern fehr' ich doch zurück in mein enges Nest, nun bald in Sturm gewickelt, in Schnee verweht, und, will's Gott, in Ruhe vor den Menschen, mit denen ich doch nichts zu thun habe.“ — Dem alten Freund Kestner, der ihn wegen einer Ortsveränderung um Rath fragt, schreibt er: „Der treueste Rath ist: bleibt wo ihr seid! Tragt diese oder jene Unbequemlichkeit, weil ihr's nicht besser findet werdet, wenn ihr den Ort verändert. Bleibt fest und treu auf euerm Plage. Fest und treu auf Einem Zweck, ihr seid ja der Mann dazu, und ihr werdet vordringen durch's Bleiben. Wer seinen Zustand verändert, verliert immer die Einrichtekosten, moralisch und ökonomisch.“ Und als er nach seiner Rückkehr in Weimar (10. Oct.) sein Häuschen ausgebaut fand: „Heiliges Schicksal! Du hast mir mein Haus gebaut und ausgestaffirt über mein Bitten. Ich war vergnügt in meiner Armuth unter meinem halbsaulen Dach; ich bat dich mir's zu lassen, aber du hast mir Dach und Beschränktheit vom Haupt gezogen wie eine Nachtmütze. Laß mich nun auch frisch und zusammengekommen der Reinheit genießen! Amen, ja Amen winkt der erste Sonnenblick!“

Gleich darauf vernahm er, daß sein Schwager Schlosser, ein halb Jahr nach Corneliens Tod, sich wieder vermählt habe, mit einer gemeinsamen Freundin, Johanna Fahlmer. „Mir ist's wunderbarlich auf deinen Brief; mich freut's, und ich kann's noch nicht zurechtlegen.“

Der Herzog war mit seinen wilden Gefellen auf die Jagd in den Harz gezogen; 29. Nov., im schärfsten Winter folgte ihm Goethe. Ein Geier, der über ihm schwebte, als er in das Gebirge ritt, gab dem bekannten schönen Liede die Stimmung. Er hatte vor, einen Selbstquäler aufzusuchen, der sich

in leidenschaftlichen Briefen an den Dichter des Werther gewandt, und von ihm Mitgefühl für sein Grollen mit Gott gefordert hatte: Plessing (geb. 20. Dec. 1752), Sohn des Pastors in Wernigerode. „Abseits wer ist's? In's Gebüsch verliert sich sein Pfad, hinter ihm schlagen die Sträucher zusammen, das Gras steht wieder auf, die Ode verschlingt ihn.“ „Ist auf deinem Psalter, Vater der Liebe, ein Ton seinem Ohre vernehmlich, so erquickte sein Herz! öffne den umwölkten Blick über die tausend Quellen neben dem Dürstenden in der Wüste!“ 3. Dec. war er bei ihm, ohne sich zu erkennen zu geben, als reisender Landschaftsmaler; er schilderte ihm auf seine Klagen in warmen Bildern die Freude am Leben der Natur, in das sich zu versenken das Herz allein beglücken könne; als aber Plessing solche Gedanken gar nicht verstand, verschloß sich ihm das Mitgefühl des Dichters, der auch da er den Werther schrieb, in seiner Lebensfülle kein Werther war. — Von einem Wirth aus Goslar, am folgenden Tage, schreibt er an Frau v. Stein: „Es ist eine schöne Philisterei im Hause, es wird einem ganz wohl. Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Classe von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß vor Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen: Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren. — Wie wenig der Mensch bedarf, und wie lieb es ihm wird, wenn er fühlt, wie sehr er das Wenige bedarf!“ — „Mir ist's eine sonderbare Empfindung, unbekannt in der Welt herumzuziehen; es ist mir, als wenn ich mein Verhältniß zu den Menschen und Sachen weit wahrer fühlte.“ — Er hatte die Baumannshöhle besucht, Klausthal; am 10. Dec. erstieg er den Brocken; der Förster hatte sich erst geweigert, ihn den schwierigen Weg hinaufzuführen. „Ich war still und bat die Götter, das Herz dieses Menschen zu wenden, und war still.“ Und sie wandten das Herz, die Sonne ging auf, und Goethe stand auf dem Gipfel „grenzenlosen Schnee überschauend, zwischen jenen ahnungsvollen Granitklippen, unter sich ein unbewegliches Wolkenmeer.“ Endlich war von der Sonne das Ganze in Purpur gekleidet, er glaubte sich in einer Feenwelt. „Den Einsamen hüll' in deine Goldwolken! Umgieb mit Wintergrün, bis die Rose wieder heranreift, die feuchten Haare, o Liebe! deines Dichters!“ — Nachdem er seine Jagdgenossen aufgesucht, und ihnen seine Abenteuer erzählt, war er 16. Dec. wieder in Weimar.

Wenn er sich gegen Plessing einen Landschaftsmaler genannt, so war das nicht bloß seine alte Neigung und Beschäftigung, es drückte ein Princip aus. Die Zeit hatte eine neue Wendung genommen; Kunst und Wissenschaft strebten aus dem Innern heraus, den Dingen zu. Die Naturwissenschaft

beginnt aufzublühen *), sie wird mit der Philosophie, mit Spinoza in Verbindung gesetzt; Buffon wird eifrig gelesen; Knochen werden zerlegt, Mineralien gesammelt. In allen diesen Dingen war Merck Helfer und Rath; er handelte als Kenner mit Kunstschätzen, und in der Naturgeschichte galt er als Mann von Fach. Goethe folgte ihm mit Eifer, und mußte auch Fr. v. Stein zu gewinnen. In dem Streben, Geist und Erscheinung zu vermählen, gewann auch die Physiognomik einen neuen Hebel.

Lavater's drittes Fragment war April 1777 herausgekommen, es enthielt wieder allerlei, diesmal auch charakteristische Handschriften. Unter Goethe's Bignette hatte Lavater — sehr zum Verdruss des Dichters — geschrieben: „Man bemerke vorzüglich die Lage und Form dieser gedächtnisreichen, gedankenreichen warmen Stirn, bemerke das mit einem fortgehenden Schnellblick durchdringende, verliebte, sanft geschweifte, nicht sehr tiefliegende, helle, leicht bewegliche Auge, die so sanft sich darüber hinschleichende Augenbraue, diese an sich allein so dichterische Nase, diesen so eigentlich poetischen Uebergang zum lippichten, von schneller Empfindung gleichsam sanft zitternden, und das schwebende Zittern zurückhaltenden Munde, dies männliche Kinn, dies offene markige Ohr. Wer ist, der absprechen könne diesem Gesichte Genie? — Und Genie, ganzes, wahres Genie, ohne Herz, ist Unding. Denn nicht hoher Verstand allein, nicht Imagination allein, nicht beide zusammen machen Genie. Liebe! Liebe! Liebe ist die Seele des Genies.“

In demselben Fragment hatte sich Lavater über die Vorzüge der Griechen ausgesprochen. „Daß die Kunst Höheres noch nichts erfunden hat als die alten griechischen Bildsäulen, kann für's erste als ausgemachte Wahrheit angenommen bleiben. Nun entsteht die Frage: woher diese hohe, wie man sagt überirdische Schönheit? . . . Ganz erschaffen kann der Mensch überall nichts; nachahmen ist sein ewiges Thun und Lassen, sein Leben und Weben, seine Natur und seine Kunst . . . Jeder Maler hat seine Meister, die um ihn lebende Natur seines Zeitalters und sich selbst copirt. So jeder Bildhauer, so jeder Schriftsteller, so jeder Patriot. Die eigne Manier eines Genies in der Kunst, Wissenschaft und Tugend ist blos die durch seine besondere Lage modificirte Nachahmung seines Helden . . . Der ungenialische Nachahmer ahmt nur den Meister oder die Natur nach, ohne Theilnehmung, ohne Tinctur seiner Verschmisterung mit der nachgeahmten Sache; er zeichnet eigentlich nur durch. Nicht so, wer Original ist, das Genie. Er ahmt zwar

*) Haller starb 12. Dec. 1777, nachdem ihn 17. Juli Kaiser Joseph besucht, der an Voltaire vorübergegangen war. Blumenbach und Werner, beide eben in vollster Jugend, sind die bedeutendsten Anreger der neuen Studien.

auch nach, aber er zeichnet nicht durch, er setzt seine Nachahmungen nicht wie ein Flickwerk zusammen. Er schmilzt sie durch einen Zusatz seiner theilnehmenden Individualität zu einem homogenen Ganzen, und dies ist von allen Zusammenschmelzungen seines Zeitalters so verschieden, daß man's neues Geschöpf, Ideal, Erfindung heißt."

"Schöne Werke der bildenden oder der dichtenden Kunst sind immer zuverlässiges Siegel und Pfand schönerer Urbilder, schönerer Natur, und eines Auges, das gebildet war, von diesen Schönheiten afficirt und hingerissen zu werden . . . Nichts kommt in die Imagination als vermittelt der Sinne . . . Es ist so fern, daß die Kunst ohne und außer der Natur idealisiren konnte, daß ich fest behaupte, sie kann's nicht einmal bei und vor der Natur. Alles Idealisiren ist nichts als Wiedervergegenwärtigung gewisser Sensationen von Schönheiten, die uns afficirten; Nachahmung dieser Schönheiten, Zusammenschmelzung derselben in eine homogene Form. Der Künstler schafft nur, wie jeder Mensch eine Sprache schafft. Er kann die schöne Kunst, aber nicht die schöne Natur seines Zeitalters übertreffen. Was wir Ideale nennen an den Alten, war ihnen unbefriedigendes Natur-Nachhinken der Kunst. Sie bildeten schöner, weil sie schönere Menschen um sich hatten."

"Aber sie waren ja blinde Heiden, und wir sind gläubige Christen! — Ich möchte den schalen Kopf sehen, der etwas Platteres sagen könnte! — Das Christenthum wirkt wie sein Meister Christus: es giebt keine Augen dem, der keine hat, sondern es erleuchtet die Augen des Blinden. — Und dann, guter Gott! ist viel von unsern Glauben und Christenthum, das uns verschönern soll, zu preisen? — Ja, wenn Schminke verschönert! — Aus inwendigem Leben quillt Veredlung der Menschengestalt . . . Gesunken, gesunken ist das Menschengeschlecht, und daß wir's nicht fühlen, uns nicht schämen, ist wohl der Versunkenheit größter Beweis!"

Daß Wieland (Aug. 1777, im Mercur) gegen den letzteren Satz und gegen die vermeintliche höhere Schönheit des griechischen Lebens sich erklärte, ist begreiflich, trotz Branon und Geron; dagegen wird sich mancher darüber wundern, daß er den Satz vertrat: „Der Künstler arbeitet nicht nach einem vor ihm stehenden Original, sondern nach einer in seinem Geist erzeugten, in seiner Phantasie schwebenden Idee; die höchsten Kunstwerke sind Nachahmungen von Urbildern, die außer der Imagination des Erfinders nirgend in der Natur so dagewesen.“ „Wir mögen uns winden wie wir wollen, wir werden genöthigt sein zu bekennen, daß Phidias nach einer in seiner Seele schwebenden Idee gearbeitet habe. Wie er zu dieser Idee gekommen, wird dadurch nicht deutlicher, wenn wir sagen, sie sei eine Zusammenschmelzung gesehener Wirklichkeiten, und im Grunde verlieren wir nichts dabei, wenn wir sie ein

Gespensst schelten lassen und gestehn, daß wir von der Erscheinung dieser Art von Gespenstern in den Köpfen der Dichter, Bildner und Maler ebensovienig verstehn, als von dem Gespenst, das dem Brutus zu Philippi erschien. Es ist eitle Mühe, Alles was in dem geheimnißvollen Abgrund unserer sich selbst so wenig bekannten Seele vorgeht, so mechanisch erklären und handgreiflich machen zu wollen, wie man die Bewegung eines Bratenwenders erklärt.“

Von einer andern Seite erhob sich Lichtenberg gegen die Physiognomik. Dieselbe war von früher Jugend sein Lieblingsstudium gewesen, und wie weit er es darin gebracht, zeigen seine Briefe aus London über Garrick (Oct. bis Dec. 1775) und später seine Commentare über Hogarth. Nicht gegen die Sache selbst, sondern gegen ihren Mißbrauch war seine Polemik gerichtet — zunächst durch einen Aufsatz Zimmermann's (Nov. 1777) veranlaßt. „Unstreitig giebt es eine unwillkürliche Geberdensprache, die von den Leidenschaften in allen ihren Gradationen über die ganze Erde geredet wird. Verstehn lernt sie der Mensch gemeiniglich vor seinem 25. J.; sprechen lehrt sie ihn die Natur, und zwar mit solchem Nachdruck, daß Fehler darin zu machen zur Kunst ist erhoben worden. Sie ist so deutlich, daß Elephanten und Hunde den Menschen verstehn lernen; was wäre alle Schauspielkunst ohne sie?“ „Weiter! Diese vorübergehenden Zeichen, oft wiederholt, verschwinden nicht allemal völlig wieder, und lassen bleibende Eindrücke zurück: daher entsteht zuweilen das Thorheitsfältchen, das scheinheilige Betrüger fälschen u. s. w. — Allein diese Züge beurtheile man mit der größten Behutsamkeit, sie lügen zum Erstaunen.“ Doch sind die beweglichen Theile des Gesichts noch immer bezeichnender als die festen, die Knochen, da die Form derselben so wenig von unserm Willen abhängt. — „Fast lächerlich ist der Beweis für die Zuverlässigkeit der Physiognomik, den man aus der täglichen, ja stündlichen Ausübung derselben herleiten will. Sobald wir einen Menschen erblicken, so ist es allerdings dem Gesetz unseres Denkens und Empfindens gemäß, daß uns die nächstähnliche Figur, die wir gekannt haben, sogleich in den Sinn kommt, und gemeiniglich auch unser Urtheil sogleich bestimmt. Wir urtheilen stündlich nach dem Gesicht — ja nach dem Namen! — und irren stündlich. Jeder Mensch ist einmal des Tages ein Prophet. Einbildungskraft und Wiß kommen hiebei gefährlich zu statten. Wollten wir die Leute, von denen wir nach dem ersten Anblick urtheilen, durch genauen Anblick prüfen, es würde der Physiognomik ärger ergehn als der Astrologie.“ „Der Physiognom schließt nicht etwa aus schönen Armen auf schöne Waden, sondern aus gleichen Nasen auf gleiche Anlage des Geistes, oder aus gewissen Abweichungen der äußern Form von der Regel auf analoge Veränderung der Seele: ein Sprung, der

nicht kleiner ist, als der von Kometenschwänzen auf Krieg.“ „Die besten Pbyfiognomen sind die, welche am wenigsten von den Regeln erwarten.“ „Die Hand, die einer schreibt, aus der Form der pbyfischen Hand beurtheilen wollen, ist Pbyfiognomik.“

Zimmermann antwortete grob, indem er die Harmonie zwischen Schönheit und Tugend zu erweisen suchte, und die Fehde zog sich über ein Jahr hin, mehr mit Scheltworten als mit Gründen gewürzt. — In dem „Fragment von Schwänzen“ verspottete Lichtenberg mit Glück Lavater's überschwengliche Kraftsprache: „Noch zur Zeit nicht ganz entfesselt; mutterschweinische Weichmuth im schlappen Gang, und läppische Milchheit in der Fahnen Spitze“; „überall Mannheit, Drangdruck, hoher erhabener Bug und ruhiges, bedächtliches, kraftherbergendes Hinstarren“ u. s. w. — Man wird verzeiwelt an die Vignette Goethe's erinnert!

Da der Druck des gesammten Werks von Reimarus stets beanstandet war, veröffentlichte Lessing im 4. Beitrag „zur Geschichte und Literatur“ (verschickt Jan. 1777) eine neue Reihe von Fragmenten aus demselben. Er gestand zu, der Verfasser habe es auf einen Hauptsturm gegen das Christenthum abgesehen: um so mehr werde sich nun auch ein ebenso würdiger Vertheidiger der Religion finden. Eigentlich könne nur die Theologie, nicht die Religion unter solchen Angriffen leiden: „der Buchstabe ist nicht der Geist, die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion. Denn die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion Gehöriges, und es ist bloße Hypothese, daß sie in diesem Mehreren gleich unfehlbar sein müsse. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb, und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhängen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem sie bereits so ausgebreitet war, in welchem sie bereits sich sovieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen: so muß es auch möglich sein, daß Alles, was Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge und die von ihnen gelehrt Religion doch bestände. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt

werden, und alle schriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat."

Das erste Fragment handelte „von Verschreitung der Vernunft auf den Kanzeln“. Jetzt, setzt Lessing hinzu, ist es anders: „die Kanzeln, anstatt von der Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens zu ertönen, ertönen nun von nichts als von dem innigen Bande zwischen Vernunft und Glauben. Glaube ist durch Wunder und Zeichen bekräftigte Vernunft, und Vernunft räsonnirender Glaube geworden. Die ganze offenbarte Religion ist nichts als eine erneuerte Sanction der Religion der Vernunft. Geheimnisse giebt es darin entweder gar nicht, oder wenn es welche giebt, so ist es doch gleichviel, ob der Christ diesen oder jenen oder gar keinen Begriff damit verbindet. — Wie leicht waren jene Theologaster zu widerlegen, die außer einigen mißverstandnen Schriftstellen nichts auf ihrer Seite hatten, und durch Verdammung der Vernunft die beleidigte Vernunft in Harnisch erhielten! Sie brachten Alles gegen sich auf, was Vernunft haben wollte und hatte. Wie klüßlich hingegen ist es, mit diesen anzubinden, welche die Vernunft erheben und einschläfern, indem sie die Widersacher der Offenbarung als Widersacher des gesunden Menschenverstandes verschreien! Sie bestechen Alles, was Vernunft haben will und nicht hat.“ — Um nun aber das Mißverständniß zu vermeiden, als wolle er das *Credo quia absurdum* vertheidigen, versucht sich Lessing sofort in der rationellen Erklärung verschiedner schwierigen Dogmen, wozu er in gedruckten und ungedruckten Aufsätzen zahlreiche Anläufe nahm.

Ein anderes Fragment wies die Unmöglichkeit einer Offenbarung nach, „die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben können“. Gleichwohl zeigt Lessing, daß eine partielle Offenbarung von Nutzen sein konnte, und daß sich für diese kein Volk besser eignete als die Juden. „Dies unendlich mehr verachtete als verächtliche Volk ist doch in der ganzen Geschichte schlechterdings das erste und einzige, welches sich ein Geschäft daraus gemacht, seine Religion mitzutheilen und auszubreiten. Alle andern Völker waren mit ihren Religionen entweder zu geheim oder zu neidisch oder viel zu kalt gegen sie gesinnt, als daß sie für derselben Ausbreitung sich der geringsten Mühwaltung hätten unterziehen wollen. Die christlichen Völker, die den Juden in diesem Eifer gefolgt sind, überkamen ihn bloß, insofern sie auf den Stamm des Judenthums gepfropft waren.“ Zudem schließt die partielle Offenbarung nicht aus, daß der Herr auch diejenigen wissen wird zu erlösen, denen keine Offenbarung zutheil geworden: „denn weh dem menschlichen Geschlecht, wenn in dieser Oekonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht!“ — Ferner hatte Reimarus behauptet, das A. T. könne schon darum nicht den Zweck gehabt haben, eine Religion zu gründen, weil es von Unsterblichkeit der

Seele u. s. w. nichts enthalte. „Die Göttlichkeit solcher Bücher,“ sagt Leßing, „muß ganz anders als aus den darin vorkommenden Wahrheiten der natürlichen Religion erwiesen werden. Die erhabensten, tiefsten Wahrheiten der Art kann jedes andere ebenso alte Buch enthalten: die heiligen Bücher der Brahminen nehmen es an Alter und würdigen Vorstellungen von Gott mit den Büchern des A. T. auf . . . Ob schon der menschliche Verstand nur sehr allmählig ausgebildet worden, und Wahrheiten, die gegenwärtig dem gemeinsten Mann so einleuchtend und faßlich sind, einmal sehr unbegreiflich, und daher unmittelbare Eingebungen der Gottheit müssen geschienen haben: so hat es doch zu allen Zeiten und in allen Ländern privilegirte Seelen gegeben, die aus eignen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinaus dachten, dem größern Licht entgegeneilten, und andern ihre Empfindungen davon zwar nicht mittheilen aber doch erzählen konnten. Was sich von dergleichen Männern herschreibt, kann zu keinem Beweise eines unmittelbar göttlichen Ursprungs gebraucht werden. Kann es diesen Ursprung nicht erweisen, wo er vorhanden ist, so kann es ihn auch nicht widerlegen, wo er mangelt.“ „Bücher, die nichts von der Unsterblichkeit enthalten, können gar wohl eine seligmachende Religion enthalten, d. h. eine Religion, bei deren Befolgung sich der Mensch seiner Glückseligkeit so weit versichert halten kann als er hinausdenkt. Warum dürfte eine solche Religion sich nicht nach den Grenzen seiner Sehnsucht und Wünsche erweitern? Wenn die christliche Religion nur erst zu einer gewissen Zeit, in einem gewissen Bezirk erscheinen konnte, mußten deswegen alle vorhergehenden Zeiten, alle andern Bezirke keine seligmachende Religion haben?“

Zur weitem Ausführung dieses Gedankens theilte Leßing den Anfang einer Handschrift mit, „die in einem gewissen Zirkel von Freunden herumgegangen sei“: „die Erziehung des Menschengeschlechts“. „Von der Lauterkeit der Absichten des Verfassers bin ich überzeugt; er ist auch bei weitem so heterodox nicht, als er beim ersten Anblick scheint.“ „Es ist,“ schreibt er einige Zeit darauf an Dr. Reimarus, „ein guter Freund, der sich gern allerlei Hypothesen und Systeme macht, um das Vergnügen zu haben, sie wieder einzureißen;“ d. h. unzweifelhaft Leßing selbst. Gleichwohl mochte er sich zu der Schrift nie bekennen, und man hat in neuerer Zeit den berühmten Thaer als Verfasser geltend machen wollen, der, damals ein junger Mann, von Reimarus bei Leßing eingeführt, demselben ein religionsphilosophisches Manuscript übergeben hatte, welches er später in der „Erziehung des Menschengeschlechts“ wieder erkennen wollte. Wie die Schrift jetzt vorliegt, trägt sie augenscheinlich das Gepräge des Leßing'schen Stils; es ist aber wohl möglich, daß Leßing durch einen Thaer'schen Aufsatz angeregt wurde, einen Gedanken

zu verfolgen und auszuführen, der von seinem eigentlichen Gedankenkreise weit ablag. Gott als einen Pädagogen aufzufassen, der mit seinen Lehren Stückweise die menschliche Vernunft entwickelt, das lag in der Zeit der Philanthropine auf der Straße; als Schluß dieser Erziehung ein fertiges, absolutes System in Aussicht zu stellen, würde Lessing jedenfalls nicht als höchstes Resultat seines Nachdenkens ausgegeben haben, ebensowenig die Einschränkung dieser Erziehungsexperimente auf die jüdisch-christliche Bildung. — Der Abschluß der Schrift fällt in eine spätere Zeit; hier kehren wir noch zu den „Beiträgen“ zurück.

Der Fragmentist hatte die Widersprüche der Auferstehungsgeschichte in den verschiedenen Berichten der Evangelisten nachgewiesen; Lessing zeigte, daß man diese gar wohl zugeben, und deshalb die Thatsache an sich doch nicht bestreiten könne, da auch in der Profangeschichte im Einzelnen die Zeugnisse oft von einander abweichen. — Endlich war in den Fragmenten der Durchgang der Israeliten durch's rothe Meer ausgemalt und die Absurditäten hervorgehoben, die sich daraus ergaben: Lessing zeigte, daß so etwas den Rechtgläubigen gar nicht anfechte, der ja der Allmacht Gottes auch die Durchführung des Absurden zutrauen darf. „Wenn der Orthodox so antwortet, wie will man ihm beikommen? Man kann die Achseln zucken über seine Antwort soviel man will; aber stehen muß man ihn doch lassen, wo er steht. Das ist der Vortheil, den ein Mann hat, der seinen Grundsätzen treu bleibt, und lieber nicht so ausgemachten Grundsätzen folgen, als ihnen nicht consequent reden und handeln will. Diese Consequenz, vermöge welcher man voraussetzen kann, wie ein Mensch im gegebenen Falle reden und handeln werde, ist es, was den Mann zum Manne macht, ihm Charakter und Stetigkeit giebt, diese großen Vorzüge eines denkenden Menschen. Charakter und Stetigkeit berichtigen sogar mit der Zeit die Grundsätze; denn es ist unmöglich, daß ein Mensch lange nach Grundsätzen handelt, ohne es wahrzunehmen, daß sie falsch sind. Wer viel rechnet, wird es bald merken, ob ihm ein richtiges Einmaleins beizumohnen oder nicht.“

Das war augenscheinlich ein Compliment für Goeze, und Lessing schmeichelte sich in der That, die Rechtgläubigen zum Schweigen gebracht zu haben. — Gleich nach Abschluß der „Beiträge“, Jan. 1777, reiste er nach Mannheim ab *), wo er auch bei Gründung des neuen „Nationaltheaters“ verwandt werden sollte; er sah aber bald, daß das ganze Unternehmen ungeschickt sei, daß man gegen ihn selbst sich zweideutig benahm, und reiste schon Anfang März zurück: gleich darauf kam es durch rücksichtsloses Betragen des

*) Zacharia starb 30. Jan. 1777, 51 J. alt: die Fortsetzung seiner Sammlungen übernahm Eschenburg.

kurpfälzischen Ministers v. Hompesch (7. April) zum offenen Bruch. „Mit einem deutschen Nationaltheater,“ schreibt er seinem Bruder, „ist es lauter Wind, und wenigstens in Mannheim hat man nie einen andern Begriff damit verbunden, als daß ein Nationaltheater ein Theater sei, auf welchem lauter geborne Pfälzer agierten.“

„Und du verdienst es mir noch,“ schreibt er an seinen Bruder, „daß ich mich dafür lieber in die Theologie werfe? — Freilich, wenn mir am Ende die Theologie ebenso lohnt als das Theater! — Es sei! darüber würde ich mich weit weniger beschweren, weil es im Grunde allerdings wahr ist, daß es mir bei meinen theologischen Neckereien oder Stänkereien mehr um den gefunden Menschenverstand als um die Theologie zu thun ist, und ich nur darum die alte orthodoxe (im Grund tolerante) Theologie der neuern (im Grund intoleranten) vorziehe, weil jene mit dem gefunden Menschenverstand offenbar streitet, und diese ihn lieber bestechen möchte. Ich vertrage mich mit meinen offenbaren Feinden, um gegen meine heimlichen desto besser auf meiner Hut sein zu können.“ — 25. Mai. „Daß die Theologen zu den Fragmenten meines Ungenannten so schweigen, bestärkt mich in der guten Meinung, die ich jederzeit von ihnen gehabt habe. Mit der gehörigen Vorsicht kann man ihrewegen schreiben was man will. Nicht das, was man ihnen nimmt, sondern das, was man an dessen Stelle setzen will, bringt sie auf; und das mit Recht, denn wenn die Welt mit Unwahrheiten soll hingehalten werden, so sind die alten, bereits gangbaren, ebenso gut dazu als neue.“

„Die Theologen glauben,“ schreibt ihm Nicolai 24. Apr., „daß Sie ein Freigeist sind, und die Freigeister, daß Sie ein Theolog geworden sind.“ „Das erinnert mich,“ erwidert Lessing, „daß ich in gleicher Gestalt im vorigen Krieg zu Leipzig für einen Erzpfeufen, und in Berlin für einen Erzsachsen bin gehalten worden, weil ich keines von beiden war und keines von beiden sein mußte — wenigstens um die Minna zu machen. Das Ding war zu seinen Zeiten recht gut.“ Diesen Vergleich findet Nicolai höchst richtig: „nur dünkt mich, Sie hätten mir einmal selbst gesagt, wenn Sie oft hintereinander mit dem eifrigen H. in Leipzig disputirt, so wären Sie durch die Hitze des Streits auf eine Zeitlang im Ernst preussisch geworden. Daß es Ihnen mit Ihren theologischen Disputen nur nicht auch so geht!“ — Nicht bloß die Berliner wurden irre, Elise Reimarus, die Lessing noch vor Kurzem vertheidigt („Ein allmähliges Untergraben des Gebäudes wird gewiß bald den gänzlichen Umsturz desselben nach sich ziehen und keinen Gedanken zum Wiederaufbau übrig lassen; das ist die Ursache, warum Lessing seine Maske aufsteckt!“), schreibt nun, 28. März: „Er schlägt einen höchst wunderlichen Weg

ein; seine Erziehung des Menschengeschlechts verwirrt vollends Denker und Undenker. Mich ägert all das Larventragen.“ Freilich wurde die Familie Reimarus hauptsächlich dadurch geärgert, daß man ziemlich allgemein auf den richtigen Verfasser die Fragmente vermuthete, und man hatte Eva im Verdacht, geplaudert zu haben.

Als erster Gegner Lessing's und der Fragmente trat Director Schumann in Hannover auf, der, übrigens in sehr höflicher Weise, auf den Beweis der Offenbarung durch die Wunder hinwies. Diesen „Beweis des Geistes und der Kraft“ zerlegte Lessing in jenem herrlichen Aufsatz, den wir Alle auswendig wissen. „Ich, der ich im 18. J. lebe, in welchem es keine Wunder mehr giebt: wenn ich anstehe, noch jetzt auf den Beweis des Geistes und der Kraft etwas zu glauben, was ich auf andre meiner Zeit angemessenere Beweise glauben kann, woran liegt es? Daran, daß dieser Beweis des Geistes und der Kraft jetzt weder Geist noch Kraft mehr hat, sondern zu menschlichen Zeugnissen von Geist und Kraft herabgesunken ist; daran, daß Nachrichten von erfüllten Weissagungen nicht erfüllte Weissagungen; daß Nachrichten von Wundern nicht Wunder sind.“ „Zufälle, Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten nie werden.“ „Zum Glauben an Christi Lehren verbindet mich nichts als diese Lehren selbst, die vor 1800 Jahren allerdings so neu, dem ganzen Umfang damals erkannter Wahrheiten so fremd, so uneinverleiblich waren, daß nichts Geringeres als Wunder und erfüllte Weissagungen erfordert wurden, um erst die Menge aufmerksam zu machen. Die Menge aber auf etwas aufmerksam machen, heißt, dem gesunden Menschenverstand auf die Spur helfen. Auf die kam er; auf der ist er;“ der Wunder braucht es nicht mehr! — „Möchte doch Alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen! Es ist apokryphisch, aber darum nicht weniger göttlich.“ Das Testament: „Kinderchen liebt euch!“ — man kennt den reizenden Dialog.

Was den Reiz dieser Schriften so sehr erhöht, ist die große Heiterkeit des Geistes, die sich darin spiegelt. — Lessing war auch im Leben endlich glücklich geworden. Einen unverdächtigen Zeugen haben wir an dem jungen schwäbischen Magister Spittler, geb. Nov. 1752, im Tübinger Stift erzogen, der drei Wochen in Wolfenbüttel zubrachte, auf der Bibliothek und in täglichem Verkehr in Lessing's Haus. Nach der Abreise nach Berlin, 23. Apr., wohin ihn Lessing empfohlen hatte, schrieb er an Meusel: „Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welchem großem Manne man umgeht; und wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend anzutreffen als bei ihm, so wär's bei seiner Gattin.

Eine solche Frau hoffe ich nunmehr kennen zu lernen. Die unstudirte Güte des Herzens, die Seelenruhe, die sie Allen mittheilt, welche das Glück haben mit ihr umzugehn. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlecht unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach all ihren Vorzügen kennen zu lernen.“

Auch in den Briefen an seinen Bruder ist jetzt ein ganz anderer Ton: heiter, herzlich, selbst neckisch. Er sorgte für die gute Erziehung seiner Stiefkinder, die er sehr liebte; mit seinen Nachbarn, namentlich dem guten C. A. Schmid, der ihm noch immer gern seltne Manuscripte abschrieb, stand er in freundlichem Verkehr. Die alte Erbsünde, durch Uneigennützigkeit und Mangel an Ordnung zu Extravaganzen verleitet zu werden, trat bei der liebevollen Aufsicht seiner Frau vorläufig mehr in den Hintergrund.

Dem alten Freunde Moses theilte Lessing die meisten seiner Arbeiten mit; so namentlich jetzt seine Studien über die Freimaurer, die, ehe sie gedruckt wurden, noch die Censur verschiedener Autoritäten passiren mußten. Moses hatte im Sept. in Königsberg mit Hamann gute Stunden*), dann war er in Hannover, von wo er, 11. Nov., an Lessing schrieb: „Sie scheinen mir jetzt in einer ruhigen zufriedenen Lage zu sein, die mit meiner Denkungsart unendlich besser harmonirt als jene geistreiche aber auch etwas bittere Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt zu haben glaubte. Ich war nicht stark genug, das Aufbrausen dieser Laune niederzuschlagen, aber ich habe es herzlich gewünscht, daß es Zeit und Umstände und Ihre eigne Vernunft thun möchten. Mich dünkt — und was ich von Ihnen höre und sehe, bestätigt mich in diesem angenehmen Dünken — mich dünkt, mein Wunsch sein nunmehr erfüllt. Ich muß Sie in dieser bessern Lage Ihres Gemüths nothwendig sprechen, wäre es auch nur, um mich zu belehren, was am meisten zu dieser Befähigung beigetragen, die Frau oder die Freimaurerei? bessere Vernunft oder reifere Jahre?“ — Auf der Rückreise aus Hannover hielt sich Moses (19. Dec. u. f. w.) einige Tage in Wolfenbüttel auf**).

*) Hamann wußte seine Freundschaft um so mehr zu schätzen, da er sich in seiner ärmlichen Stellung immer unglücklicher fühlte. Er wagte deshalb eine Eingabe in Berlin, erhielt aber (27. Dec.) für seine *prétentions ridicules et inconséquentes* einen abschlägigen Bescheid. „Noch nichts an seinem rechten Ort“ schreibt er an Herder, „weder in mir noch außer mir: ich bin im Gedränge, Freunden und Feinden Genüge zu thun und meinem noch zweideutigen Selbst.“

**) 31. Dec. 1777 hatte Sulzer mit dem König eine lange Unterredung, die ihn ganz bezauberte. Gleichzeitig stellte die Berliner Academie, wie es hieß, auf specielle Anregung des Königs, die Preisfrage: „ob man ein Volk in Irrthum führen, oder in den Irrthümern, womit es schon behaftet ist, lassen soll?“ — Sulzer starb 25. Febr. 1779, 59 J. alt.

Das Glück sollte nicht lange währen. — 3. Jan. 1778 schreibt Lessing an Eschenburg: „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besinnung liegt, Ihnen für Ihren Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! denn er hatte soviel Verstand! soviel Verstand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu so einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich sage. War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehn mußte? daß er so bald Unrath merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruskelkopf auch die Mutter mit fort! denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.“ — 5. Jan. an seinen Bruder. — „Die Mutter lag ganzer neun Tage ohne Verstand, alle Tage, alle Nächte jagte man mich ein paarmal von ihrem Bett, mit dem Bedeuten, daß ich ihr den letzten Augenblick nur noch saurer mache. Denn mich kannte sie noch bei aller Abwesenheit des Geistes. Seit drei Tagen habe ich Hoffnung, daß ich sie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird.“ — 7. Jan. an Eschenburg. „Ich schäme mich recht herzlich, wenn mein Brief das Geringste von Verzweiflung verräth. Auch ist nicht Verzweiflung, sondern Leichtsinns mein Fehler, der sich manchmal nur ein wenig bitter und menschenfeindlich ausdrückt.“ — 10. Jan. — „Meine Frau ist todt; diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können, und bin ganz leicht.“ — 14. Jan. — „Wenn ich mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andre Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollt' ich es thun! Aber das geht nicht, und ich muß nur wieder anfangen, meinen Weg allein so fort zu duseln.“ — „Ein guter Vorrath vom Laudanum theologischer Zerstreungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehn helfen.“ — Un an diesem ließen es die Gegner nicht fehlen.

Zunächst antwortete Schumann: voll Hochachtung für Lessing, „der auch, wenn er Fehde ankündigt, Geist und freien Sinn mit soviel Eleganz als Würde in seinen Ausforderungen verbände“; im Uebrigen so schwach, daß Lessing die Sache fallen ließ. Mit desto größerem Eifer warf er sich auf einen zweiten Gegner, der die Auferstehungsgeschichte gegen den Fragmentisten zu vertheidigen suchte, es war ein „Nachbar“, der Superintendent Räß in Wolfenbüttel. Gegen ihn schrieb Lessing, noch im Januar, die „Duplit“, vielleicht die glänzendste seiner Streitschriften.

„Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz — — Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke, und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein.“ — Das ist der echte Lessing, weit mehr als im problematischen Schluß der „Erziehung des Menschengeschlechts“^{*)}.

Nicht gegen die Evangelisten seien die Angriffe der Fragmente gerichtet, sondern gegen die schlechten Versuche, ihre Berichte in Harmonie zu bringen. Der heilige Geist hat die Evangelisten nichts Neues gelehrt, sondern sie nur angetrieben, was sie wußten, aufzuschreiben. Und waren sie ungenau, was liegt uns daran? — „Der Abgang der Augenzeugen wird uns reichlich ersetzt durch etwas, was die Augenzeugen nicht haben konnten. Sie hatten nur den Grund vor sich, auf den sie, in Ueberzeugung seiner Sicherheit, ein großes Gebäude aufzuführen wagten. Und wir, wir haben dies große Gebäude selbst aufgeführt vor uns. Welcher Thor wühlt neugierig in dem Grund seines Hauses, bloß um sich von der Güte des Grundes seines Hauses zu überzeugen? . . . Ich lobe mir, was über der Erde steht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt! — Vergieb es mir, lieber Baumeister, daß ich von diesem weiter nichts wissen mag, als daß es gut und fest sein muß. Denn es trägt, und trägt so lange. Ist noch keine Mauer, keine Säule, keine Thür, kein Fenster aus seinem rechten Winkel gewichen, so ist dieser rechte Winkel freilich ein augenscheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde, aber er ist doch darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieser, an dieser will ich meine Betrachtungen weiden; in dieser, in dieser will ich

^{*)} Gleichzeitig in einem Manuscript: „Soviel fängt man ziemlich an zu erkennen, daß dem Menschen mit der Wissenschaft des Zukünftigen wenig gebient sei; und die Vernunft hat glücklich gegen die thörichte Begierde der Menschen, ihr Schicksal in diesem Leben vorauszuwissen, geeifert. Wann wird es ihr gelingen, die Begierde, das Nähere von unserm Schicksal in jenem Leben zu wissen, ebenso verdächtig, ebenso lächerlich zu machen? — Ueber die Belümmungen um ein künftiges Leben verlieren Thoren das gegenwärtige. Warum kann man ein künftiges Leben nicht ebenso ruhig abwarten als einen künftigen Tag? — Dieser Grund gegen die Astrologie ist ein Grund gegen alle offenbarte Religion. Wenn es auch wahr wäre, daß es eine Religion gäbe, die uns von jenem Leben ganz unzweifelhaft unterrichtete, so sollten wir lieber dieser Religion kein Gehör geben.“

sich preisen, lieber Baumeister! preisen, auch wenn es möglich wäre, daß die ganze schöne Masse gar keinen Grund hätte, oder doch auf lauter Seifenblasen ruhte.“ — „Nicht viel anders ist es mit den Wundern, durch welche Christus die Religion gepflanzt. Mögen doch die jetzigen Nachrichten von ihnen noch so zweifelhaft, noch so verdächtig sein: sie wurden ja nicht für uns Christen gethan, die wir jetzt leben. Genug, daß sie die Kraft der Ueberzeugung gehabt haben, die sie haben sollten! Und daß sie die gehabt haben, beweist das noch immer fortdauernde Wunder der Religion selbst. Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrscheinlich machen, die bei ihrer ersten Gründung sollen geschehen sein. Aber auf die historische Wahrscheinlichkeit dieser Wunder die Wahrheit der Religion gründen: — wenn ich jemals so zu denken fähig bin, so ist es um meinen Verstand geschehen. Das sagt mir mein Verstand jetzt. Und habe ich jemals einen andern Verstand, so hatte ich nie einen.“

Nun folgt jenes kostbare Vademecum für den „Nachbar“, das allein ausreichte, Lessing's dramatische Gewalt zu erweisen, wenn er auch nie ein Drama geschrieben. Vor 24 Jahren hatte er die Züchtigung eines Schulknaben für seine Sprachschüler so unterhaltend einzurichten gewußt, daß das gesammte Volk Theil nahm: um wieviel besser gelingt es ihm hier in dem neuen Stoff, der doch im Grunde ebenso langweilig ist. Aber wie er die Person des Nachbarn selbst in Scene setzt, und mit ihr spielt, wie die Katze mit der Maus — es ist unwiderstehlich. — „Ich fühle wohl,“ sagt er zum Schluß, „daß mein Blut anders umfließt, da ich diese Duplit ende, als da ich sie anfang. Ich fing so ruhig an, so fest entschlossen, alles was ich zu sagen habe, so kalt, so gleichgültig zu sagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede sein, daß ich vieles so warm gesagt habe, als ich mich schämen würde in der Sache meines eignen Halses zu sprechen. — Was soll ich thun? — versprechen, daß ich ein andermal besser auf meiner Hut sein wolle? — Ja! ja! ich verspreche: mir es nie wieder auch nur vorzunehmen, bei gewissen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben.“

„An Ihrer Stelle,“ ruft ihm C. A. Schmid, den die Schrift entzückte, zu, „möchte ich nicht sein! . . O mein redlicher Lessing, wie gern sähe ich Sie recht ruhig, und wie gerne trüge ich was dazu bei, aber wie kann ich? Ich kann ja nicht davor! . . . Leben Sie fein vergnügt, d. h. fein unruhig, denn die Unruhe ist ja wohl Ihr Element.“ „Ich freue mich,“ schreibt Lessing an seinen Bruder, „daß du das haut-comique der Polemik zu goutiren anfängst, welches mir alle andern theatralischen Arbeiten so schaal und wäffrig macht.“

„Doch das Alles (25. Febr.) sind die Scharmügel der leichten Truppen; die Hauptarmee rückt langsam vor, und das erste Treffen ist meine Neue Hypothese über die Evangelisten, als blos menschliche Geschichtschreiber betrachtet. Etwas Gründlicheres glaube ich in dieser Art noch nicht geschrieben zu haben, und ich darf hinzufügen, auch nichts Sinnreicheres. Ich wundere mich oft selbst, wie natürlich sich Alles aus einer einzigen Bemerkung ergibt, die ich bei mir gemacht fand, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen.“ — Diese Hypothese eines hebräisch geschriebnen Urevangeliums der Nazarener, aus welchem die Synoptiker geschöpft, hat später in der biblischen Kritik Epoche gemacht. Dem Evangelium Johannes sollten wir es zu danken haben, „wenn die christliche Religion aller Anfälle ungeachtet, noch fort dauert, und vermuthlich so lange fort dauern wird, als es Menschen giebt, die eines Mittlers zwischen sich und der Gottheit zu bedürfen glauben, d. h. ewig.“ — Doch wurde Lessing vorläufig durch die Polemik von diesen positiven Versuchen abgezogen.

Seine Vermuthung, die Orthodoxen würden zu den Angriffen des Fragmentisten schweigen, bestätigte sich nicht. Schon 6. Jan. erhielt er den ersten Angriff Goeze's, der im Ganzen noch höflich war, aber doch schon für Lessing's Seelenheil zitterte; dann aber folgte im Febr. eine sehr scharfe Kritik. Lessing antwortete 16. März auf beides zugleich: zuerst gleichfalls sehr höflich; dann aber mit boshaften Anspielungen auf „den, welcher uns jede zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat oder dergleichen für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwären möchte.“ Offenbar war Lessing nicht blos über des Gegners hämische Art, sondern auch darüber aufgebracht, daß die Berliner in ihrem Urtheil über die Orthodoxen gegen ihn Recht behalten sollten. Er versprach Goeze, ihm keine Antwort schuldig zu bleiben: „nicht zwar, daß ich Ihnen jede hämische Anspielung, jeden giftigen Biß, jeden komischen Ausbruch Ihres tragischen Mitleids, jeden knirschenden Seufzer, der es befeuzt, nur ein Seufzer zu sein, jede pflichtschuldige Pastoralverhehung der weltlichen Obrigkeit aufmunzen, oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht.“ Aber Gehör wollte er sich schaffen und ein unabhängiges Urtheil. „O daß Er es geben könnte, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! Luther, du! Großer, verkannter Mann! Und von Niemand mehr verkannt als von den kurzichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend aber gleichgültig daher schlendern! — Du hast uns von dem Joch der Tradition erlöst: wer erlöst uns von dem unerträglichen Joch des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es jetzt lehren würdest!“ „Herr Pastor, wenn Sie es dahin bringen, daß unsere lutherischen Pastores

unsere Päpste werden; daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen in der Schrift zu forschen; daß diese unserm Forschen, der Mittheilung unsers Erforschten Schranken setzen dürften: so bin ich der erste, der die Päpstichen wieder mit dem Papst vertauscht. Hoffentlich werden mehrere so entschlossen denken, wenn gleich nicht viele so entschlossen reden dürften.“ — In der That beschäftigt sich der größere Theil der weiteren Streitschriften damit, historisch die Bedeutung der Tradition für die Glaubensnorm gegen die ausschließliche Berechtigung der Schrift zu erweisen.

Mit seinen Hamburger Freunden gerieth er in bedenklichen Zwiespalt, da der Name des Fragmentisten doch bekannt wurde, und man argwohnte, er habe geplaudert. Er versicherte 6. April Dr. Reimarus auf Ehre und Gewissen die Falschheit dieses Gerüchts, ließ sich aber doch nicht abhalten, gleichzeitig das schlimmste aller Fragmente, „von dem Zweck Jesu und seiner Jünger“ zu veröffentlichen, worin den Gründern des Christenthums der größste Betrug vorgeworfen wurde: eine Ansicht, die Lessing für seine Person ausdrücklich perhorrescirte. Aber wie eine erhitzte Meute fielen jetzt Orthodoxen und Rationalisten in bunter Mischung über ihn her.

Auch Goeze fuhr in seinen Angriffen fort. „Ach wie tief ist der gefallen, der sonst in dem Felde der schönen Wissenschaften als ein Morgenstern glänzte, und auf den wir Deutsche in diesem Felde stolz zu sein Grund hatten!“ Zugleich spöttelt er über seinen dramatischen Stil. „Was kann ich dafür,“ antwortet Lessing, „daß ich nun einmal keinen andern habe? daß ich ihn nicht erkünstele, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe. — Sie wollen doch nicht behaupten, daß Niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdrucks bedient? daß den kalten symbolischen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade?“ — „Allerdings soll auch meine Logik sein, was mein Stil ist: eine Theaterlogik. So sagen Sie. Aber die gute Logik ist immer die nämliche, man mag sie anwenden worauf man will. Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde sie gewiß auch zu einer Predigt nicht entstehen: so wie der, dem sie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch nur eine erträgliche Komödie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerschöpflichste Spakvogel unter der Sonne wäre. — Darf ein Prediger Komödien machen? — Warum nicht? wenn er kann. — Darf ein Komödienschreiber Predigten machen? — Warum nicht? wenn er

will.“ — Zwei Kanzeldialoge, wo er als armer Sünder dem donnernden Goeze gegenübersteht, Meisterstücke der Dialektik, sind aus dieser Zeit.

Gegen einen andern Vorwurf: „Sie können einen ungefitzten Gegner an mir finden, aber sicherlich keinen unmoralischen.“ „Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unsers weibischen Zeitalters! Firniß seid ihr, und nichts weiter. Aber ebenso oft Firniß des Lasters als Firniß der Tugend. Was frage ich danach, ob meine Darstellungen diesen Firniß haben oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren; und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erst lange suchen soll.“

„Wer, ehe er zu handeln, besonders zu schreiben beginnt, vorher untersuchen zu müssen glaubt, ob er nicht vielleicht durch seine Handlungen und Schriften hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten werde, der entsage doch nur gleich allem Handeln, allem Schreiben. Ich mag gern keinen Wurm vorsätzlich zertreten; aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden soll, wenn ich einen von ungefähr zertrete: so weiß ich mir nicht anders zu rathen, als daß ich mich gar nicht rühre; keines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es sich einmal befindet; zu leben aufhöre. Jede Bewegung im Physischen entwickelt und zerstört, bringt Leben und Tod; bringt diesem Geschöpfe Tod, indem sie jenem Leben bringt: soll lieber kein Tod sein und keine Bewegung? oder lieber Tod und Bewegung?“

„— Auch der geringste Pöbel, wenn er nur von seiner Obrigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, gefitteter, besser: anstatt daß es bei gewissen Predigern ein Grundgesetz ist, auf dem nämlichen Punkt der Moral und Religion immer und ewig stehen zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren standen. Sie reißen sich nicht von dem Pöbel — aber der Pöbel reißt sich endlich von ihnen los.“

Die Insinuationen der Gegner thaten doch nach Oben ihre Wirkung. 6. Juni erging an die Waisenhausverwaltung zu Braunschweig der Befehl, nicht das Geringste mehr von Lessing zum Druck anzunehmen, wenn nicht zuvor die Handschrift vom fürstlichen Ministerio gebilligt wäre. 13. Juli Rescript an Lessing, „die Handschrift des Ungenannten, woraus die Fragmente entlehnt, integraliter einzuschicken, und sich aller fernern Bekanntmachung dieser und ähnlicher Schriften bei Vermeidung schwerer Ungnade und schärfern Einspruchs gänglich zu enthalten.“ „Ich weiß längst,“ schreibt Lessing 23. Juli an Ebert, „daß ein halb Duzend vernünftiger Männer zusammen oft nicht mehr als ein altes Weib sind.“ An seinen Bruder: „Ich habe ein sicheres Mittel, den Reichshofrath zu theilen. Da die mehrsten Glieder desselben Katholiken sind, so darf ich meine Sache nur so vorstellen, daß in der Verdam-

mung, welche die lutherischen Geistlichen über mich aussprechen, eigentlich die Verdammung aller Papisten liegt, welche die Religion ebensowenig auf die Schrift, und auf die Schrift allein wollen gegründet wissen als ich^{*)}. Uebrigens erklärt er sich entschlossen, die Sache auf's Aeufferste ankommen zu lassen: nur, fügt er 2. Aug. an Elise Reimarus hinzu, „ich will gewiß keinen unüberlegten Schritt thun; wäre es auch nur, um mich nicht von einer Bibliothek zu entfernen, die mir zur Fortsetzung meines Streits unentbehrlich werden möchte.“ 3. Aug. erfolgte die Resolution, daß er ohne Vorwissen des Ministeriums auch auswärts nichts drucken lasse; 17. Aug. ein förmlicher Verweis. In Sachsen wurden die Schriften confiscirt.

Die meisten Freunde, auch die liberalsten, wurden über diese Händel sehr bedenklich. Es ist Schade, daß Kant keine Gelegenheit hatte sich auszusprechen. — Eine Art von Anknüpfung zwischen den beiden größten Denkern der Zeit war versucht worden: Marcus Herz, der in Berlin alljährlich Vorlesungen vor einem auswählten Publicum nach Kantischen Principien hielt, hatte schon Juni 1776 an Lessing ausführliche Briefe über die Subjectivität der Empfindungen geschickt, ihn aber nicht zur Antwort veranlassen können. Kant selbst ließ wenig von sich hören: „Ich empfangen,“ hatte er 24. Nov. 1776 an Herz geschrieben, „von allen Seiten Vorwürfe wegen der Unthätigkeit, darin ich seit langer Zeit zu sein scheine, und bin doch wirklich niemals systematischer und anhaltender beschäftigt gewesen. Die Materien, durch deren Ausfertigung ich wohl hoffen könnte, einen vorübergehenden Beifall zu gewinnen, häufen sich unter meinen Händen, wie es zu geschehn pflegt, wenn man einiger fruchtbaren Principien habhaft geworden. Aber sie werden insgesammt durch einen Hauptgegenstand, wie durch einen Damm, zurückgehalten, an welchem ich hoffe ein dauerhaftes Verdienst zu erwerben, in dessen Besitz ich auch wirklich schon zu sein glaube, und wozu nunmehr nicht sowohl nöthig ist, es auszudenken, sondern nur auszufertigen. Es gehört, wenn ich sagen soll, Hartnäckigkeit dazu, einen Plan, wie dieser ist, unverrückt zu verfolgen. Sie wissen, daß das Feld der von allen empirischen Principien unabhängig urtheilenden, d. h. reinen Vernunft muß übersehn werden können, weil es in uns selbst a priori liegt und keine Eröffnungen von der Erfahrung erwarten darf. Um nun den ganzen Umfang und die Grenzen desselben nach sichern Principien zu verzeichnen, bedarf es einer förmlichen Wissenschaft, zu der man von denjenigen, die schon vorhanden sind,

^{*)} In der That wurde Goeze Juli 1779 wegen Beleidigung der Katholiken von dem kaiserlichen Residenten angeklagt und ein Widerruf von ihm verlangt, den er indeß nicht geleistet zu haben scheint.

nichts brauchen kann, und die zu ihrer Grundlegung sogar ganz eigner technischer Ausdrücke bedarf“ *).

Es war nun Hoffnung, Kant in den Mittelpunkt der deutschen Bewegung zu ziehen. Der alte Meier in Halle, Baumgarten's Schüler, starb, und der Minister v. Zedlitz, der Kant schon häufig Zeichen ehrender Anerkennung gegeben, der zu Hause seine Collegienhefte studirte und Herz' Vorlesungen regelmäßig besuchte, forderte ihn 28. Mai 1778 dringend auf, die Stelle anzunehmen: „Ein Mann, der so denkt wie Sie, darf sich wohl vorsagen lassen, daß es Pflicht für ihn ist, in einem weitem Zirkel gemeinnützige Kenntnisse und Licht auszubreiten, daß er einen Ort wählen muß, wo er mehr Nutzen stiften kann.“ Aber Kant lehnte ab: „Eine herrliche und gerade meinem Bedürfniß angemessene Situation,“ schreibt er an Herz, „abwechselnd mit Arbeit, Speculation und Umgang besetzt, wo mein sehr leicht afficirtes, aber sonst sorgenfreies Gemüth, und mein noch mehr launischer doch niemals kranker Körper ohne Anstrengung in Beschäftigung erhalten werde, ist alles was ich gewünscht und erhalten habe. Alle Veränderung macht mich bange, ob sie gleich den größten Anschein zur Verbesserung meines Zustandes giebt, und ich glaube, auf diesen Instinct meiner Natur Acht haben zu müssen, wenn ich anders den Faden, den mir die Parcen sehr dünn und zart spinnen, noch etwas in die Länge ziehen will.“ In demselben Brief nennt er als den Hauptzweck seines akademischen Lebens: „gute und auf Grundsätze errichtete Gefinnungen zu verbreiten, in gut geschaffnen Seelen zu befestigen, um dadurch der Ausbildung der Talente die einzige zweckmäßige Richtung zu geben.“

So wurde die Stelle denn an Eberhard gegeben, dessen „allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens“ 1776 von der Akademie gekrönt war, obgleich sie seinen Freunden selbst nicht recht für voll galt, und der eben den 2. Bd. seiner „Neuen Apologie des Sokrates oder von der Seligkeit der Heiden“ herausgegeben hatte. Er nahm die Stelle an, weil er zu einem Predigant doch keine Aussicht hatte (39 J. alt) und hielt nun in Halle die Wolffsche Philosophie aufrecht, wenn auch der Beifall, den er fand, nur mäßig war. Auch mit Lessing band er noch zuweilen an.

— Der frische Ton des Anti-Goeze stellt für jeden Unbefangenen das Gerebe, diese Sachen hätten Lessing's Leben verkümmert, als Thorheit heraus: unruhig machten sie ihn, aber die Unruhe war sein Element. Etwas

*) In demselben Brief äußert sich Kant über Herz' „von der Verschiedenheit des Geschmacks“: „Der mir in Parallele mit Lessing ertheilte Lobspruch beunruhigt mich, denn ich besitze noch kein Verdienst, was desselben würdig wäre, und es ist, als ob ich den Spötter zur Seite sähe, mir solche Ausprüche beizumessen.“

Anderes lastete auf ihm, seine alte Erbsünde: er verstand seine äußerlichen Verhältnisse nicht zu ordnen, und jetzt hatte er auch Pflichten gegen Andere, er hatte seine Stiefkinder zu erziehen. „Ich bin,“ schreibt er an Elise Reimarus 9. Aug., „mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten bestürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß Alles, Alles aufopfern, um mich einem Verdacht nicht auszusetzen, der mir unerträglich ist. Wie oft möchte ich es verwünschen, daß ich auch einmal so glücklich sein wöllen als andere Menschen! Wie oft wünsche ich, mit eins in meinen alten isolirten Zustand zurückzutreten, nichts zu sein, nichts zu wöllen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt! — So ist meine wahre Lage. Haben Sie wohl Recht, daß Sie mir rathen, blos um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zustand auszudauern, der mir längst zur Last geworden? — Ach wenn er wüßte, dieser elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Pöffen hier aushalte! — Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, knirsche eins mit den Zähnen, und lasse den Kahn gehn, wie Wind und Wellen wöllen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will!“ — „Diese Streitigkeit,“ setzt er hinzu, „ist nun schon mein Steckenpferd geworden, das mich nie so herabwerfen kann, daß ich den Hals nöthwendig brechen müßte.“ — Der „elende Feind“ spielte ihm den schlimmsten Pöffen: Lessing war zuletzt mit einer so furchtbaren Wucht von Gelehrsamkeit gegen ihn vorgerückt, daß er — verstummte. Er schwieg, und ließ nichts weiter von sich hören, so daß Lessing jetzt wirklich wild wurde.

Den letzten Anti-Goeze schrieb er in Hamburg, wo er 12. Sept. ankam. Elise merkt mit einer gewissen Verwunderung an, daß er allgemein sehr gut aufgenommen wurde; auch war er heiterer als man erwartete, obgleich er die Schwäche hatte, zuweilen mitten im Gespräch einzuschlafen. Klopstock regierte noch als Patriarch fort; im vergangenen Jahr hatten K. F. Cramer („Klopstock, in Briefen von Tellow an Elise“) und Sturz begeisterte Werke über ihn geschrieben; er war beschäftigt, eine letzte Ausgabe des Messias zu veranstalten, dichtete zahlreiche, meist religiöse Oden, und erfand mit Campe eine neue Rechtschreibung, die von Hamann, Lichtenberg u. A. heftig angefochten wurde. Campe war glücklich in seiner Erziehungsanstalt und arbeitete am Robinson, der im folgenden Jahre erschien. Basedow war da, und unterhielt die Gesellschaft mit den wunderlichsten Fragen: u. A. hatte er sich die Fertigkeit angeeignet, alle Lieder nach der Melodie des alten Dessauer zu singen. Schönborn war aus Algier zurück. Bode trieb mit

altem Eifer die Freimaurerei, für die er nun auch Schröder völlig gewonnen hatte: ihnen wurde der erste Theil von „Ernst und Fall“ zur Ansicht vorgelegt, welchen Lessing hier zum Druck förderte; die weitere Fortsetzung der Freimaurergespräche hielt er noch zurück, zum Theil aus Rücksicht für den Erbprinzen von Braunschweig. Die hamburger Freimaurer — und fast alle Freunde Lessing's gehörten dazu, schlossen sich der liberalen Richtung an, deren Extrem im Illuminaten-Orden auftauchte, Mai 1776 von Weishaupt und Knigge gegründet. — In Wandsbeck besuchte er Claudius, der sich auf humoristische Weise seiner gegen Goeze angenommen hatte: seine ökonomischen Verhältnisse waren, obgleich seine Familie sich jährlich vermehrte, dadurch etwas verbessert, daß F. H. Jacobi ihm seine Kinder zur Erziehung anvertraute. Bosz hatte eben einen Ruf als Lehrer nach Otterndorf im Land Hadeln erhalten, wohin er noch im Oct. abging. In derselben Zeit kehrte auch Lessing nach Wolfenbüttel zurück. Der Aufforderung, sich dem Strom des schlechten Geschmacks entgegenzusetzen, begegnete er mit der Erklärung, man müsse es wie mit einer Schaar Betrunkener machen: sich in einen Winkel stellen und sie vorbeitaumeln lassen. — Seine Geldverlegenheiten verminderten sich nicht, und seine Briefe an Elise sprechen sich wieder sehr bitter aus, wobei allerdings in Anschlag zu bringen ist, daß er körperlich leidend war.

Da die Pfälzer mit Lessing nicht hatten fertig werden können, und doch die Idee eines Nationaltheaters nicht aufgeben wollten, so wandten sie sich an Wieland: es war ihnen hauptsächlich um Singspiele zu thun. Wieland, der sich viel mehr Weltflugsheit zutraute als Lessing, ging sofort darauf ein, und versfertigte die Rosamunde (die bekannte Episode aus der Geschichte Heinrichs 2. von England), die von Schweizer componirt wurde, und auf die er sich ihrer tugendhaft erbaulichen Haltung wegen nicht wenig zu Gute that. Zu seinem Erstaunen mußte er von F. H. Jacobi, dem Goethe ganz beistimmte, hören, daß das Stück nichts taue. Im Anfang wollte er wieder die Feder auf ewig niederlegen, indeß tröstete er sich bald, schickte die Rosamunde mit einigen Aenderungen nach Mannheim ein, und folgte selbst 21. Dec. 1777, nachdem er sich einige Tage in Frankfurt bei Goethe's Eltern aufgehalten. Kurfürst Karl Theodor empfing ihn sehr freundlich, und versprach ihm, die Rosamunde den ganzen Carneval durch spielen zu lassen. Darüber aber starb der Kurfürst von Bayern Max Joseph; Karl Theodor, sein Erbe, brach nach München auf, und nahm sein Theater mit: doch blieb ein Filial in Mannheim zurück. Wieland reiste unverrichteter Sache

aber guten Muths 8. Jan. 1778 von Mannheim ab, jetzt ziemlich überzeugt, daß er für das Dramatische keinen Sinn habe; auf der Rückreise blieb er wieder mit Merck einige Tage in Frankfurt.

In Weimar gab es ein buntes Treiben; vierzehn Tage hindurch „Morgens Schweinhäsz, Nachmittags Theaterproben, Abends fragenhafte Ständchen, Schlittenfahrt mit Fackeln, extemporirte Komödie in Ettersburg, allerlei Tollheiten, Tanz, Concerte, Redouten,“ dazwischen Kupferstiche, Mineralien, Spinoza u. s. w. 16. Jan. 1778 stürzte sich ein Fr. v. Laßberg aus Liebesgram in die Ilm; man fand den Werther in ihrer Taschê; Goethe war tief erschüttert. Bald darauf kamen traurige Nachrichten von Lenz.

Ende 1777 hatte er ein Gedicht „an den Geist“ gemacht und ihn beschworen, den Körper nicht vorzeitig zu zerstören. 20. Jan. 1778 erschien er, irrsinnig, bei dem Pfarrer Oberlin in Steinthal (Elßaß) mit Empfehlungen von Kaufmann. Dieser kam mit seiner Braut bald darauf an, um ihn zu pflegen; als er mit Oberlin einen Besuch bei Schloffer gemacht, brach 4. Febr. bei Lenz der völlige Wahnsinn aus: man brachte ihn erst nach Straßburg dann nach Emmendingen, wo er mehrere Monate bei Schloffer blieb, dann bei einem Schuster des Orts in Pflege gegeben wurde*). 7. April erhielt man in Weimar die Nachricht davon.

Es war die Zeit der großen Partanlagen — die Goethe doch in der „geflückten Braut“ sehr verspottet hatte: als Muster derartiger Unternehmungen galt der Park in Würslitz bei Dessau, den Goethe 13. Mai mit dem Herzog besuchte, nachdem er vorher in Erfurt bei Dalberg, in Leipzig bei Defer gewesen war; auch Bessedom wurde nicht umgangen. 15. Mai entführte ihn der Herzog nach Berlin und Potsdam, wo sie 8 Tage blieben.

Es war eine ernste Krisis: der bayerische Erbfolgekrieg sollte ausbrechen; noch heute weiß man nicht recht, ob die Sache nicht bedenklicher war als der Ausgang sie erscheinen ließ. Goethe schreibt an Fr. v. Stein, 17. Mai: „Es ist ein schön Gefühl, an der Quelle des Krieges zu sitzen in dem Augenblick, da sie überzusprudeln droht. Und die Pracht der Königsstadt, und Leben und Ordnung und Ueberfluß, das nichts wäre ohne die tausend und tausend Menschen, bereit für sie geopfert zu werden! . . . Wenn ich nur gut erzählen kann von dem großen Uhrwerk, das sich vor einem treibt! Von der Bewegung der Puppen kann man auf die verborgenen Räder, besonders auf die große alte Walze, F. R. gezeichnet, mit tausend

*) Erst im Sommer 1779 brachte ihn sein Bruder nach Riga; der Wahnsinn ging vorüber, er schrieb März 1781 an Goethe, der aber unverföhlich blieb; auch bewarb er sich um ein Schulamt. Es war aber eine verlorne Existenz. Erst 42 J. alt, starb er 24. Mai 1792 in Moskau, ganz verschollen.

Stiften, schließen, die diese Melodien eine nach der andern hervorbringt.“ 19. Mai: „Die Blüthe des Vertrauens, der Offenheit welkt; die eisernen Ketten, mit denen mein Herz eingefast wird, treiben sich täglich fester an, daß endlich gar nichts mehr durchrinnen wird . . . Soviel kann ich sagen, je größer die Welt wird, desto garstiger die Farce; und ich schwöre, keine Zote und Eskelei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Muth und Geradheit erhalten wollen bis an's Ende, und lieber mögen das Ende vorrücken, als mich den letzten Theil des Weges lausig hinfrieden zu lassen*).“ — Später: „Mit Menschen hab' ich sonst nichts zu verkehren gehabt, und hab' in preussischen Staaten kein laut Wort hervorgebracht, das sie nicht können drucken lassen. In Berlin guckte ich nur, wie das Kind in den Karitätenkasten. Aber du weißt, wie ich im Anschauen lebe; es sind mir tausend Lichter aufgegangen. Und dem alten Fritz bin ich recht nah worden, da ich hab' sein Wesen gesehn, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab' über den großen Menschen seine eignen Lumpenhunde räsonniren hören**).“

Die militärische Episode wirkte in mancher Hinsicht nicht schlecht. Der lange Friede drohte den Idealismus zu sehr auf's Innere und das Privatleben zu werfen, jetzt wurde man wieder auf die Politik aufmerksam. „O Vater! Vater!“ singt der alte Gleim, der sofort wieder mit Grenadierliedern hervortrat, den König an, „diese Last füllt unsere Herzen schwer!“ „O ging's in dieser kühlen Nacht, ging's deinem Feinde zu! viel besser wär's uns in der Schlacht als hier in dieser Ruh.“ Freilich hatte schon Amerika und

*) Um diese Zeit schreibt Lessing: „Wenn ich mich recht untersuche, so beneide ich alle jetzt regierende Könige in Europa, den einzigen König von Preußen ausgenommen, der es einzig mit der That beweist, Königswürde sei eine glorreiche Sklaverei.“ — „Gott hat keinen Wig, und die Könige sollten auch keinen haben. Wer steht uns für die Gefahr, daß er deswegen einen ungerechten Ausspruch thut, weil er einen witzigen Einfall dabei anbringen kann?“

**) Aus den Tagebuchblättern jener Zeit: „Wie man aus seinem Hause tritt, geht man auf lauter Koth, und weil ich mich nicht um Lumpereien bekümmere, handle ich oft dumm.“ „Indem man unverbesserliche Uebel an Menschen und Umständen verbessern will, verliert man die Zeit und verdirbt noch mehr; anstatt daß man diese Mängel nehmen sollte, gleichsam als Grundstoff, und nachher suchen sollte diese zu contrebanciren. Das schönste Gefühl des Ideals wäre, wenn man immer rein fühlte, warum man's nicht erreichen kann.“ — Nach der Rückkehr des Herzogs mit Goethe schreibt Wieland: „Ich werde je länger je mehr davon überzeugt, daß ihn Goethe recht geführt, und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von seiner sogenannten Favoritenschaft haben wird.“ — Klinger trat während des Kriegs in österreichische Dienste.

Rousseau gewirkt. Seit 1776 gab Schläger den „Briefwechsel“ heraus, vor dessen freimüthigen Mittheilungen und Urtheilen alle Minister ein sehr unbehagliches Gefühl nicht unterdrücken konnten; Meusel schrieb die „europäische Staatenkunde“, Sturz die „Briefe aus England“; im „deutschen Museum“, seit 1776 von Voie redigirt, veröffentlichte Dohm („Geschichte der Engländer und Franzosen in Ostindien“ 1776) vortreffliche politische Aufsätze, die Herzberg auf ihn aufmerksam machten und ihm eine Anstellung in Preußen verschafften. In einem Artikel hatte er den Satz versprochen, daß jede Gewalt im Staat durch das Volk geschaffen sei; Wieland hatte dagegen Nov. 1777 „das göttliche Recht der Obrigkeit“ vertheidigt: „Das Recht des Stärkern ist jure divino die wahre Quelle aller obrigkeitlichen Gewalt;“ „es liegt in der menschlichen Natur ein angeborener Instinct, denjenigen für unsern natürlichen Obern, Führer und Regenten zu erkennen und uns willig von ihm meistern zu lassen, dessen Obermacht wir fühlen.“ Es war ein Einfall, wie Wieland deren so manche hatte; bedenklich genug, denn kurz vorher war Schubart auf den Hohen-Asperg abgeführt. Jacobi nahm die Sache tragisch, er kündigte dem Verfasser die Freundschaft. Im „Schach Solo“*) (Mai 1778) versuchte Wieland eine Rechtfertigung, die sehr läppisch ausfiel: weil Zauberer dem Tyrannen trogen konnten, sollte die Tyrannei überhaupt unschädlich sein! „Die Sach' ist sonnenklar, so wird die Welt regiert, und eine ganze Fuhre von Syllogismen macht's nicht mehr noch minder wahr.“ „Verkleinert und vergrößert nur nicht was ist in eurer Phantasie, so ist's juft recht; und euch erspart's die Müh, dem lieben Gott in seine Kunst zu pfeuschen.“

Auf Jacobi war er ernstlich böse. „Ich habe,“ schreibt er 14. Mai an Merck, „seitdem mich Fritz verlassen und aufgegeben hat, einen so innigen Ekel vor Allen, was einer Verbindung mit einem Genie ähnlich sieht, in den Leib gekriegt, daß ich lieber mit Schneidern, Schustern und Hottentotten umgehn möchte.“ — Herzogin Amalie suchte zu vermitteln, aber Wieland erwiderte: „sein Stolz sei mir unleidlich, und ich wolle ihm keine Ursache geben, sich einzubilden, daß es nur auf ihn ankomme, ob er sein Scepter auf mich neigen wolle; wenn er Jupiter sei, sei ich Neptun! kurz, mein Schluß steht fest, mit Fritz in meinem Leben nichts mehr zu thun zu haben.“ — Der Bruch wurde noch dadurch vergrößert, daß Wieland den Jacobi's ihren Antheil am Mercur kündigte. — Desto enger schloß er sich an Merck. — Auf einen freundschaftlichen Brief desselben schreibt er, 16. Juni:

*) Gleichzeitig erschienen die poetischen Erzählungen „Pan und Outpenheh“, „der Vogelfang“ und „Pervonte“, die nicht gerade zu seinen besten gehören.

„Mein du bester, du einziger edler guter Mann! ich kann's nicht zu Worte bringen, wie heilig 'er mir ist, wie ich dich liebe, was für einen süßen Schauer er durch mein ganzes Wesen ausgegossen, was für neues Leben er mir giebt, wie lieb er mir die Menschheit macht, wie ich dich an mein Herz drücke, mich inniglich freue, daß der Himmel dich mir zum Gefährten, Waffenbruder und Herzensfreund für die andere bessere Hälfte meines Lebens ausgespart habe! . . . Alles ist nun, auf Leben und Tod, unter uns gesagt und ausgemacht — aber mehr als jemals sei es ein heiliges Geheimniß zwischen dir und mir, was wir einander sind.“ — Gleich darauf führte Merck die Herzogin Amalie in Eöln, Düsseldorf u. s. w. herum, und beschrieb die „malerische Reise“ im „Mercur“; seine Begleiter, Knebel, Einsiedel, wurden doch von Jacobi und Sophie Larocke sehr eingenommen. — Durch die letztere erhielt Wieland die Nachricht vom Tode seiner Julie Bondeli; sie war 8. Aug. unverheirathet gestorben, und er war fest überzeugt, daß ihr Geist ihn noch in den letzten Augenblicken berührt habe. Er schwelgte in Erinnerungen an den „Engel“.

Wenn Goethe um diese Zeit durch seine Parkanlagen und andere Decorationswerke (9. Juli Eröffnung der Einsiedelei; 22. Aug. Beleuchtung der Ilm im Rembrandt'schen Geschmack; 20. Oct. großes Jahrmärktsfest in Ettersburg) an größern Arbeiten gehindert wurde, so gewann doch dadurch sein Naturgefühl eine größere Innigkeit, aus der damals „der Erbkönig“ und die süßeste aller seiner Romanzen, „der Fischer“*) hervorquollen. Angelernt an die alte Volksweise, in Form, Ton und Stoff, und doch der eigentliche Gehalt tief aus der Brust geschöpft. Die Romanze wurde das natürliche Gewand des deutschen Liedes.

Eben veranstaltete Bürger die erste Sammlung seiner Gedichte auf Subscription; das Neue bestand hauptsächlich aus Balladen, dem Percy nachgebildet; einige im glücklichen Romanzenton, „Bruder Grauroth und die Pilgerin“, „St. Stephan“ (auch der spätere „Graf Walther“ gehört dahin), doch war durchweg der ursprüngliche Text vergrößert, und das Zeiteostüm, das doch

*) „In meinem Thal.“ schreibt er 5. Aug. an Merck, „wird's immer schöner, d. h. es wird mir immer näher . . . Das herzige Spielwerk ist ein Kahn, auf dem ich oft über flache Gegenden meines Zustands wegschwimme. Im Innersten aber geht Alles nach Wunsch. Das Element, in dem ich schwebe, hat alle Aehnlichkeit mit dem Wasser; es zieht jeden an, und doch versagt dem, der auch nur bis an die Brust hineinspringt, im Anfang der Athem — muß er nun gar gleich tauchen, so verschwinden ihm Himmel und Erde. Hält man's dann eine Weile aus und kriegt nur das Gefühl, daß einen das Element trägt, so findet sich im Menschen auch Glieb und Geschick zum Froschwesen.“ Goethe hatte eben schwimmen gelernt, und trieb es mit ebensovviel Eifer und Lust als früher den Schlittschuhlauf.

manches Bedenkliche erklären mußte, verwischt; zuweilen verfiel er ganz in's Gemeine, z. B. in „Frau Schnipps“, die von Lichtenberg sehr gelobt wurde: freilich war dessen „Vibrastar“ in derselben Bänkelsängerart. Am deutlichsten zeigt sich die Vergröberung in der „Entführung“, von Schlegel erschöpfend charakterisirt. Bürger's Manier hat sich nun völlig festgesetzt: „sie ist derb und zuweilen nicht ohne Roheit; sie hat einen großen Anschein von Kraft, aber es ist nicht die ruhige sichere Kraft, sondern wie mit willkürlicher Spannung herangebrängte Muskeln. Ihr größter Fehler ist wohl die nicht selten überflüssige Häßlichkeit der dargestellten Sitten: wenn man sich darüber hinwegsetzt, so muß sie sich durch Redheit und Raschheit im Ausdruck, im Versbau und im Gang der Erzählung durch Sauberkeit und Genauigkeit in der ganzen Ausführung empfehlen.“ „Was unstreitig beitrug, Bürger über das Fehlerhafte seiner Manier zu verblenden, oder sie vielleicht ganz seinem Bewußtsein zu entziehen, war die Sicherheit und Meisterschaft, mit der er sie ausübte: denn Alles, was mit einer gewissen Consequenz durchgeführt ist, kann aus sich selbst nicht widerlegt werden. So sind in der Entführung lauter Ungeschicklichkeiten zu einem gewissermaßen schädlichen Ganzen zusammengeordnet, das Haltung hat und seine Wirkung nicht verfehlt.“

Zur Vorrede seiner Gesamtausgabe benutzte Bürger eine Abhandlung, die er zwei Jahre vorher im Dt. Mus. „aus Daniel Wunderlichs Buch“ veröffentlicht hatte. „Weil wir so hoch und tief gelehrt sind, daß wir schier aller Völker Sprachen reden können, ihre Handlungen, Sitten, Gebräuche, alle ihre Weisheit und Thorheit auswendig wissen, überall bei ihnen heimisch sind, so bleiben wir auch in unserm Dichten und Trachten fremd und ausländisch . . . Man will keine menschlichen, sondern himmlische Scenen malen; nicht wie seines Gleichen, sondern wie Gott und die heiligen Engel. Wollen unsere Dichter mehr gelesen werden, so müssen sie von den Gipfeln ihrer wolkgigen Gelahrtheit herabsteigen; durch Popularität kann die Poesie das wieder werden, wozu sie Gott geschaffen hat: lebendiger Odem, der über aller Menschen Herzen und Sinnen hinweht . . . Man lerne das Volk im Ganzen kennen, man erkunde seine Phantasie und Fühlbarkeit, um jene mit gehörigen Bildern zu füllen und für diese das rechte Kaliber zu treffen! . . . Möchte doch ein deutscher Percy aufstehn, die Ueberbleibsel unserer alten Volkslieder sammeln, und dabei die Geheimnisse dieser magischen Kunst aufdecken!“

Diesen Ideen kam mit willkommener Ergänzung Herder's Abhandlung „von Aehnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst“ im Dt. Mus. 1777 entgegen. Wir haben noch keine Geschichte der deutschen Poesie; dazu würde das Studium der gemeinen Volksfagen und Märchen gehören: „sie

sind gewissermaßen Resultat des Volksglaubens, seiner sinnlichen Anschauung, Kräfte und Triebe, wo man träumt, weil man nicht weiß, glaubt, weil man nicht sieht, und mit der ganzen ungetheilten und ungebildeten Seele wirkt.“ — Mit welcher Begierde haben die Engländer ihre alten Gesänge und Melodien gesammelt! bei uns liegt der Schatz ungenützt. „Aus ältern Zeiten haben wir also durchaus keine lebende Dichterei, auf der unsere neuere Dichtkunst, wie Sproß auf dem Stamm der Nation, gewachsen wäre. Bei uns wächst Alles a priori, unsere Dichtkunst und classische Bildung ist vom Himmel geregnet. — Und doch bleibt's immer und ewig, daß der Theil von Literatur, der sich auf's Volk bezieht, volksmäßig sein muß, oder er ist classische Luftblase; doch bleibt's immer und ewig, daß, wenn wir kein Volk haben, wir keine Dichtkunst haben, die unser sei, die in uns lebe und wirke. Unsr classische Literatur ist Paradiesvogel, so bunt, so artig, ganz Flug, ganz Höhe und — ohne Fuß auf der deutschen Erde.“

Die Jagd auf Volkslieder, seit dem Straßburger Aufenthalt organisiert, war von den Draußenstehenden nicht unbemerkt geblieben, und hatte bei den Verfechtern des Geschmacks und der guten Sitten viel Anstoß erregt. Der gebildete Berliner kennt vom „Volk“ nur die Esensteher und Rehberger, so wie die herumziehenden Wankelfänger mit ihren Mordgeschichten, und legt auf die Poesie derselben mit Recht kein großes Gewicht. Nicolai beschloß gegen die Neuerer einen Hauptschlag zu führen. Oct. 1776 erschien „Ein feyner flehner Almanach. Vol schönerr echterr liblicherr Volkslieder, lustigerr Rehen unndt kleglicher Mordgeschichte, gesungen von Gabr. Wunderlich wepl. Bantelsengerrn zu Dessau, herausgegeben von Dan. Seuberlich, Schusterrn zu Rigmück ann der Elbe“, dem im folgenden Jahr noch ein 2. Bd. folgte. „Meine Absicht ist,“ schreibt er an Möser, „unserr feinwollenden Genies, die allerlei Unfug treiben, einen kleinen Zwick in die Ohren zu geben, dabei aber doch auch solche Volkslieder aus der Dunkelheit zu ziehn, die wahre Naivetät haben.“ Utile cum dulci! Und an Lessing: „mein Almanach hat eine sehr ernsthaftige Absicht, nämlich einige der Thoren, die jetzt thun, als ob alle Weisheit und Gelehrsamkeit nicht eines bißchen Mutterwieses, (das sie Genie taufen), und alle Poesie nicht der Lieder der Tyroler und Fuchelträger werth wäre, wo möglich klug zu machen, oder diesen Herrn, welche wähnen, es dürfe sich Niemand an sie wagen, gerade in die Zähne zu lachen.“ „Ich habe mir freilich ein heimliches Vergnügen gemacht, einige schöne Stücke zuerst an's Licht zu bringen; aber ich habe wissentlich einige recht plumpe darunter gesetzt, damit man anschauend sehe, daß wahrhaftig nicht alle Volkslieder des Abschreibens werth sind.“ — „Bereits in alter Zeit,“ sagt Dan. Seuberlich in der Vorrede, „sind die Schuster bei deutscher Nation sonder-

barlich beflissen gewesen, liebliche Reime und Gefänge zu machen; die Leinweber aber haben sich von jeher flink gezeigt, die von Schustern gemachten Reien zu singen, darob auch wohl bei Feierabend zu klügeln und weibliche zu erdenken. Nachher jedoch erhoben sich die Leinweber ungebührlich über die Schuster, taufte allerlei artliche Einfälle in der Poeterei den ersten Wurf, als ob etwa ein Leinweber sein Schiff würfe, und einen hohen Sinnesbegriff, der plötzlich den Poeten antrete, den ersten Sprung, gleich als ob dem Weber in Folge zu groben Wurfs ein Faden spränge. Mit solchem alamodischen Genamself ist's aber eitel Wischmascherei: Dichten und Schustern geschah auf'n ersten Schnitt . . . In den letzten betäubten Zeiten ging vollends Alles drunter und drüber, Gelehrsamkeit und Verschönerungssucht würde das ganze menschliche Geschlecht verderbt haben, wäre nicht noch beim gemeinen Haufen, absonderlich bei den ehrbaren Gewerken, ein kleines Fünklein unverdorbtter Natur liegen geblieben . . . Wohl an, ihr Genies! wollt ihr deutscher alter Volkspoeterei aufhelfen, laßt alle Cultur, Neppigkeit und gelehrtes Wesen, werdet ehrliche Handwerksleut . . . Sollt's euch auch nicht gelingen, aus deutschem Vaterlande die leidige Ordnung und eiskalte Vernunft ganz weg zu singen, wird doch deutschem Vaterland eure Handarbeit mehr Frommen bringen als eure putzige, windschiefe, gelehrte Volkslieder, die das Volk nimmer singen möchte.“

Wenn Nicolai seine Hanswurftiaden Lessing und Möser empfahl, hatte er sich gerade an die unrichten gewendet. Möser freilich war höflich genug, seinem alten Verleger einige plattdeutsche Beiträge zu schicken und ihn zu versichern, er habe mehr Narren bekehrt als mancher Apostel Heiden; aber er ermahnte ihn doch, nun aufzuhören. „Mich dünkt, das Schreiben ist eine Krankheit, die mit den Jahren zunimmt.“ Lessing erklärte (10. Sept. 1777) mit übel verhehlter Verachtung, der ganze Spaß beruhe auf Verwechslung der Begriffe Volk und Pöbel; wie sehr den empfindlichen Herder die ganze Sache verdroß, läßt sich vorstellen. „Sie haben,“ schreibt er an Lessing, „auch eine Schuld auf sich, daß Sie den Nicolai sich einst die Schuhe bei den Literaturbriefen haben nachtragen lassen.“

Gleich nach dem Almanach, 1777, gab Urfinus altenglische und schottische Balladen heraus, hauptsächlich nach Percy, wozu Herder Beiträge und Eschenburg die Vorrede lieferten. Darauf folgte 1778 Herder mit den „Volksliedern“ (später: „Stimmen der Völker in Liedern“), die den Freunden der Poesie in Deutschland einen ganz unermesslichen, wenn auch etwas dümmerhaften Horizont öffneten. Vom alten Griechenland („Myrtenzweige sollen dein Schwert umhüllen!“) bis auf unsere Tage, von Lappland bis auf Tahiti hatte jede Zeit, jedes Volk einige Beiträge liefern müssen; eine wunderbare

Mannigfaltigkeit der Farbe, und doch eine gewisse Einheit in der Stimmung. Freilich war die Sammlung da am fruchtbarsten, wo bereits tüchtige Vorarbeiten vorlagen: die schottischen Balladen, die spanischen Romanzen und allenfalls die lithauischen Dainos bildeten den Hauptstamm, und diese haben auch auf die deutschen Dichter am meisten gewirkt. Für unsere Art war hauptsächlich das liederreiche Süddeutschland in Betracht gekommen, und hier gab es in Nicolai's Almanach sehr bedeutende Ergänzung. Eine wissenschaftliche Tendenz hatte die Arbeit noch nicht; auf geschichtliche Genauigkeit war wenig Rücksicht genommen, und die Frage nach der Entstehung solcher Lieder war nur nebenbei behandelt. Wenn sich später die Vorstellung verbreitete, sie seien aus dem Volk im Allgemeinen herangewachsen, so zeigte Herder durch Aufnahme des Erlkönigs (vielleicht auch des Haideröslens?), daß er ganz gut wisse, auch zur Dichtung von Volksliedern gehöre ein Goethe, wenn auch ein Goethe im Schurzfell. Herder's Hauptzweck war, die Liberalität des Urtheils zu fördern; zu zeigen, daß nur die Kunstpoesie die Völker trennt, die Naturpoesie aber sie vereint; dazu hatte er sein vorzüglichstes Augenmerk auf Nachbildung des Tons, der Weise, der Modulation gewandt, und im Zweifelsfall lieber die Worttreue geopfert; freilich hatte er zuweilen in's Natürliche idealisirt: die Weglassung der spanischen Assonanzen ist wohl nicht bloß aus der Schwierigkeit zu erklären. — Für den Augenblick haben die „Volkslieder“ mehr das Urtheil als die Praxis gefördert; noch wirkten Bürger's ausgeführte Erzählungen unmittelbarer als die springenden und dunkeln Combinationen des Volkslieds, die Bildung war im Durchschnitt noch zu realistisch. Ihre eigentliche Wirkung begann eine Generation später.

In derselben Zeit gab Herder eine Bearbeitung des Hohenliedes (deren Handschrift er schon April 1777 Frau v. Stein mitgetheilt), „Lieder der Liebe, die ältesten und schönsten des Morgenlandes“ heraus; ferner „Bilder und Träume: vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele“. Er spricht sich darin mit der herrschenden Schule keineswegs einverstanden aus, mit jenen „übertriebnen Wiglingen ohne gesunden Verstand und Herzenstreue, jenen fliegenden Sonnenrossen, die die Erde verbrennen, jenen Speculanten ohne Anschauung und Handlung, jenen Leidenschaftshelden, die der Verrückung nahe sind“ u. s. w. Als Zusatz gab er einige Minnelieder. — An Hamann schrieb er 1. April: „Eingeklemmt in einsamen Wirrwarr und geistliches Sisyphushandwerk ermattet man an Allem und nimmt zuletzt an sich selbst nicht mehr Theil. Ich habe den Winter einsamer gelebt als je in meinem Leben.“

Bei Herder hatte diese Misanthropie keine äußere Veranlassung; anders bei Bürger. Aus den Balladen lernt man ihn doch nur halb kennen; auch seine dichterische Kraft entwickelt sich fast ebenso stark in Liedern wie „Mädel

schau mir in's Gesicht! Schelmenauge blinze nicht. — „Wer nie in schöner Wollust Schooß die Fülle der Gesundheit goß —“; mehr noch gilt das von den tieferen Bewegungen seiner Seele. Es ist bekannt, daß Bürger, neben seiner Gattin Dorette deren Schwester Molly sittenwidrig liebte, und an den Früchten dieser unglücklichen Leidenschaft lernt man die Bedeutung von „Stella“ und „Allwill“ tiefer würdigen. Verdient aber die Charakterschwäche des Menschen keine Entschuldigung, so kann man der Kraft, mit welcher der Dichter seinen Schmerz ausströmte, Bewunderung nicht versagen. „Aus Vulkers geheimem Liebesarchiv“ wurde erst später, 1786, veröffentlicht, stammt aber aus 1776: — „Denn wie soll, wie kann ich's zähmen, dieses hochempörte Herz? Wie den letzten Trost ihm nehmen, auszuschreien seinen Schmerz? Schreien, aus muß ich ihn schreien! Herr mein Gott! du wirst es mir, du auch, Molly, wirst verzeihen, denn zu schrecklich tobt er hier.“ „Nirgend ist ein Spalt nur offen — für der Hoffnung Labeschein; und auch Wünschen oder Hoffen scheint Verbrechen gar zu sein.“ „Nichts ach nichts weiß ich zu fagen im Bewußtsein dieser Schuld, nichts zu murren, nichts zu klagen! dennoch mangelt mir Geduld.“ — Noch tiefer, in „Untreue über Alles“, 1778, als er sein Gewissen völlig bezwungen: „Ich habe was Liebes, das hab' ich zu lieb: was kann ich, was kann ich dafür? Drum sind mir die Menschengesichter nicht hold; doch spinn' ich ja leider nicht Seide noch Gold, ich spinne ja Herzeleid mir. Auch mich hat was Liebes im Herzen zu lieb: was kann es, was kann es für's Herz? Auch ihm sind die Menschengesichter nicht hold, doch spinnt es ja leider nicht Seide noch Gold, es spinnt sich nur Elend und Schmerz. Wir seufzen und sehnen, wir schwachten uns nach, wir sehnen und seufzen uns krank. Die Menschengesichter verargen uns das; sie reden, sie thun uns bald dies und bald das, und schmieden uns Fessel und Zwang. Wir irren und quälen euch andre ja nicht, wir quälen ja uns nur allein! Drum Menschengesichter, wir bitten euch sehr, drum laßt uns gewähren und quält uns nicht mehr, o laßt uns gewähren allein! Was drängt ihr euch um die Kranken herum und scheltet und schnarchet sie an? Von Schelten und Schnarchen genesen sie nicht. Man liebet ja Tugend, man übet ja Pflicht, doch keiner thut mehr als er kann. Es hungert den Hunger, es durstet den Durst, sie sterben von Nahrung entfernt. Naturgang wendet kein Aber und Wenn. — O Menschengesichter, wie zwinget ihr's denn, daß Liebe zu lieben verlernt?“

Vor einer solchen Macht der Leidenschaft sollte die Moral freilich verstummen; und doch läßt sich ein bängliches Gefühl nicht unterdrücken, wenn man hart neben jenem Gedicht die „Muttertändelei, für meine Dorette“ liest: „Seht mir doch mein süßes Kind! fetter als ein fettes Schnecken, süßer als

ein Zuckerweckchen! Leutchen, habt ihr auch so eins?“ — Und dann wieder hart daneben: „Ich lauschte mit Mollh tief zwischen dem Korn, umbuftet vom blühenden Hagebuttdorn. Wir hatten's so heimlich, so still und bequem und kofeten traulich von diesem und dem. Wir hatten's so heimlich, so still und bequem, kein Seelchen vernahm was von diesem und dem; fast achteten unser die Lüftchen nicht mehr, die spielten mit Blumen und Halmen umher... Wir schwankten, berauscht von der Liebe Gefühl und küßten der herrlichen Trauben noch viel. Dann schwuren wir herzlich bei Ja und bei Nein, im Leben und Tode getreu uns zu sein.“ — Und das Gedicht wurde noch zu Lebzeiten seiner Gattin gedruckt! — Und jenes bängliche Gefühl wird bestätigt, wenn man aus den spätern Briefen erfährt, wie arg der unselige Kampf gegen die Sitte auch die innere Würde angegriffen hatte.*)

Die äußern Verhältnisse des Dichters waren ungeordnet. Der Tod seines Schwiegervaters 1777 hatte verdrüßliche Erbschaftsangelegenheiten zur Folge gehabt, sein Amt verwaltete er nachlässig und war schon Nov. 1778 geneigt es aufzugeben; eine Pachtung, die er 1780 übernahm, besserte die Sache auch nicht. Rein aus äußern Gründen veranstaltete er einen Concurrency-Almanach gegen Voß, nachdem sich Gödingk mit dem letztern vereinigt, und versuchte sich in poetischen Uebersetzungen, Virgil, Ossian u. s. w. Am wichtigsten war der Macbeth, den er im Auftrag Schröder's unternahm, und der uns zeigt, wie damals der Geschmack eher auf Vergrößerung des britischen Dichters ausging, während 22 Jahre später ihm eine griechisch-moderne Maske aufgesteckt werden mußte.

In solchen Vergrößerungen hatte sich Shakespeare nun wirklich auf der deutschen Bühne durchgesetzt, hauptsächlich durch Schröder. Nachdem Brockmann 5. März 1778 aus Hamburg schied, und mit seinem Hamlet erst Berlin, dann Wien in einen Taumel des Entzückens versetzte, gab Schröder — der zum letztenmal als Tänzer auftrat — den Hamlet selbst; ebenso den Shylock, Lear, Falstaff, Iago, den Alcalde von Salamea (Calderon, 18. Dec. 1778: Amtmann Graumann); auch Maaz für Maaz, Komödie der Irrungen, Barbier von Sevilla u. s. w. wurden aufgeführt. Hamlet blieb das Lieblingsstück der Deutschen, obgleich man noch nicht auf die geistreiche Idee gekommen war, daß es den deutschen Charakter darstelle: schon damals erschienen zahlreiche Abhandlungen, darunter von Kästner über den Aufenthalt Hamlet's in Wittenberg. — Die neuen Stücke waren theils

*) Der Ton dieses süßen Liebesgeflüsters wiederholt sich (1781) in „des Pfarrers Tochter von Taubenhain“, die abgesehen von der etwas rohen Behandlung des an sich schon quälenden Stoffs in einigen Strophen die höchsten Geheimnisse der Poesie anstreift.

verwilderter Shakespeare, theils Vergrößerungen der Emilia oder des Gög. J. B.: von dem alten Weiße „Romeo und Julia“; „Rosamunde“ (1776), „Jean Calas“ (1779); von Vertuch (geb. 1747) „Elfriede“ (1775); von Gotter „Marianne“ (1776); von Blum (geb. 1739) „die Befreiung Mathenaus“ (1775, Episode aus der Geschichte Friedrich des Großen); von v. Dabo (geb. 1755) „Arno“ (1776), „die Römer in Deutschland“ (1779); von Jac. Maier aus München (geb. 1739), „der Sturm von Borberg“ (1777); von Hahn aus Zweibrücken (geb. 1746), „der Aufruhr zu Pisa“ (1776); von Sprickmann „Eulalia“ (1777); von Berger (geb. 1754) „Galora von Venedig“ (1778); von Schink aus Magdeburg (geb. 1755) „Gianetta Montaldi“ und „Marionettentheater“ (1778: eine Satire gegen die Kraftgenies); von v. Goué „Batilde“ (1778). — Der Maler Müller — „ein schöner junger Mann von verführerischer Gestalt und Betragen“ — der Aug. 1778 durch Goethe's Verwendung möglich machte, nach Italien zu gehn, hatte vorher verschiedene Sachen veröffentlicht: „Faust's Leben dramatisirt“, „Adam's erstes Erwachen und erste selige Nächte“, „Niobe“. — Es war eine massenhafte aber wüste Production, die weder aus Kenntniß des Lebens noch aus einem idealen Drang hervorging; von Lichtenberg wurde sie in den „altdeutschen Dramen von Bellinghaus“ 1779 mit Glück verspottet. — Aus diesem finstern und freudelosen Hintergrund heben sich zwei hohe Lichtgestalten hervor: Iphigenie und Nathan.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
1748—1750 Klopstock	8
Jugend. — Leipzig. — Fanny. — Messias. — Elegien. — Kleist's Frühling. — Verhältniß zu Bodmer. — Halberstadt und Braun- schweig. — Klopstock in Zürich. — Gefner S. 32.	
1750 Berlin: Lessing und Voltaire	34
1750 Leipzig: Gottsched, Schönaich	37
1751 — Rabener, Gellert	38
— Klopstock und seine Kritiker	41
— Lessing und die Franzosen (Lametrie)	47
— Lessing und die Theologen	49
Galler. — Semler. — Michaelis. — Bengel und Herrnhut	
1752 Leipzig: Gottsched, Schönaich, Weiße	57
— Klopstock und Meta; Gleim	60
— Bodmer's Noach	63
— Wieland und Sophie Larocke	67
Bücher als Bräutigam S. 75. — Kleist.	
1753—1754 Berlin: Voltaire und Lessing	78
Lange. — Mylius. — Rettungen. — Mendelssohn S. 87.	
1754 Amouretten und Seraphim	88
Wieland und U. — Gottsched als Gegner. — Klopstock, Gleim und Wieland in der Liebe. — Gefner's Idyllen. — Zimmer- mann und Helin.	
1755 Berlin: Lessing und seine Freunde	103
Nicolai. — Mendelssohn. — Spalding (Reimarus S. 110) Sara Campson.	
— Leipzig: Lessing und Gellert (geistliche Lieder)	116
— Klopstock's heilige Poesie	118
1755 Dresden: Binkelmann	123
Heyne S. 131.	

Der siebenjährige Krieg.

1756—1758	Berlin und Leipzig	133
	Lessing, Gellert, Gleim, Gottsched. — Unterhandlungen über das Schauspiel. — v. Cronegk. — v. Bräwe. — Kleist, Weisse.	
1759	Literaturbriefe. Lessing (Fabel; Shakespeare; Weisse; Kleist's Tod)	149
—	— Ueber Wieland (Zimmermann und Julie Bondeli)	158
—	— Ueber Klopstock (Meta's Tod; Basseow S. 174)	169
1760	Lessing und Diderot (Breslau, Leipzig und Dresden)	177
1761	Die Karsthin	183
—	Abbt	187
—	Hamann	188
1761—1762	Justus Möser	209

Der Friede.

1763	Leipzig und Berlin	222
	Weisse. — Gellert. — Mendelssohn. — Besuch Lavater's.	
—	Kant	229
1764	— (vgl. S. 443 bis 445)	247
—	Theologische Controversen	259
	Die beiden Moser (Lavater und Hamann).	
1762—1764	Klopstock: religiöse Dramen	270
1762—1766	Wieland in Wiberach	272
	Shakespeare. — Komische Erzählungen. — Sophie. — Agathon.	
1765	Berlin: Lessing und sein Kreis	286
	Allg. Dt. Bibl. — Reinhard. — Abbt.	
1766	Lessing's Laokoon (Winckelmann)	294
—	Klopstock und seine Schule (Gerstenberg; Ossian; das Vaterland)	306
1766—1767	Herder's Fragmente	317
1767	Mendelssohn's Phädon: Die aufgeklärten Geistlichen	326
1767—1769	Lessing in Hamburg	329
	Schröder. — Löwen. — Bode. — Minna v. Barnhelm. — Dramaturgie. — Shakespeare und die Franzosen. — Winckelmann's Tod. — Klog und die antiquarischen Briefe. — Herder's kritische Wälzer. — Goetze. — Eberhard. —	
1768—1769	Klopstock und die Barden	364
	Claudius. — Gerstenberg's Ugolino. — Denis. — Kretschmann. — Hermannschlacht. — Verhandlungen mit Wien. — Sonnenfels.	
—	Wieland und die Grazien	373
	Niedel. — Musarion. — Idris. — Erfurt: Bahrdt. — Sophien's Frl. v. Sternheim. — Die beiden Jacobi S. 382. — Gleim und die Halberstädter. — Knebel S. 390. — Gotter und Voie. — Gellert's Tod.	
—	Justus Möser (die Göttinger)	393
1769—1770	Lavater	405
—	Herder (Seereise)	415

	Seite
1770—1771 Lessing in Wolfenbüttel	423
Berengarius. — Moses und die Theologen. — Haller's Tagebücher. — Eva. — Hamburger Besuch: Klopstock, Claudius, Basse- dow. — Berlin: M. Herz	
— Herder und Goethe	416
Mend und die Darmstädter. — Goethe's Bedeutung. — Jung- Stilling. — Wieland's Amadis. — Empfindsame Reise zu Sophie. — Penz in Straßburg S. 477. — Goethe in Frank- furt. — Neue Richtung der Poesie: Sulzer und Mauvillon.	
1772 Herder und Goethe	491
Bückeburg. — Ursprung der Sprache. — Darmstädter Kreis. — Goethe in Weimar. — Kestner und Lotte. — Sophie Laroché.	
1772 Lessing: Emilia Galotti	503
— Lessing und Wieland	511
Verhandlungen mit Wien. — Der goldene Spiegel. — Wieland in Weimar S 515.	
— Wien, Hamburg, Halberstadt, Göttingen	519
Die Varden. — Klopstock. — Claudius. — Gleim's Volkslieder. — Bürger. — Heinse. — Miller. — Voß. — Die Stolberg.	
— Lavater, Goethe, Herder	534
Jerusalem's Selbstmord. — Wieland und Jacobi.	
1773 Von deutscher Art und Kunst	543
— Lessing und die Theologen	547
Eberhard. — Möser. — Hamann.	
— Götz von Berlichingen	557
— Klopstock und der Hainbund	565
— Bürger's Lenore	570
— Nicolai's Sebalbus Nothander	573
— Sophie und die Empfindsamen	575
— Lichtenberg	579
1774 Mercur und Iris	585
Mend. — Klinger. — Heinse. — Götter, Helden und Wieland.	
— Deutsche Gelehrtenrepublik (Klopstock und Voß)	591
— Lessing und die Theologen	593
— Herder, älteste Urkunde	596
1774 Tobias Knaut; die Abderiten	601
— Clavigo und Faust	603
— Goethe mit Lavater, Bassebow und Jacobi	610
— Werther	616
— Die Wunderthäter — Sanyros und Prometheus	627
— Klopstock in Karlsruhe	632
1775 Sturm und Draug	634
Pili und Gustchen. — Wagner. — Claudine. — Leisewitz und Klinger. — Penz. — Wieland und Jacobi.	
— Goethe's Schweizerreise (Lavater)	647

	Seite
1775 Goethe in Weimar	656
1776 — — —	659
Fr. v. Stein. — Lenz und Klinger.	
— Allwilt (Stella, Siegwart) und die Empfindsamkeit	668
1775—1776 Lessing in Italien und Heirath	682
1776 Herder in Weimar (Kaufmann, Lenz)	687
1777 Goethe und sein Kreis	693
Wieland's Geron. — Cornelian's Tod. — Claudius in Darmstadt.	
— Kaufmann in Wandsbeck. — Goethe's Harzreise. — Lavater über die Griechen. — Physiognomik.	
— Lessing, Mannheimer Theater. — Mendelssohn	705
1778 Lessing gegen die Theologen	712
Kant S. 718. — Die Freimaurer.	
— Goethe und Wieland	721
Mannheim. — Lenz wahnsinnig. — Berlin.	
— Herder, Bürger und das Volkslied	725
— Shakespeare auf dem Theater	731
1779 Iphigenie	732
— Nathan (Erziehung des Menschengeschlechts); Ernst und Falk	735
— Realistische Romane	745
Merck. — Voß. — Robinson. — Müller von Iphoe. — Wezel.	
Hippel's Lebensläufe. — Jacobi's Woldemar.	
— Goethe's Schweizerreise	754
1780 Oberon	759
— Lessing und Jacobi	761
— Waser's Hinrichtung und Moser's Sturz	765
— Lavater, Heinse, Klinger	766
— Das Zeitalter Friedrich des Großen	769
1781 Lessing's Tod	774
Schluß	779